This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

UC-NRLF
$B 296 778

YB 29976

Digitized by Google

Das Wissen der Gegenwart

Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete.

14:1 Clemen

LIBRARY

OF THE

UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Received JUN 24 1892 , 189

Accessions No. 48285. Class No.

Wissenschaft vom Standpunkte der heutigen Forschung aus befriedigende Aufklärung, Belehrung und Anregung zu bieten, wird hiermit der allgemeinen Teilnahme empfohlen. Für unsere Sammlung ist vorläufig ein Umfang von zwei bis dreihundert Bänden in Aussicht genommen, **von denen jeder einzelne ein Ganzes für sich**, zugleich aber einen Baustein zu einem Gesamtgebäude bilden soll. Bei dem Plane des Unternehmens haben wir jene Zweiteilung, welche als herrschende unverkennbar durch die moderne Wissenschaft hindurchgeht, zum obersten Einteilungsgrunde gemacht. Die **Naturwissenschaften** und die **historischen Wissenschaften**, die gleichsam wie glücklich gelegene Inseln immer mehr fruchtbares Land ansetzen und selbst widerstrebende Disziplinen an sich heranziehen, werden, wie sie im Leben der modernen Wissenschaft selbst die Herrschaft angetreten haben, auch in unserem Werke, welches dieses Leben klar abspiegeln will, die beiden großen Hauptgruppen der systematischen Einteilung bilden. Die rein abstrakten Wissenschaften, welche eine dritte Gruppe bilden könnten, werden wir keineswegs aus unserem Werke ausscheiden, aber nicht sowohl vom dogmatischen als vom historischen Standpunkte aus beleuchten. Und dies aus dem Doppelgrunde, weil in einem Teil dieser Wissenschaften, wie z. B. in der Mathematik, ein anderes Wissen als ein durchaus vollständiges Fachwissen nicht denkbar ist, während in einem andern Teile, wie in der Metaphysik, positive Wahrheit nur insoweit, als es auf innere Geschichte ankommt, zu bieten ist.

Wir bemerken nur noch, daß wir die **Länder- und Völkerkunde**, die als selbständige Wissenschaft immer bedeutsamer hervortritt und die naturwissen- historischen Elemente in sich schließt, in unserem Plane des- Gruppe der historischen Wissenschaften angereiht haben, weil spunkt, von dem die Methode dieser Wissenschaften ausgeht, itoriale Abgrenzung, ein historischer ist.

Digitized by Google

Inhalt der erschienenen Bände:

Bd 1. **Gindely, A.,** Gesch. d. 30jähr. Krieges in drei Abteilgn. I. 1618—1621: Der böhm. Aufst. u. s. Bestrafung. 280 S. Mit 3 Doppelvollbild., 1 Vollbild u. 4 Portr. in Holzst.

Bd. 2. **Klein Dr. Herm. J.,** Allgemeine Witterungskunde. 266 Seiten. Mit 6 Karten, 2 Vollbildern und 31 Abbildungen in Holzstich.

Bd. 3. **Gindely, A.,** Geschichte des 30jährigen Krieges in drei Abteilungen. II. 1622 bis 1632: Der niedersächsische, dänische und schwedische Krieg bis zum Tode Gustav Adolfs. 292 Seiten Mit 10 Doppelvollbildern und 4 Porträts in Holzstich.

Bd. 4. **Taschenberg, Prof. Dr. E.,** Die Insekten nach ihrem Nutzen und Schaden. 304 Seiten. Mit 70 Abbildungen.

Bd. 5. **Gindely, A.,** Geschichte des 30jährigen Krieges in drei Abteilungen. III. 1633 bis 1648: Der schwedische und der schwedisch-französische Krieg bis zum westfälischen Frieden. 240 Seiten. Mit 9 Doppelvollbild. u. 3 Porträts in Holzstich.

Bd. 6. **Jung, Dr. Karl Emil,** Der Weltteil Australien. I. Abtlg.: Der Australkontinent und seine Bewohner. 280 Seiten. Mit 14 Vollbildern, 24 in den Text gedruckten Abbildungen und 2 Karten in Holzstich.

Bd 7. **Taschenberg, Dr. Otto,** Die Verwandlungen der Tiere. 272 Seiten. Mit 88 Abbildungen.

Bd. 8. **Jung, Dr. Karl Emil,** Der Weltteil Australien. II. Abtlg.: I. Die Kolonien des Australkontinents u. Tasmanien. II. Melanesien (I. Teil). 312 Seiten. Mit 19 Vollbildern, 29 in den Text gedruckten Abbildungen und 6 Karten in Holzstich.

Bd. 9. **Klaar, Alfred,** Geschichte des modernen Dramas in Umrissen. 320 Seiten. Mit 9 Porträts in Holzstich.

Bd. 10. **Becker, Dr. Karl Emil,** Die Sonne und die Planeten. 308 S. Mit 68 Abbildungen.

Bd. 11. **Jung, Dr. E.,** Der Weltteil Australien. III. Abtlg.: I. Melanesien (II. T.). II. Polynesien (I. T.). 304 S. M. 27 Vollbildern u. 31 in d. Text gedruckt. Abbildgn.

Bd. 12. **Gerland, Dr. E.,** Licht und Wärme. 320 Seiten. Mit 4 Porträts und 126 Figuren in Holzstich.

Bd. 13. **Jung, Dr. Karl Emil,** Der Weltteil Australien. IV. Abtlg.: I. Polynesien (II. Teil). II. Neuseeland. III. Mikronesien. 276 Seiten. Mit 18 Vollbildern und 35 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 14. **Hartmann, Prof. Dr. R.,** I. Abyssinien und die übrigen Geb. d. Ostküste Afrikas. 312 S. M. 18 Vollbildern u. 63 i. d. Text gedruckt. Abbildgn.

Bd. 15. **Jung, Jul.,** Leben und Sitten der Römer in der Kaiserzeit I. 298 Seiten. Mit 9 Vollbildern und 70 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd 16. **Peters, Prof. Dr. C. F. W.,** Die Fixsterne. 176 Seiten. Mit 69 Abbildungen.

Bd. 17. **Jung, Jul.,** Leben und Sitten der Römer in der Kaiserzeit II. 280 Seiten. Mit 10 Vollbildern und 63 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 18. **Schultz, Prof. Dr. A.,** Kunstgeschichte I. 284 Seiten. Mit 38 Vollbildern und 120 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 19. **Willkomm, Dr. Moritz,** Die pyrenäische Halbinsel I. 260 Seiten. Mit 26 Vollbildern und 14 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 20. **Lehmann, Paul,** Die Erde und der Mond. 280 Seiten. Mit 6 Vollbildern und 59 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 21. **Schultz, Prof. Dr. A.,** Kunst und Kunstgeschichte II. 262 Seiten. Mit 44 Vollbildern und 42 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 22. **Ochsenius, C.,** Chile. Land und Leute. 268 Seiten, 28 Vollbildern, 59 in den Text gedruckten Abbildungen und 2 Karten in Holzstich.

Bd. 23. **Meyer von Waldeck,** Rußland. Einrichtungen, Sitten und Gebräuche. 282 Seiten. Mit 27 Vollbildern und 51 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 24. **Hartmann, Prof. Dr. R.,** Die Milländer. 224 Seiten. Mit 10 Vollbildern und 65 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 25. **Wirth, Max,** Das Geld. 224 Seiten. Mit 103 in den Text gedr. Abbildungen.

Bd. 26. **Hopp, E. O.,** Gesch. d. Vereinigten Staaten v. Nord-Amerika. I. 232 S. Mit 50 in den Text gedr. Abbild. u. Karten.

Bd. 27. **Valentiner,** Kometen und Meteore. 250 Seiten. Mit 62 in den Text gedr. Abbildungen.

Bd. 28. **Waßmuth, Prof. A.,** Die Elektrizität und ihre Anwendung. 196 Seiten. Mit 119 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 29. **Falkenstein, Dr. J.,** Afrikas Westküste. 252 Seiten. Mit 81 in den Text gedr. Abbild.

Bd. 30. **Geschichte des Kunstgewerbes. I. Blümner, Prof. Dr. H.,** Das Kunstgewerbe im Altertum. 276 Seiten. Mit 133 in den Text gedr. Abbildungen.

Bd. 31. **Willkomm, Dr. M.,** Die pyrenäische Halbinsel. II. 252 Seiten. Mit 11 Vollbild. und 27 in den Text gedr. Abbildungen.

Bd. 32. **Geschichte des Kunstgewerbes. II. Blümner, Prof. Dr. H.,** Das Kunstgewerbe im Altertum 242 Seiten. Mit 148 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 33. **Geschichte des Kunstgewerbes. III. Schorn, Dr. Otto von,** Die Textilkunst. 268 Seiten. Mit 132 in den Text gedruckten Abbildungen.

Digitized by Google

Inhalt der erschienenen Bände:

Bd. 34. **Fritsch, Dr. Gustav,** Südafrika bis zum Zambesi. I. 244 S. Mit 50 in den Text gedr. Abb. u. 1 Karte.

Bd. 35. **Lippert, Jul.,** Allgemeine Kulturgeschichte. I. 252 Seiten. Mit 57 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 36 u. 37. **Sellin, A. W.,** Das Kaiserreich Brasilien. 2 Abteilungen. 490 Seiten. Mit 23 Vollbildern, 66 in den Text gedruckten Abbildungen und 5 Karten.

Bd. 38. **Hansen, Dr. Adolf,** Die Ernährung der Pflanzen. 272 Seiten. Mit 74 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 39. **Hopp, E. O.,** Geschichte der Vereinigten Staaten. II. 224 Seiten. Mit 32 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 40. **Geschichte der Malerei** in Einzeldarstellungen. I.: **Wurzbach, Dr. A. v., Geschichte** der holländischen Malerei. 256 Seiten. Mit 71 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 41. **Taschenberg, Dr. Otto,** Bilder aus dem Tierleben. 236 Seiten. Mit 86 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 42. **Brosien, Dr. Herm.,** Karl der Große. 192 Seiten. Mit 23 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 43. **Willkomm Dr. M.,** Die pyrenäische Halbinsel. III. 268 Seiten. Mit 45 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 44 u. 45. **Graber, Prof. Dr. V.,** Die äußeren mechanischen Werkzeuge der Tiere. In 2 Abteilungen. 464 Seiten. Mit 315 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 46. **Hopp, Ernst Otto,** Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika. III. (Schluß). 276 Seiten. Mit 40 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 47. **Lippert, Jul.,** Allgemeine Kulturgeschichte. II. 212 Seiten. Mit 5 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 48. **Lippert, Jul.,** Allgemeine Kulturgeschichte. III. 232 Seiten. Mit mehreren in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd 49. **Meyer von Waldeck,** Rußland. Einrichtungen, Sitten und Gebräuche. II. 236 Seiten. Mit 18 Vollbildern und 31 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 50. **Fournier, Prof. Dr. Aug.,** Napoleon I. Eine Biographie. I. 240 Seiten. Mit einem Porträt.

Bd. 51. **Elsaß, Dr. A., Der Schall. Eine Darstellung der physikalischen Akustik für musikalisch Gebildete. 216 Seiten. Mit 80 Abbildungen und einem Porträt.**

Bd. 52. **Krümmel, Prof. Dr. Otto, Der Ocean. Eine Einführung in die allgemeine Meereskunde. 250 Seiten. Mit 77 in den Text gedruckten Abbildungen.**

Bd. 53. **Egli, Prof. Dr. J. J., Die Schweiz. 218 Seiten. Mit 48 in den Text gedruckten Abbildungen.**

Bd. 54. **Behaghel, Prof. Dr. Otto, Die deutsche Sprache. 200 Seiten.**

Bd. 55 u. 56. **Schasler, Dr. Max, Ästhetik. Grundzüge der Wissenschaft des Schönen und der Kunst. In 2 Teilen. 522 Seiten.**

Bd. 57. **Hartmann, Prof. Dr. R., Madagaskar und die Inseln Seychellen, Aldabra, Komoren und Maskarenen. 160 Seiten. Mit 51 in den Text gedruckten Abbildungen.**

Bd. 58. **Löwenberg,** Fr., Die Entdeckungs- und Forschungsreisen in den beiden Polarzonen. 200 Seiten. Mit 8 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 59. **Detlefsen, Dr. Emil, Wie bildet die Pflanze Wurzel, Blatt und Blüte. 266 S.** Mit 95 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 60. **Blümner, Prof. Dr. H., Leben und Sitten der Griechen. I. Abteilung. 204 S.** Mit 92 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 61. **Brosien, Dr. Herm., Preußische Geschichte. I. Band. 254 Seiten. Mit 86 in den** Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 62. **Blümner, Prof. Dr. H., Leben und Sitten der Griechen. II. Abteilung. 192 S.** Mit 56 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 63. **Blümner, Prof. Dr. H., Leben und Sitten der Griechen. III. Abteilung. 196 S.** Mit 58 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 64. **Tchihatchef, P. de,** Klein-Asien. 196 Seiten. Mit 17 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 65. **Blümner und Schorn,** Geschichte des Kunstgewerbes. IV. Abtlg. Die Kunsterzeugnisse aus Thon und Glas. 224 Seiten. Mit 128 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 66. **Pinner, Prof. A.,** Die Gesetze der Naturerscheinungen. Mit 60 in den Text gedruckten Abbildungen. 238 Seiten.

Bd. 67. **Fournier, Prof. Dr. Aug.,** Napoleon I. Eine Biographie. II. 266 Seiten.

Bd. 68. **Julius Lippert, deutsche Sittengeschichte.** I. Von der Urzeit bis auf Karl dem Großen.

Digitized by Google

Das Wissen der Gegenwart

Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete.

LXX. Band.

Deutsche Sittengeschichte

von

Julius Lippert.

Dritter Teil.

Die Neuzeit.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Leipzig: G. Freytag. 1889. Wien und Prag: F. Tempsky.
Buchhändler der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien.

Digitized by Google

DD61
L5
v.3

Alle Rechte vorbehalten!

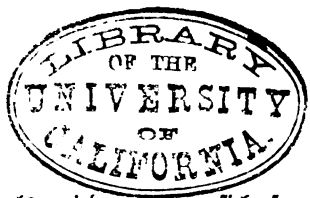
Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Einleitung. (Verlauf der Kulturentwickelung)	1
Erscheinungen des kirchlichen Lebens	21
Die Umgestaltung auf kirchlichem Gebiete	29
Der Freiheitskampf der Bauern	43
Lebensäußerungen nach der Reformation	56
Vom Schulwesen	64
Die katholische Restauration und die Jesuiten	70
Die frommen Landsknechte	78
Das Leben in Städten und Zünften	84
Fest- und Handwerksbrauch	98
Die Meistersinger	102
Auf der Straße und vor Gericht. (Bilder aus dem Volksleben des 17. Jahrhunderts)	109
Das Kriegswesen des 30jährigen Krieges	124
Nach dem Sturme. (Szene aus dem Kriegsleben des 17. Jahrhunderts)	132
Die Einführung der stehenden Heere	141
Das geistige Erwachen	147
Die Zeit der Litteraturblüte	156
Die Höfe und die sozialen Reformen	168
Schluß. (Die Reformen auf allen Lebensgebieten)	180

Digitized by Google

Digitized by Google



Wohl niemals wieder haben sich so große und wichtige Ereignisse der Kulturgeschichte in einem so engen Zeitraume zusammengedrängt, wie an der Wende vom fünfzehnten zum sechzehnten Jahrhunderte. Das Mittelalter verläuft in der Abklärung der durch die Völkerwanderung geschaffenen Gesellschaftsverhältnisse; an seinem Schlusse aber erhebt es sich zu Schöpfungen des Geistes und der Thatkraft, unter deren Anregung und Herrschaft die Folgezeit steht, wie die vorangegangene unter der der Völkerwanderung und Christianisierung.

Es ist unmöglich, alle die höchst mannigfaltigen Motoren der Kulturgeschichte dieser Zeit als eine Maschinerie darzustellen, die im Grunde doch wieder nur eine einzige Triebkraft in Bewegung setzt, obwohl es sich doch wohl so verhalten möchte; wir müssen vielmehr immer wieder die einzelnen Rädchen aus dem Getriebe herausnehmen, oder einen großen Teil derselben ausschalten, wenn wir jene in ihrer besondern Arbeitsleistung betrachten wollen. In Einem aber zeigt sich unverkennbar eine Einheit aller Bewegungen: in dem Hervortreten des Geistigen. Recht oft ist der Versuch wiederholt worden, die gesamte Kulturgeschichte des Menschen aus dem Spiegel der Litteraturen ablesen zu wollen; man hat die Litteraturgeschichte zur Bedeutung der Kulturgeschichte erhoben. Dieses Verfahren beruht auf einer Täuschung, zu welcher der Forscher seit dem Beginn der Neuzeit sehr leicht verleitet werden konnte; es ist aber nicht zulässig allen Zeiten gegenüber.

Digitized by Google

Für die Geschichte unserer eigenen Kultur ist nichts von nachhaltigerem Einflusse gewesen, als die Entwickelung der Gesellschaftsformen und der Erwerbsarten im frühen Mittelalter; aber diese wichtige Entwickelung ist völlig unabhängig gewesen von dem, was sich in Wintertagen Herren und Damen in ihren düstern Burgsälen zu ihrer Unterhaltung erzählten; die Litteratur jener Zeit hat dem Kulturleben auf höchst wichtigen Gebieten keinen treibenden Anstoß gegeben. Im Gegenteile treibt es jene, im wesentlichen doch nur der Unterhaltung dienende Litteratur, von dem zu sprechen, was früher einmal war und nun nicht mehr ist. Wenn diese Litteratur des mittelalterlichen Salons wirklich einmal auf ein von geringer Geisteskritik bewachtes Gemüt einen treibenden Einfluß gewann, so bemerken wir in der Erscheinung keinen Kulturfortschritt als das Ergebnis solcher Befruchtung, sondern weit eher eine Liechtensteiniade, eine Donquixoterie. Dem Forscher von heute kann auch diese Litteratur wohl dazu dienen, die Elemente der damaligen Gesellschaft und Verhältnisse herauszufinden, weil sich gemeiniglich die That des Dichters auf die Kombination derselben beschränkt; aber diese wissenschaftliche Bedeutung der teuren Reste darf uns nicht zu der Überschätzung verleiten, als hätten diese Geistesprodukte in ihrer Zeit einen hervorragenden Einfluß auf die Gestaltung des realen Lebens gehabt. Dieses nahm damals nur zum allergeringsten Teile seine Antriebe aus den Laboratorien der Geistesthätigkeit; es folgte noch in den meisten Kreisen seiner Bethätigung einem weit unmittelbareren und physischen Anstoße.

Eben dieses Verhältnis ist es aber, welches sich nun an der Scheide der alten und neuen Periode umzukehren beginnt; die Thätigkeit des Geistes nimmt, weit entfernt sich nur noch unterhaltend zu erweisen, immer weitere Kreise in Anspruch, die Ergebnisse dieser Arbeit zählen immer mehr zu den wirksamsten Motoren im Kulturleben; der Geist wird — wie immer auch durch Irrungen und Kämpfe hindurch — immer mehr zum Herr-

Digitized by Google

schenden Prinzipe; in dem Maße aber, in dem er es wird, ergreift er rüttelnd und zerstörend die alten Grundlagen der empirisch, aus physischer Veranlassung entstandenen Gesellschaftsordnungen. Dieses Aufstreben, dieses Rütteln und Zerstören, dieses Kämpfen um einen erst beginnenden Neubau — das ist der Inhalt unserer Periode.

Dieser Fortschritt ist es, welcher fortan dem durch Rede und Schrift verbreiteten Gedanken, der „Litteratur" eine weit höhere Bedeutung verleiht. Sie spiegelt nicht mehr bloß Verhältnisse und Ereignisse in sich ab; sie schafft sie vielfach und reißt die Leitung an sich. Selbst den brutalen Krieg, dessen Erscheinung immer noch frisch und rot aus der älteren Zeit herüberragt, entzündet am Anfange unserer Periode der Gedanke; er beginnt ihn auf deren Höhe zu führen und zu leiten. Als die Volkskraft in Deutschland infolge der langen „Religionskriege" völlig darniederlag, bemächtigte sich eine zeitlang fast ausschließlich die Litteratur der Herrschaft über die sich sammelnden Geister. Nur im nordöstlichen Winkel des Reiches begannen, teils anknüpfend an die Schwedenkämpfe, teils an die Kolonisationsthätigkeit früherer Zeit, Kräfte anderer Art sich zu regen, einen neuen Staatenbau vorbereitend. Sonst herrschte fast überall die „Litteratur"; sie war zunächst noch wie in früheren Zeiten Unterhaltungssache; sie blieb es noch lange im Südosten, wo der Sitz der alten Reichsherrschaft lag. Aber außer jenem Bereiche gewann der grübelnde Gedanke in seiner Richtung auf das Wesen der Gesellschaftsformen die Oberherrschaft über den Unterhaltungszweck.

Dem Umfange nach blieb ja die „schöne" Litteratur vorherrschend bis auf unsere Tage; aber seit Lessing und Schiller mußte auch sie sich einem auf neue Lebensanschauungen und Lebensgestaltungen absehenden Gedanken beugen; Goethe fügte zu dem historischen Gedanken den naturwissenschaftlichen. Allmählich erstand eine Litteratur der Forschung, welche das alte Gewand abzulegen wagte. Sie kann sich an Verbreitung nicht

Digitized by Google

mit jener messen und überragt sie dennoch an Einfluß. Der Herrschaft beider hat sich seither das Leben nicht mehr entziehen können.

Zur Vorbereitung dieses Umschwunges dienten gleichzeitig sehr verschiedenartige Anlässe. Der wichtigste davon trifft mit dem allgemeinen Gange der Kulturgeschichte zusammen; er machte unsere Vorfahren zu Zeugen einer weltgeschichtlichen Epoche derselben, einer Epoche, welche jenen Völkern die Vorherrschaft auf der Erde verhieß, welche zuerst in dieselbe eingetreten waren.

Alle Erkenntnisse des Menschen nehmen nach kulturgeschichtlichen Zeugnissen und nach der Natur der Sache ihren Ausgang bei ihm selbst. Der Kreis des Erkannten ist ursprünglich für jeden Menschen genau genommen ein anderer, immer derjenige, dessen Zentrum er selbst bildet; der Radius aber ist nicht länger als die eigene Erfahrung. Erst in dem Maße, in welchem sich Organisationen bilden, die an einem Gemeingute von Erfahrungen alle Einzelnen teilnehmen lassen, verlängert sich dieser Radius. Er hat im ganzen Altertume nicht bis an den wirklichen Umfang der Erde gereicht. Von einer volkstümlichen Erfassung des Erdganzen in Übereinstimmung mit der Wirklichkeit war nie die Rede. Darum gelangte die Menschheit auch nicht einmal zu einer Ahnung von der Einheit eines alles umfassenden, alles bewegenden, alles leitenden Gesetzes. Einzelnen mehr ahnungsvollen als erleuchteten Geistern fehlten vollständig die Mittel, ihre Erkenntnis in die Massen zu bringen.

Die Menschheit blieb daher in der Erklärung aller Ursächlichkeit beim nächsten Schlusse stehen. Sie suchte hinter jeder Bewegung eine unmittelbar bewegende Kraft und setzte dieselbe, wo sie unsichtbar blieb, jenen unsichtbaren Wesen gleich, welche sie im Schein von Erfahrung auf einem andern Gebiete kennen gelernt hatte. So zersplitterte sich dem Urmenschen das, was uns als eine Einheit der Naturkraft bekannt geworden ist, in eine fast ebenso große Menge von Ursachen, als Wirkungen sichtbar wurden, und alle diese Ursachen waren ihm unsicht-

Digitized by Google

bare oder verborgene Persönlichkeiten aus der Geisterwelt. Das ganze Altertum hielt gleich den Naturstämmen von heute an dieser dämonistischen Auffassung der Dinge fest, und selbst diejenigen, welche wie ein Plato eine höhere Einheit der Ursächlichkeit über der hervordämmernden Einheit der Dinge ahnten, konnten die Elemente und Analogieen ihrer Systeme doch immer nur wieder aus jenem Dämonismus entlehnen.

Dennoch rang das sich abschließende Altertum sichtlich nach dem Gedanken der Einheit; das aufstrebende Christentum fußte bereits auf einem solchen. Ihm waren Erde und Menschheit schon ein einheitlicher Begriff; ihm gegenüber stand der in sich ebenfalls einheitliche des christlichen Himmels. Aber dabei entsagte das Christentum keineswegs der alten Dämonologie, was den Kern derselben anbelangt. Dem gelehrten und geistreichen Augustinus ist nach wie vor seiner Bekehrung Luft und Himmel angefüllt mit Dämonen, welche als unmittelbare Ursächlichkeiten in die irdischen Dinge eingreifen, wenn auch mittelbar wirkende Ursachen ihnen übergeordnet sind. Schon die gnostischen Systeme haben es ja versucht, aus dieser Dämonologie eine einheitliche Weltauffassung zu entwickeln, zum teil mit bewunderungswürdiger Phantasie, tiefem Gefühl und nicht ohne Scharfsinn. Aber die Kirche verließ den Gnostizismus, als sie sich den Naturvölkern des Westens zuwandte. Der Dämonismus blieb hier wieder bei viel einfacheren Formen stehen; die ganze Weltanschauung Europas im Mittelalter war und blieb eine dämonistische trotz ihrer monotheistischen Fassung, welche in der Praxis des gemeinen Volkes sogar sehr in den Hintergrund trat.

Nicht ihren Dämonenglauben, den die gesamte Kirche teilte, sondern ihren Dämonenkult hat man den deutschen „Städingern" zum Verbrechen gemacht. Buckle hebt es als etwas besonderes hervor, daß den Schotten sogar nach der Reformation noch Luft und Erde voll Dämonen schien; aber warum sollten denn gerade die christlichen Schotten anders denken als Augustinus, der Begründer mittelalterlich-christlicher Denkweise?

Digitized by Google

Weit mehr Menschen, als man in gelehrten Kreisen ahnt, denken auch heute noch so; sie haben sich einen alten Erkenntnisstandpunkt als Erbe von ihren Vätern her gewahrt. Im ganzen Mittelalter fiel es überhaupt noch gar niemanden ein, die Existenz von Dämonen als der Ursächlichkeit wahrnehmbarer Wirkungen zu leugnen; aus dieser niemals erschütterten Anschauung heraus handelte das gesamte Mittelalter mit logischer Konsequenz. Darum hatte es sein Hexenwesen und — weil der gewinnende Kult abgeschnitten war — seine Hexenverfolgungen; darum bekannte es frei und frank seine Reliquiensucht; darum verwendete es Heiligengebeine gegen Krankheit, Heuschrecken und Raupenfraß, den bösen Dämon als die Ursächlichkeit solcher Erscheinungen durch den guten bekämpfend. Darum bildete das Teufelsbündnis bis in die Neuzeit herein einen so beliebten Gegenstand der Volkssage, bis aus diesem Stoffe Goethe sein Meisterwerk schuf. Die Voraussetzungen seines Verständnisses waren auch im vorigen Jahrhunderte noch vorhanden und sind es bis heute noch. Zweihundert Jahre früher konnte Marlow seine Zeit mit demselben Stoffe fesseln, ohne jener Episoden zu bedürfen, die uns heute in Goethes Faust so wesentlich erscheinen. Luther hat den Teufel noch ganz persönlich gekannt und — ein „wilder Sachse" — gar übel zugerichtet.

Der nächste Fortschritt in der Erkenntnis, den die Menschheit machen sollte, konnte nur nach der Richtung der Überwindung jenes Standpunktes hin erfolgen; daß sich derselbe gerade in unserer Epoche anbahnt, das verleiht dieser ihre auszeichnende Wichtigkeit. Die Verdrängung der dämonistischen Auffassung durch eine, wie immer noch mangelhafte naturwissenschaftliche mußte zugleich für die Praxis des Lebens von fördernder Bedeutung sein: es bereitet sich das Zeitalter der großen Erfindungen vor, die alle einerseits auf der Erfassung der Naturkräfte in ihrem Wirkungsvermögen und auf der Produktivität des menschlichen Geistes andererseits beruhen. Neue Erfindungen vermitteln wieder neue Erkenntnisse, und mit der

Digitized by Google

Mehrung dieser nähert sich der Mensch immer mehr der Erfassung der Welteinheit. Das Zeitalter der Entdeckungen führt ihn auf diese Bahn. Alles greift nun Hand in Hand. Das ablehnende Verhalten gegen die alte Dämonologie kann nicht ohne Einfluß auf religiöse Anschauungen und Übungen bleiben, mögen sich die beiden Auffassungen offen bekämpfen, mögen sie sich in abgeschlossnen Gebieten verschanzen; irgendwie müssen sie sich im einzelnen Menschen selbst durchdringen, zum Fortschritt oder zur Reaktion ihn spornen: die Zeit wird eine von geistigen Kämpfen bewegte.

Aber dieser Kampf wird nicht von zwei geschlossenen Heeresmassen geführt, nicht unter der Fahne eines alles zusammenfassenden Rück- oder Fortschrittes. Ein ewiger Kleinkrieg tobt er auf vielen Gebieten, um die mannigfaltigsten Interessen unter den verschiedensten Losungsworten; selten überblicken die Kämpfenden das ganze Schlachtgebiet; erst von der Höhe unserer Zeit herab erkennen wir den Zusammenhang. Von den Regungen ihrer Zeit getrieben, wissen die handelnden Menschen nicht, wie sie der Zukunft dienen.

Die Gier nach Gold und Gewürz hat seit dem 15. Jahrhunderte die fernsten Teile der Erde zu erschließen begonnen. „Gold und Gewürz" bezeichnen dieselbe Gruppe der Gegenstände des Schmuckes und Genusses, die weit mächtiger die Energie des Naturmenschen spornen, als die widerwillig getragene Fürsorge für das Notwendige. Unter diesem Banne steht auch noch der Mensch des Mittelalters. Es ist zum andern das germanische Wikingerblut, welches die Seeanwohner gemischten und germanischen Stammes auf der Suche nach Gold und Gewürz immer weiter hinausführt in das unbekannte Meer; die alten Wikingfahrten finden von neuen Stützpunkten aus ihre Fortsetzung. Ostindien, durch den syrisch-persischen Karawanenhandel der Seestädte des Mittelalters bekannt geworden, das fabelhafte Land der Schätze von Gold, Juwelen und Gewürzen, ist das reizvolle Ziel des neuen Wikings. Das Lob der Schätze des

Digitized by Google

Orients blieb seit der Kreuzzugszeit im Schwange; die italienischen Stadtrepubliken zogen den Nutzen aus dem angebahnten Verkehr, wie sie in den Kreuzzügen selbst durch ihre Rhedereien den bessern Teil davongetragen. Franzosen und Deutsche brachten Gut und Leben zu Markte, Italiener steckten das hohe Fuhrlohn ein. Seither reich gewordene Kaufleute schöpften sie im Oriente dennoch nicht aus der Quelle. Ihnen diese abzugraben und abzuleiten, war der christliche Wunsch ihrer Nachbarn; wenn man sie nur gekannt hätte!

Ausgebreitetere Kenntnisse der gewünschten Art brachten den Spaniern und Portugiesen die Juden und Araber; später gelangten die ersteren, auf der iberischen Halbinsel verfolgt, auch nach den Niederlanden. Die Araber erweiterten den Gesichtskreis der Europäer in doppelter Weise, durch ihre unmittelbaren Beziehungen zum Osten und durch die wissenschaftlichen Studien der Alten, welche ihre Gelehrten wieder aufzunehmen begannen. Was in betreff der Beschaffenheit der Erde einzelne Männer des Altertums bereits erkannt hatten, war dem Mittelalter wieder verloren gegangen. Jetzt brachten es die Araber wieder zum Vorschein.

Alldies zusammen prädestinierte die iberische Halbinsel, den Reigen der Entdeckungsfahrten zu eröffnen: auf ihr atmete noch germanischer Wandertrieb, auf ihr nährte der reichere Nachbar den Neid, auf ihr durchbrachen die Traditionen orientalischer Stämme den zu eng gezogenen Horizont des Christen; endlich bot sich ihr im Genueser Christoph Columbus der geschulte Blick des Kaufmanns. Kaufmannschaft — Gold und Gewürz! — nicht Forschung war Ziel seiner Reise.

Die Portugiesen lenkten ihre Versuche der Westküste Afrikas entlang nach Süden zu. Ihr Vorhaben, um den Süden Afrikas herum das Land der Schätze zu entdecken, unterstützte die wieder erweckte Wissenschaft der Alten; solche Wissenschaft hatte stets Wert gehabt in den Augen der Wikinger. In den Einzelnheiten täuschten die Voraussetzungen; aber die Versuche führten zu

Digitized by Google

immer neuen Entdeckungen. Ebenso verhielt es sich mit dem Wege, der Columbus nach Westen zu gradaus durch den Ozean nach Indien führen sollte. Spanien war zeitweilig mit Portugal vereint und übernahm die Führung jener Entdeckungsreisen. Es eröffneten sich ihm die Inseln des mittlern Amerika; es gewann die Länder indianischer Kultur, Mexiko, Peru; es fand Silber und Gold — doch dies zu keines Menschen Nutzen. Das Verhältnis zu den neu entdeckten Völkern war das des Wikings wildester Art. Das Heidentum jener schützte die Wikinger vor allem Bedenken, und der Papst gab Brief und Siegel darauf.

Glücklicher kamen die Niederländer auf dem versuchten Wege in den Besitz der gewürzreichen Inseln Indiens und führten ihrem Handel eine unendliche Bereicherung zu, während im Gegensatze zu Spanien die Industrie ihrer Städte nicht aufhörte Tauschwerte zu schaffen. Spanien begann auf der Höhe seines Glückes zu verarmen; der Maurenkampf und das fremde Gold zerstörten seine Industrie, die Inquisition seine Wälder. Die geistigen Bewegungen der Zeit brachten es in einen Gegensatz zu den Niederlanden, die seinen Dynasten zugefallen waren, im Gegensatz zu England. Auch dieses betrat nun die Bahn der Entdeckungen; wieder durchfurchte der Sachsen- und Normannenkiel nach Westen zu das unbekannte Meer. Gelang auch nicht die „nördliche Durchfahrt" — um die Durchfahrt nach Indien drehten sich alle Versuche — so schufen doch die Entdeckungen im Norden für eine neue Welt der Zukunft Raum. Auch Rußland beteiligte sich in seiner Weise an den Entdeckungen; es gelangte im 16. Jahrhunderte zur Herrschaft über einen Teil von Sibirien. Die Kenntnis dieses Landes begann wenigstens örtlich die große Lücke zu füllen, welche die westliche von der uralten Kultur Ostasiens trennte. Lag doch auch hier eine neue unentdeckte Welt, von der nur sehr dunkle Gerüchte in das Abendland gekommen waren. Das 18. Jahrhundert vollendete mit seinen Entdeckungen in der Südsee die allgemeine Kenntnis der Erdoberfläche.

Digitized by Google

Das eigentümliche Verhältnis, in welchem Deutschland zu dieser neuen Weltbewegung stand, besiegelte für Jahrhunderte sein Schicksal. Das Kernland der germanischen Rasse, war es abgeschnitten von der großen Kulturthat der Verlegung der Kulturgrenze über die Meere hinaus. Diese Arbeit war den vorgeschobenen Posten zugefallen. Durch die sich anbahnende Verlegung des Welthandels vom Ostteile des Mittelmeeres nach der offnen See war es in das Hintertreffen geraten. Die Handelsstädte seines Südens waren mit dem Handel Italiens verknüpft und litten mit diesem. Die Flotte der Hansa hielten Unternehmungen und Kämpfe in den baltischen Gewässern fest. Auch hier erlitt der deutsche Handel einen gewaltigen Stoß, als 1579 Iwan der Grausame Nowgorod, den deutschen Stapelplatz, zerstörte. Wisby war schon im 14. Jahrhunderte gefallen.

Die Idee des Kaisertums hörte auf, Deutschland auch nur moralisch zu heben. Lange schon verblühend erblaßte sie vollends in dieser neuen Weltbewegung. Kaiseridee war alte Weltidee gewesen; jetzt erstand ein neues Bild der Welt. Selbst die Päpste wandten sich diesem zu und hörten auf, in der Einheit eines Weltkaisertums die Fülle ihrer Ansprüche verwirklicht zu sehen. Es war nicht mehr Karls V. Ruhm, daß er, dem die Phrase eine Herrschaft rings um die Erde zuschrieb, auch deutscher Kaiser war. Die kaiserliche Weltherrschaft löste sich auf in der Idee, und in der Praxis erhoben sich nationale Staaten in dem Grade zu größerer Einheit, in welcher sie der Arbeit, für die Vereinigung aller zu sorgen, überhoben waren. Kämpfe, wie sie Deutschland zerfleischten, haben auch Spanien, Frankreich und England geführt; aber überall gingen aus diesen Kämpfen Einheit und gestärktes Königtum hervor; in Deutschland war es umgekehrt der Fall. Dort war es überall dem Königtum gelungen, seine Partei zum Siege zu führen, beziehungsweise sich zum Führer der siegenden Partei zu machen; in Deutschland nicht.

Und doch blieb dieses Deutschland in seiner alten Ver-

Digitized by Google

bindung mit Italien in einem Sinne immer noch der Kopf der damaligen Welt, das denkende Haupt. Ohne nutzbringenden Anteil an den Unternehmungen der Zeit, wurden doch alle geistigen Ergebnisse derselben nirgends liebevoller gesammelt als in Deutschland. Die erste „Kosmographie" wagte der Deutsche Münster (1541) zu schreiben, die erste Darstellung einer Welt nach jüngerer Erkenntnis. Das Buch mag sein wie es wolle, das Wagnis ist bezeichnend.

Deutschland wurde das Land der geistigen Sammlung und geistiger Thätigkeit. Daß aber diese auch überall aus der theologischen hervorging oder an diese rührte oder stieß, war natürlich; war doch bisher das theologische Denken die einzige Form des wissenschaftlichen gewesen. In England blieb Kleriker die Bezeichnung für den Schreibkundigen; nicht einmal das Hilfsmittel des Lernens konnte man sich in einem andern Dienste denken, als in dem der Theologie. Die Universitäten, die in Deutschland im 14. Jahrhunderte eingeführt, im 15. und 16. bedeutend vermehrt wurden, galten der Oberleitung nach für kirchliche Anstalten und die „freien Künste" liefen teils neben der Theologie, teils dienten sie vorbereitend dieser.

Je mehr sich die Theologie aus dem Kerne ihrer einfachen Lehren heraus entwickelte, desto mehr hatte sie ihr ursprünglich fremde Gebiete betreten müssen. Sie machte nun die ihr hier notwendigen Feststellungen entweder unter Zugrundelegung der Lehren der Alten, so weit ihr diese bekannt waren und in dem Sinne, in welchem sie die Zeit zu erklären verstand, oder durch Verneinung dessen, was mit dem bereits so festgestellten in inneren Widerspruch geriet. Auf beiden Wegen lief nun ihre Unfehlbarkeit Gefahr, erschüttert zu werden.

Von den Alten hatte das Mittelalter nur sehr weniges in sich aufgenommen. Jetzt, seit der Eroberung des griechischen Reiches durch die Türken kamen griechische Gelehrte mit Schätzen alter Litteratur nach Italien geflüchtet. Vornehme Italiener, bald auch Niederländer und Deutsche begannen die Sprache des

Digitized by Google

alten Hellas zu lernen und Werke des Altertums in der Ursprache zu studieren, deren Inhalt bisher nur durch die zehnte Hand in ihre theologischen Systeme gelangt war. In ähnlicher Weise begann sich der deutsche Reuchlin dem Hebräischen zuzuwenden. Das Bild, das sich das Mittelalter vom Altertume geschaffen hatte, begann sich umzugestalten, mit ihm zum teil auch das Weltbild im allgemeinen. Bedrohlicher war das, was die neue Zeit an Thatsachen zur Kenntnis der Menschen gebracht hatte. Das Weltgebäude, welches sich die Theologie zum teil mit Anlehnung an das alte ptolemäische geschaffen hatte, stellte die Erde als eine vom Ozean umflossene Scheibe dar; in dem Höhlenbau unter derselben wohnt der Satan mit seinem Anhange; darüber wölben sich die sieben Hohlkugeln — Sphären — des siebenfachen Himmels, deren jede Träger eines Planeten ist. Sonne und Mond gehören zu diesen; alle sind Lichter. Die Erde ruht fest, die Sphären aber bewegen sich um dieselbe; einige ihrer Lichter beschreiben wunderbare Nebenkreise.

So unbefriedigend damit das Ergebnis der Beobachtung erklärt werden konnte, so hielt die Kirche an dieser Vorstellung fest, nicht als ob sie der Gegenstand einer geoffenbarten Lehre wäre — Ptolemäus war ja ein Heide — sondern weil die Ausdrucksweise der Bibel am besten zu solcher Voraussetzung zu passen schien. So schien es am einfachsten erklärbar, wie Christus zum Himmel „hinauf", zur Vorhölle „hinab" gestiegen sei. So waren für die „sieben Himmel" der Visionen wirkliche Räume in der Welt geschaffen. Die Vorstellung von einem solchen „oben und unten" der Erde mußte den Gedanken zurückweisen, als ob auch noch „unten", jenseits der Hölle Menschen wohnen könnten, die einer Erlösung fähig wären, die mit den andern zugleich den Weltrichter vom Himmel herabkommen sehen könnten. Der Papst hatte die Lehre von solchen Gegenfüßlern verdammt.

Nun fiel mit der ersten Erduntersuchung dieser ganze Bau zusammen, nicht ohne Erschütterung der Theologie. Noch ehe

Digitized by Google

das 16. Jahrhundert verging, hatte Gerhard Mercator zu Duisburg den Globus der Erde dargestellt und die Karten der gesamten Erdoberfläche entworfen. Die Reform ergriff nicht nur die Vorstellungen von der Erde, auch die vom Himmel. Die Gewißheit, daß die Erde eine frei im Raume schwebende Kugel sei, gewährte der Vorstellung Raum, daß die „Lichter" des Himmels gleichgeartete Körper, der „Himmel" der unendliche Raum sein könnte. Copernicus erbaute auf dieser Voraussetzung und den Ergebnissen der astronomischen Beobachtungen sein System der Umwälzungen der Himmelskörper. Noch ließ er es dahingestellt, ob nicht die Annahme von der Bewegung der Erde und den übrigen Planeten um die Sonne bloß als ein Kunstgriff zu denken sei, welcher die Berechnung der Erscheinungen erleichtert; aber Galilei's Fernrohr zeigte auch dem Laienauge an den Himmelslichtern Merkmale, die sie als Körper von Kugelform gleich der Erde verrieten; das System des deutschen Domherrn hörte auf, eine Hypothese zu sein; die sieben Himmel in ihren Sphärengewölben lösten sich in einen mit Welten durchsäten Raum auf; der Mensch war aus dem Mittelpunkte der Schöpfung herausgeschleudert.

Nie zuvor konnten neue Anschauungen so schwer gehütet werden, wie jetzt, in unserer Periode. War in der früheren die kirchliche Belehrung durch die Predigt der Bettelmönche zu den unteren Volksschichten herabgestiegen, so folgte ihr jetzt auf einem neuen Wege, langsam und systemlos freilich, der Widersteit der Anschauungen. Den neuen Weg eröffnete Gutenbergs Kunst; 1455 war zu Mainz die erste Bibel gedruckt erschienen. Zwar bemächtigte sich zuerst das noch reiche Italien der neuen Kunst in viel umfangreicherer Weise als Deutschland selbst; aber volkstümlicher wurde sie in diesem verwendet. Nicht 20 Jahre hatte hier die junge Kunst gelebt, da war sie von ihrer gefährlichen Seite erkannt; 1475 wurde zu Köln, 1479 durch ein Edikt des Papstes eine allgemeine Zensur eingeführt. Der Bischof sollte überall der geborne Zensor sein; frühzeitig merkte man, was es

Digitized by Google

zu hüten galt. Seit 1501 legten die Päpste jenes bekannte Verzeichnis der verbotenen Bücher, den „Index" an; trotz alledem: es war unmöglich, fortan die Popularisierung des Gedankens zu verhüten, und neue Gedanken flossen der Menschheit auf den mannigfaltigsten Wegen zu.

Alles gewann in Deutschland einen volkstümlicheren Anstrich; daran trug der geringere Reichtum des Landes schuld. Nur wenige Städte konnten sich mit den niederländischen vergleichen; neben italienischen Patriziern und Städtebeherrschern waren deutsche Landesfürsten arm. Der Ehrgeiz, Mäcen zu sein, war selten. Das „Proletariat" der Studierten war im Mittelalter und im Beginn der Neuzeit zahlreicher als heute. Es fand einen Abfluß in die schon vor der Reformationszeit entstehenden mittleren Schulen der Städte. Den bessern Teil des Soldes bildete die Anwartschaft auf eine Stelle in der Kirche, in der Ratskanzlei. Mit der Reformation vermehrten sich diese Schulen außerordentlich; sie brauchte sie, und fand zum teil im Gute der „toten Hand" reichlichere Mittel für sie. Lesen wurde eine gemeine, selbst Schreiben eine recht verbreitete Kunst.

Selbst die bildende Kunst sank unter dem gleichen Einflusse zu populäreren Formen herab. Deutschland hatte Eifer und Mittel mit den kirchlichen Bauten der Gotik erschöpft; beides versiegte zum teil, ehe die hochgehenden Pläne des früheren Mittelalters ausgeführt waren; die schönsten Dome blieben unvollendet; immer langsamer förderte der Bau, bis er still stand. Gerade damals schuf der Reichtum italienischer Stadtrepubliken eine neue Baukunst, die Formen des Altertums wiederbelebend, überragend. Mit den Päpsten, die aus Avignon heimkehrten, hielt die Renaissance auch in dem vordem verlassenen, verfallenen Rom ihren Einzug. Rom sammelte das Geld, dessen Abgang in Deutschland fühlbar wurde; es baute vom Gelde der gesamten Christenheit. Florenz und Rom wurden die Heimstätten der neuen Kunst. Sie nährten die Unsterblichkeit eines

Digitized by Google

Bramante, Michel Angelo, Lionardo da Vinci, Raffael. Das Deutschland jener Zeit dagegen liefert seinen Künstlern keinen Marmor zur Verewigung ihrer Namen; sie erscheinen als Maler mit großen Namen — Dürer, Holbein — und bescheidenem Kundenkreis. Der letzte große Künstler dieser Gruppe, Hans Holbein, findet als Hofmaler in England sein Brot. Daher kommt es wohl, daß auch die Kunst jener Zeit in Deutschland zu Mitteln der Populariſierung greifen muß; unsere ersten Maler arbeiten zugleich in Kupferstich oder Holzschnitt. Auch die bildende Kunst fließt daher mehr ins breite, herab in die weiteren Schichten des Volkes. Es ist aber schwer zu überschätzen, wie viel Einfluß neben dem Drucke immer noch der populäre Holzschnitt, der jenem voranging, auf das Volk geübt hat; er hat es zum Lesen verleitet.

Auch nach großen Dichtern und Gelehrten, die im Schatten der Fürstengunst säßen, sehen wir uns um jene Zeit vergebens um. All unsere bedeutenden Männer jener Zeit — die Mathematiker und Astronomen Feuerbach, Regiomontanus, die Philologen Reuchlin, Celtes, Erasmus atmen den Schulstaub oder stehen der Schulmeisterei nicht allzu ferne. Das mag den Glanz ihrer Erscheinung mindern, den Einfluß auf die Massen durch Schüler und Schülersschüler hat es gemehrt.

In diesen Schulmeistern ist das alte deutsche Wanderblut am wenigsten zur Ruhe gekommen. Das war ein Ziehen und Fliegen von Süd nach Nord, von West nach Ost und umgekehrt, das war eine Gastfreundschaft der Kargheit und Genügsamkeit, ein brüderliches Korpsgefühl in der ganzen großen Litteraturgemeinde! Früher war Paris, seit der Zeit des Humanismus Italien einbezogen in das Bereich dieser fliegenden Wissenschaft. Wie hat ein Hutten, Ritter und Schulmeister, Landsknecht und Dichter, die Halbinsel des Südens und Deutschland bis zum baltischen Meere durchmessen! Mit welchem Hochgefühl bei aller Not eines armen Vaganten das Evangelium der schönen Wissenschaften von Herberge zu Herberge getragen! Es

Digitized by Google

war eine begeisterungsfähige, begeisterungsfreudige Zeit. Viele von niederem Seelenadel sanken sogar zu unverbesserlichen Vagabunden der Wissenschaft herab; aber selbst sie haben ihren Anteil an dem Erfolge, daß kein anderes Volk so durchsäuert wurde.

Dieser aus dem Mittelalter überkommene demokratische Zug im deutschen Volkstum, welcher verstärkt worden war durch das Hervortreten der Städte und das Überwiegen der Handwerkerzünfte in denselber, sowie auch das gleichzeitige Auftreten der jüngeren Mönchsorden, dieser demokratische Zug konnte eine kirchliche Bewegung, wenn sie einmal auch Deutschland ergriff, dem Bestehenden gefährlicher werden lassen, als irgend eine der vielen Ketzereien geworden war, die in jedem Jahrhunderte irgend wo ihr Haupt erhoben hatten. Die Folge, welche das Volk dem Landesherrn in altpatriarchalischer Weise in allen Dingen zu leisten gewohnt war, konnte sich hier leichter als sonst irgendwo in selbständige Teilnahme verwandeln. Dazu kam, daß gerade die Städte, welche den immer mehr maßgebend werdenden Mittelstand umfassen, sich einer solchen patriarchalischen Folgeleistung entschlagen hatten. Die Reichsstädte besaßen keine solchen patriarchalischen Herren mehr, die unterthänigen aber kämpften fast ohne Unterlaß den Kampf der Befreiung von solcher Abhängigkeit und wollten nur noch mit gemessenen Pflichten ihren alten Grundherren angehören. Der Hansabund, nach außen geschwächt, hatte eben noch Kraft genug, seine Mitglieder in diesem innern Kampfe mit Rat und That zu stützen.

So wurde die „Reformation" für Deutschland ein Ereignis von dauernder und tief dringender Einwirkung; als solches gesellt sie sich ebenbürtig zu all den Momenten, welche den Umschwung der Zeiten am Beginne unserer Epoche herbeiführten. Aber die Kritik des Bestehenden durch den Gedanken erfaßt sofort auch die untersten Schichten des Volkes, den geknechteten Bauernstand, und er erhebt sich fast gleichzeitig für eine neue, praktische Anwendung der Ideale eines zu verjüngen-

Digitized by Google

den Christentums. Die Wittenberger Gelehrten sind sicherlich so unschuldig an der Bauern Takt- und Maßlosigkeiten, wie an den Mängeln ihrer Taktik; aber darum ist der innere Zusammenhang der Bewegung der Bauernkriege mit der Reformation der Kirche doch nicht zu verkennen.

Es erwacht aber im Bauernkriege die soziale Frage, nicht in dem Sinne, als hätte bis dahin keine bestanden — die ganze Geschichte der Lebensfürsorge ist auch eine Geschichte der „sozialen Frage" — sondern in dem, daß sie damals zuerst in das Bewußtsein der Menschen trat. Es ist wieder die Wendung zur Vorherrschaft des Gedankens und der Kritik, durch welche die empirisch vorgebahnte Lösung der Frage in Frage gestellt wurde.

Fortan verläßt uns diese Frage nicht wieder, trotz des Rückschlages, der in Deutschland eintritt, eintritt durch die Niederwerfung des allgemeinen Bauernaufstandes, durch die Zerrüttung aller politischen Verhältnisse infolge des dreißigjährigen Krieges, die Vernichtung alles beneidenswerten Wohlstandes in den meisten Städten, die Minderung ihrer Rechte und die Dezimierung der Zahl der Bauern. Durch alle diese Ereignisse hindurch glimmt die verborgene Zündschnur fort, und da und dort flackt das Feuer wieder auf; hier am Beginn, dort am Ausgange des 17., dann wieder am Ende des 18. Jahrhunderts.

Um diese Zeit tritt ein neues treibendes Moment in die Bewegung; daß es sich anderwärts, im Kreise des englischen Einflusses, viel früher geltend macht als bei uns, das steht wieder mit der Entwicklung der Dinge seit dem Beginne der Neuzeit in engstem Zusammenhange.

Die Entfesselung des Gedankens, das Hervortreten der Kritik in immer weiteren Kreisen bleibt das wesentliche Kennzeichen der eintretenden Neuzeit. Die Reformbestrebung auf kirchlichem Gebiete ist eines der wesentlichsten und auffälligsten Symptome derselben. Aber diese Reformation nahm in Deutsch-

Digitized by Google

land einerseits und in England und Schottland andrerseits einen sehr verschiedenen Verlauf, wie auch der nächste Anstoß dazu ein verschiedener war. Das reformierende Deutschland suchte die Begründung seines Vorgehens in der korrigierten Auffassung der Lehre. Alle geistige Thätigkeit, alle Forschung und aller geistige Kampf drehte sich fortan um die historisch-spekulative Begründung dieser Korrektur; jede wissenschaftliche Thätigkeit fand die Wertschätzung der Zeit nur in dem Grade, in welchem sie zu den Fragen der Religion hinführte; alles wissenschaftliche Denken und Sinnen drehte sich um diese oder nahm von diesen seinen Ausgang. Dazu beteiligten sich hier die breitesten Massen in ihrer Art an der geistigen Arbeit; durch den Humanismus und die Art seiner Verbreitung waren sie einigermaßen für kritische Erwägungen vorbereitet.

In England war die Reform Sache des Königtums. Es führte sie ein als einen Gegenstand im Bereiche seiner patriarchalischen Machtbefugnis, damit auf ein Verhältnis zurückgreifend, wie es dereinst bestanden, als sich in germanischer Urzeit die höchste Kultpflege noch in der Hand des Familienvaters, beziehungsweise Königs befand. Fortan war in England alles Kirchliche und Religiöse auch mit der Heiligkeit des Königtums umkleidet und dieser Königsfrieden wehrte vom neuen Bekenntnisse jede Zergliederung und Forschung ab. Das Wesentlichste des Neuen war aber nur die Zurückweisung der römischen Oberpriesterschaft und die Wiedervereinigung derselben mit dem Königtum, der Summepiscopat desselben. Der Religionsinhalt blieb also in seinem ganzen Bestande für die Forschung ein Nolimetangere. Auch waren auf der britischen Halbinsel die breiten Massen für theologisches Nachdenken wenig vorbereitet; selbst in dem niederen Klerus war der Humanismus nicht eingedrungen. Man sagt, es hätte schottische Priester gegeben, welche Luther für den „Verfasser" der Bibel hielten.

Dabei blieb aber England weit weniger als Deutschland unberührt von den großen Umgestaltungen auf dem Gebiete der

Digitized by Google

Erkenntnisse, so weit sie mit den Entdeckungsfahrten und Handelsreisen zusammenhingen. Weit unmittelbarer als die Deutschlands wurden die Geister in England darauf hingewiesen, diese Art Forschungsergebnisse kritisch zu ordnen. Hierin unterscheidet sich fortan bis auf den heutigen Tag der Bildungsgang beider so nahe verwandten Völker.

England gelangte zu der Wissenschaft der Induktion, welche die Erfahrungen zusammenstellt und aus der möglichst vollkommenen Reihe der Einzelheiten das Allgemeingültige ableitet; Deutschland vertiefte sich in seine Philosophie, die aus den obersten Prinzipien des Denkens die Gesamtheit der Erscheinungen zu erklären versucht. Damit hängt der „Idealismus" zusammen, dessen sich Deutschland rühmt, damit die praktische Seite der Wissenschaft Englands. Der Engländer Bacon von Verulam († 1626) wurde der Begründer eines Systems der Wissenschaft, in welcher die bis dahin allein herrschende Philosophie gleichsam nur als die ordnende Hand unter den durch Erfahrung festgestellten Erkenntnissen walten sollte. Lehren der Offenbarung aber sollten in ihm als der Wissenschaft unzugänglich überhaupt keine Aufnahme finden. Unter dieser Losung begab sich fortan englische Loyalität auch der Kritik der äußern Momente der Offenbarungslehre, während sich aller Forschungsgeist um so intensiver auf das so beschränkte Gebiet der Erfahrungswissenschaften warf. Hatten Kopernikus und Kepler das weite Weltgebäude konstruiert, so löste der Engländer Newton das große Rätsel der im Raume schwebenden Welten.

Auf diesem Wege der Forschung lagen die großen Erfindungen im Gebiete der Mechanik, der Verwendung der Dampfkraft und Elektrizität mit dem ganzen Gefolge des Umsturzes fast aller Produktionsarten. Sie fanden in England am schnellsten ihre Verwertung, weil der gehobene Handel sie heischte, und dessen Erträgnisse ein Mittel zu Experimenten im großen Stile boten.

Digitized by Google

Mit der Verwendung mechanischer Motoren an Stelle von Menschenkräften erlitt das Prinzip des Sklaventums den Todesstoß; die soziale Frage drängte sich aufs neue hervor. Das eigentliche Sklaventum, die Leibeigenschaft verschwand in England wie von selbst; in Schottland bezeichnete die englischerseits vollzogene Abschaffung des Patrimonialgerichts der schottischen Clanhäupter ihre Aufhebung. Schneller als anderwärts ging hier nach der Einverleibung Schottlands durch England der Prozeß der innern Auflösung der alten patriarchalischen Gesellschaftsordnung und Produktionsweise vor sich, und das Prinzip der Gegenseitigkeit der Leistung und der freien Verfügung des Menschen über seine Arbeitskraft trat an ihre Stelle.

Damals kam für Schottland die Neuzeit, damals, unter diesen Erschütterungen erwachte sein Geist aus dem theologischen Brüten; unter diesen Eindrücken wurde sein großes Erstlingswerk die Schöpfung des neuen Wissenszweiges der „Nationalökonomie"; Adam Smith († 1790) war ein Schotte. In Deutschland schwebte die Frage seit der Reformationszeit. Philosophische und schöne Litteratur beschäftigte sich mit ihr als der Freiheits- und Gleichheitsfrage. Die Regierungen arbeiteten wenigstens darauf hin, die „gemessenen" Dienste zur Regel zu machen, die ungemessenen in gemessene, die eigentliche Leibeigenschaft in eine mildere Unterthänigkeit zu verwandeln.

In Frankreich geschah nichts dergleichen. Es war dem Königtum gelungen, die um sich greifende Reformation nach langen, blutigen Kämpfen mit blutigen Thaten zurückzudrängen, mit ihr die Reform. Die unbedingteste Königsgewalt erhob sich und brach jähen Sturzes zusammen. Die große Revolution löste die Frage auf einen Schlag; ohne Entschädigung, ohne Ablösung verlor der gesamte Herrenstand seine patriarchalen und feudalen Rechte; gemessene wie ungemessene Dienste hörten auf, der Bauer wurde frei. Ein Teil des deutschen Gebietes nahm Teil an dieser Lösung. Auf dem anderen fanden allmählich Ablösungen statt, die letzten im Jahre 1848.

Digitized by Google

Erscheinungen des kirchlichen Lebens.

Der Aufwand, den der Kultus in seinen damaligen Formen machte, nahm in einer Weise seinen Fortgang, die wir schon früher gekennzeichnet haben. War auch der Gedankengang dabei ein anderer, so kann man die Formen doch in einen Vergleich mit den altägyptischen stellen. Grabinschriften Ägyptens enthüllen uns die Thatsache, daß die Sorge für die eigne Seele im Jenseits zu Stiftungen mit außerordentlichem Aufwande führte, Stiftungen, die wir noch mit diesem Zwecke Jahrtausende nach dem Hinscheiden des Stifters in den treuen Händen einer Priesterschaft finden, die im Sinne des Stifters gleichzeitig davon ihren Unterhalt nimmt. Den Hauptzweck dieser Gaben dachte sich der Ägypter — vor 3—5000 Jahren! — freilich sehr sinnlich. Es werden dafür alljährlich bestimmte Massen von Nahrungs- und Genußmitteln gekauft und als Opfer auf den Tisch der Gottheit gelegt, in deren Schutzbereiche der Verstorbene seine Ruhestätte gewählt hat. Indem sie nun an diesem Tische gleichsam berechtigter Gast ist, lebt die Seele infolge solcher Fürsorge glücklich und fröhlich weiter; jene Stiftungen verbürgen ihr also je nach ihrem Maße die „ewige Seligkeit."

Nicht so rechnet der Christ, indem er der Form nach immer noch Ähnliches, ja Gleiches thut. Er kennt keinen so sinnlichen Geist im Jenseits und kein Opfer mehr; nur Ein Opfer hat die katholische Kirche erhalten und an die Stelle aller gesetzt, das sich täglich in der Messe wiederholende Opfer Christi. Dieses ist es nun vorzugsweise, dessen ewige Wiederholung zu bestimmten Zeiten der Christ durch eine Stiftung — das oft genannte „Seelgeräte" — seiner Seele zum Heile im Jenseits sichert. Die Form bleibt die alte. Es klingt ganz ägyptisch, wenn wir lesen, wie sich der magdeburger Erzbischof Ernst im Jahre 1494 in der Kirche eines schützenden Heiligen bei seinen Lebzeiten eine Grabkapelle baute und zum Heile seiner Seele bei derselben für ewige Zeiten mit einer entsprechenden Kapitalhinterlegung den

Digitized by Google

Dienst von sechs Priestern und fünf niedereren Geistlichen stiftete und dieselben mit den kostbarsten Kirchengeräten reich ausstattete. Der notwendige Kapitalsaufwand für eine solche Stiftung läßt sich ungefähr berechnen; unserer Zeit würden bei vierprozentiger Anlage 550,000 M. kaum reichen.

Der ganze Norden des dem eben genannten Erzstifte zugehörigen Fürstentums entstand aus der Grundanlage einer solchen Stiftung; das Haus der Askanier hatte seinen ganzen Privatbesitz in der Altmark dazu hergegeben. Das Erzbistum trat unter Übernahme der geistlichen Verpflichtungen in dessen Besitz. Ja es war ursprünglich selbst in solchem Sinne von Otto dem Großen gestiftet worden.

Es lohnt nebenher zu beachten, wie weit sich naturgemäß durch die Übernahme und Häufung so reich dotierter Stiftungen der Oberhirt eines solchen Gutes von dem schlichten Wesen eines Priesters entfernen mußte, wie es sich etwa ein Leser der Apostelgeschichte vorstellen konnte; er war ein Fürst geworden, in dessen Botmäßigkeit Priester zur Erfüllung der Bedingungen jener Stiftungen standen. Das Fürstliche in seiner Stellung kehrte sich immer mehr hervor, je mehr Fürsten und Fürstensöhne um dieselbe sich bewarben. Die Biographen jener Zeit rühmen es schon, wenn ein solcher Fürst-Priester an den hohen Zeiten des Jahres den Gottesdienst selbst leitete. Graf Günther von Schwarzburg, der 1403 in dem des Beispiels halber genannten Erzstifte Erzbischof wurde, war ein Jüngling von 21 Jahren, voll Lebenslust, dem es leid that, seine blonden Locken der Tonsurscheere zu opfern. Man nahm es ihm übel, daß er selbst beim Gottesdienste die weltlichen Kleider nicht ablegte. Selbst die Messe zu lesen, dazu brachte man ihn erst 1436. Er kann dabei in der Regierung seines Priesterstaates ganz tüchtig gewesen sein — nur mit einem Prediger des Evangeliums aus der Apostelzeit durfte man ihn nicht vergleichen wollen!

In der That einer der tüchtigsten Männer auf jenem Sitze

Digitized by Google

war sein Nachfolger Friedrich von Bleichlingen, Erzbischof von 1445 bis 1464. Ja man kann ihn einen der biedersten und trefflichsten Menschen jenes Zeitalters nennen; aber auch er war als Laie, als Hofkavalier der Königin, eine ehrliche Soldatennatur, in das Fürstenamt gekommen. Gelehrter Bildung war er gänzlich fern geblieben; aber der Brave scheute sich nicht, als Erzbischof im Brevierlesen Unterricht zu nehmen. Die verwilderten Mönche in seinem Sprengel hielt er besser in der Hand als irgend einer.

Wie anders hielt Ernst von Sachsen — Erzbischof von 1476 bis 1513 — seinen Einzug, als wie Petrus oder Paulus in Rom! Viertausend Pferde zählte sein Gefolge und in strahlendem Glanze umgaben ihn sein Vater, der Churfürst von Sachsen, Bruder und Großonkel, der Landgraf von Thüringen, der Churprinz von Brandenburg, der Herzog von Braunschweig, der Landgraf von Hessen, die Bischöfe von Hildesheim, Münster, Merseburg, Naumburg, Brandenburg, Havelberg, Lebus, — Prälaten, Grafen, Herren, Ritter! Als Lehensträger in seinem Priesterstaate empfingen ihn die Fürsten von Anhalt, die Grafen von Barby, die Grafen von Mansfeld, die Herren von Querfurt u. a. Der neue Oberhirt aber war ein Kind von zwölf Jahren.

Wie mehrte sich erst dieser Fürstenglanz, wenn eine und dieselbe fürstliche Person mehrere solcher Staaten im Staate in einer Hand vereinigte. Es sollte und durfte freilich nicht sein; aber wozu hatte der Papst die Macht zu binden und zu lösen — es konnte doch sein! Der Hohenzoller Albert, Sohn Johann Cicero's von Brandenburg, war ebenfalls Laie, als er 1513 zum Erzbischof von Magdeburg „postuliert" wurde. Gegen die Regel wählte ihn auch das Stift Halberstadt zum Bischofe, und Papst Leo X. bestätigte die Ausnahme. Im Jahre 1514 wählte ihn auch das erste der deutschen Erzstifte, das zu Mainz, zu seinem Erzbischofe und Churfürsten; auch diese Ausnahme bestätigte Leo X. Es knüpften sich Bedingungen und Umstände

Digitized by Google

daran, die für das System verhängnisvoll wurden. Er war ein wohlwollender Mann, immer bestrebt, die Gegensätze der Zeit zu mäßigen, besonnen, abwägend — aber vor allem Fürst. Wie hätte er es auch nicht sein müssen! Die Landgebiete seiner Herrschaft reichten vom Rheine bis an die Niederlausitz; sein Churfürstenamt machte ihn zum Träger der Sorgen des Reiches in seiner Türkennot und anderen Nöten. Als Fürst liebte er ein glänzendes Auftreten, eine glänzende Hofhaltung, aber auch die Freuden eines familienhaften Stilllebens. Wen ging es an, — wollte man ihn nur nicht als Priester denken! Warum mußten die Frauen, die er liebte, gerade für Madonnenbilder für seine Kirche sitzen! Man fand das ärgerlich — aber das System hielt sich auch über ihn hinaus. Leopold Wilhelm, der zweite Sohn Kaiser Ferdinand I., war schon als 14jähriger Knabe Bischof von Straßburg und Passau, Deutschmeister und Abt von Murbach dazu. 1627 wurde er auch noch Bischof von Halberstadt und dann noch Erzbischof von Magdeburg und Erzbischof von Bremen.

Die Zeit, da so stolze Fürstentümer aus Spenden des Kultus entstehen konnten, war vorüber. Es fehlte noch nicht an frommem Sinn, aber an Land. Der Zuwachs der Bevölkerung, die Hebung der Lebenshaltung waren die natürlichen Ursachen dieses eintretenden Mangels. Wir haben schon zur Charakterisierung früherer Zeiten bemerken müssen, wie sich die Städte, denen doch die Repräsentanz der jungen Zeit immer mehr zufiel, geradezu gegen die Fortsetzung solcher Schenkungen sträubten und wehrten. Das Kirchengut beanspruchte Steuer- und Lastenfreiheit, und der fromme Sinn der Zeit hatte sie ihm gewährt. Mit jedem Gute, das nun aus der Hand eines Bürgers um seines Seelenheiles willen in die Hand der Kirche kam, verlor die Gemeinde ein Stück Steuerkraft. Das Bürgertum begann sich also zu wehren, in verschiedener Weise. Altmärkische Städte suchten die kirchlichen Genossenschaften zu zwingen, das ihnen übergebene Stiftungsgut zu versteuern; böhmische, mährische

Digitized by Google

Städte nahmen den königlichen Schutz in Anspruch, um den Bürgern zu verbieten, liegendes Gut der Kirche zu schenken. An den Grundlagen dieser Art Frömmigkeit rüttelte niemand; nur daß sie immer mehr auf fahrendes Gut, auf bares Geld angewiesen wurde. Dahin mußte die Sache ohnehin kommen, je mehr sich von den Städten aus die Geldwirtschaft verbreitete.

Es läßt sich nicht verkennen, daß überhaupt ein geschäftsmäßiger Zug in die ganze Sache kam; und es wird notwendig, die wichtigsten Terminen zu erwähnen. Das, was jemand seiner Seele durch seine Leistungen erwarb und durch die Vermittelung der Kirche hinterlegte, heißt das „Verdienst". Die Leistungen sind die „christlichen Werke". Sie können verschiedenartig sein, und die Zeit hat immer neue aufgebracht. Sie können von ethischem Werte an sich sein, wie Werke der Barmherzigkeit, aber auch nicht, wie Geißelungen, Kasteiungen, Hinterlegungen bei der Kirche. Da sie aber alle in dem „Verdienste", das sie gewähren, einen einheitlichen Wertmesser besitzen, so lassen sie ein Tauschverhältnis zu, man kann gegen das eine gute Werk das Verdienst eines andern eintauschen, z. B. gegen eine Gabe an ein Franziskanerkloster einen entsprechenden Anteil an den Verdiensten der Kasteiungen seiner Mönche, oder des nächtlichen Gebetes, der Meßopfer derselben. Niemand weiß, wie viel seine Seele zu ihrem Heile einst an „Verdienst" bedürfen werde; aber es ist einleuchtend, daß Männer von geringstem Bedürfnis und größter Leistung Überschüsse erzielen müssen. Auf diese richtet sich nun insbesondere das Tauschbestreben zur Sicherstellung möglichst vieler. In dieser Absicht entstanden die allgemein verbreiteten „Verbrüderungen" einzelner Laien mit Ordensgesellschaften, aber auch der priesterlichen und mönchischen Kollegieen unter einander. Man stellte sich darüber gegenseitig ordnungsmäßige Urkunden aus. So besagt uns eine solche, daß am 1. März 1460 das Domkapitel zu Magdeburg mit dem Benediktinerkloster zu Nieder-Altach in Baiern ein Übereinkommen abgeschlossen hat, wonach der etwaige Überschuß auf der einen

Digitized by Google

Seite dem Bedürfnisse an Verdiensten auf der andern zugerechnet werden sollte.

Ganz auf demselben Grunde beruht der von der Kirche längst geübte „Ablaß", der nun eine so große Rolle spielen sollte. Er unterscheidet sich von jenen wechselseitigen Versicherungen nur dadurch, daß die beiden Kontrahenten sich ihres ungleichen Verhältnisses sehr wohl bewußt sind: die Kirche verleiht immer von den Überschüssen ihrer Verdienste, der sündige Mensch aber bringt ihr immer nur sein „Werk" entgegen: eine Wallfahrt, eine Buße, eine Gabe.

Warum, möchte jemand fragen, bedurfte denn aber der Mensch der Beschaffung solcher „Verdienste" für seine Seele? Es könnte die Antwort genügen, daß die historische Thatsächlichkeit dieses Bedürfnisses und des Bewußtseins desselben vorliegt; diese Thatsache ist älter als das Christentum, sie bestand, wie uns Altägypten zeigt, vor ihm und sie besteht auch neben ihm fort. Im Christentume aber lag die Erklärung nahe, daß es die Sünde im moralischen Sinne sei, welche der Seele im Jenseits das Übel zuzieht, von dem sie dann wieder nach dem Maße der erworbenen Verdienste befreit wird. Wer aber auch keine Sünde hätte, auf dem lastet doch eine ererbte Schuld aller, die Erbsünde.

Wir sahen nun aber schon, wie drückend eine Praxis werden konnte, für welche diese Erklärungen gelten. Diese Praxis hat den mittelalterlichen Staaten ihre Gestalt gegeben, die zahlreichen geistlichen Freistaaten mitten in ihnen geschaffen, die Ländereien der Krone und Gemeinheit entzogen und vielfach die Nachkommen der Frömmsten in die Leibeigenschaft der Stifte geliefert. Aber so lange man mit Land und Leuten zahlte, blieben doch wenigstens beide im Lande; die Leute lobten sich sogar die Herrschaft des Krummstabs, und das Land wurde häufig produktiver als in anderen Händen.

Freilich ein Teil des Ertrages wanderte schon immer über die Alpen, nach Rom; das brachte die Zentralisation der Kirche

Digitized by Google

mit sich. Pilger trugen ihn freiwillig dahin, die Kirchenfürsten aber sandten ihn bei jedem Stellenwechsel als „Annaten" an die Zentrale. Aus den Erzbistümern gingen außerdem für Verleihung des erzbischöflichen Schmuckes, des Pallium, sehr hohe Summen dahin ab.

Das führte zu fühlbaren Übelständen. Roms Bedarf wurde immer größer; die Stadt verjüngte sich; die Renaissance erblühte. Leo X., der schmuck- und kunstliebende Mediceer, ging an den Bau eines Gotteshauses, das das prächtigste der Christenheit sein sollte; seine Hofhaltung war die glänzendste. Sie belastete mittelbar die Kirchenfürsten und die Gläubigen. Jene konnten nicht ohne große Schulden gegen Rom ihr Amt antreten. Die „Stände" ihres Fürstentums sollten sie decken; sie sträubten sich gewöhnlich oder beugten sich mit Unmut.

Jener Albert, der so glücklich war, die Erzbistümer Magdeburg und Mainz und das Bistum Halberstadt zu vereinigen, schuldete dem Papste Bestätigung die in den beiden letzten für Pfründen allein eine Taxe von 21,000 Dukaten. Er schlug einen andern Weg ein, als gewöhnlich zu geschehen pflegte. Er borgte das Geld bei Fugger in Augsburg, dem Rothschild seiner Zeit, und versprach dem Papste noch einmal diese Summe, wenn er auf den Plan eingehen wolle, den er zur Deckung der ersten Schuld entworfen hatte. Der Plan ging darauf hinaus, seine neuen Unterthanen, statt sie mit der Steuerrepartition zu beschweren, sich selbst auf dem Wege eines Ablaßausgebotes beschatzen zu lassen.

Leo X. sollte einen allgemeinen Ablaß für die Diözesen Mainz, Magdeburg und Halberstadt gewähren, und Albert wollte für den trefflichsten Apparat der Durchführung sorgen. Er ging darauf ein, und überließ am 15. April 1515 dem Kurfürsten den ausschließlichen Vertrieb desselben für einen Zeitraum von acht Jahren. Von den Erträgnissen desselben sollte Albert die Kosten des Vertriebes und eine festgesetzte Summe für sich in Abzug bringen; vom Reste aber sollte die eine Hälfte dem Erz-

Digitized by Google

bischofe zur Bezahlung seiner Schuld, die andere dem Papste zufallen. Albert kannte in dem Dominikaner Johann Tetzel einen vortrefflicheu Agenten, der sich schon im Jahre 1507 in einem gleichen Geschäfte in Deutschland Platzkenntnisse erworben hatte. Diesem übergab er das ganze Geschäft, und da der Bankier Fugger mit seinem Guthaben auf das Erträgnis desselben angewiesen war, so stellte auch der seine überwachenden Agenten bei. Beide, Prediger und Kommis, begaben sich nun mit einem genug glänzenden Gefolge von Dienern und gerüstet mit den nötigen Requisiten auf den Weg, um das Gebiet des Erzbischofs bis in den äußersten Osten zu durchwandern und dem Volke, das sich sonst mit Wallfahrten zu bestimmten Zeiten an oft entlegene Orte um einen Ablaß bemühen mußte, das gesuchte Heilmittel in viel bequemerer Weise gleichsam ins Haus zu bringen.

Wie über jene Verbrüderungen, so wurde auch auf Verlangen über diese analogen Ablaßgewährungen von seiten der Kirche eine Urkunde ausgestellt, und in dem Erwerb dieser Urkunde durch die Gegengabe von Geld vollzog sich äußerlich das Geschäft. Unter Fahnen, mit dem üblichen Gepränge bei Wallfahrten zog die Ablaßkommission umher, auf weiteren Strecken natürlich zu Roß; das Volk, zu dem das Gerücht vorangeflogen, strömte ihr entgegen; man führte es in die Kirche des Ortes oder auf einen freien Platz, wo der Dominikaner seine Mahnrede begann, der Agent aber jenen Geldkasten bewachte, dem der Volkswitz die bekannte Aufschrift angedichtet. Man darf sich nicht wundern, daß sich weder Dominikaner noch Volk dabei aufhalten wollten, das innere Wesen des Ablasses und die kirchliche Lehre darüber zu zergliedern; beide Teile drängten nach dem Abschluß des Geschäftes. Es konnte nicht fehlen, daß die Kästen sich füllten und die Stände der geistlichen Fürstentümer, die Grafen und Herren und Städte mußten sehen, wie dennoch das Geld außer Landes ging, daß sie wahrscheinlich mit Berufung auf ihre und ihrer Unterthanen Un-

Digitized by Google

vermögenheit zu steuern verweigert hätten, wenn es von ihnen im gewöhnlichen und richtigen Wege gefordert worden wäre. Auch kann man kaum glauben, daß die ordentliche Seelsorgeistlichkeit der Gemeinden, die Pfarrgeistlichkeit, den Dominikaner mit seinem Kasten darum überall wirklich gern gesehen hätte, weil sie ihm entgegengehen mußte. Sie mußte vielmehr einsehen, daß sich durch eine solche Ausnutzung die Steuerkraft der Frömmigkeit zum Nachteile der heimischen Kirche bedenklich mindern mußte.

Die Umgestaltung auf kirchlichem Gebiete.

Der Druck wurde immer allgemeiner empfunden; am meisten in den vorgeschrittenen Städtegemeinden. Mit ihrem Wachstum und der Erhöhung der Lebensansprüche traten eine Menge von Forderungen an sie heran, welche die alte Zeit nicht gekannt hatte. Es half nichts, daß man dieses Vorwärtsschreiten von den Kanzeln der Bettelmönche herab als Satanswerk, in den Trinkstuben der Alten als Verrat der guten alten Sitte verdammte. Die Städte mußten gereinigt, gepflastert, mit Trink- und Nutzwasser versehen, ja sogar beleuchtet werden! Eine „Laube" auf offenem Platze genügte keinem Schöppenstuhle mehr; immer mächtigere Rathäuser wurden daran gebaut. Man verlangte nach bürgerlichen Schulen; der Wohlthätigkeitssinn wollte sich den bürgerlichen Bedürfnissen anschmiegen. Die Frömmigkeit brachte immer noch die größten Opfer, aber die Bedürfnisse des Gemeinwohls blieben ungedeckt, oder die Gemeinden wälzten ungeheure Schuldenlasten von einem Jahrzehnt auf das andere. Einen glänzenden Gemein- und Wohlthätigkeitssinn schloß jene Frömmigkeit ein; aber ihre Opfer lagen teils brach in den Händen der Klöster, teils wurden sie jenen Wohlthätigkeitszwecken zugeführt, aber in einer Weise, auf welche die Leitung der Gemeinden nicht den geringsten Einfluß hatte, teils gingen sie gar außer Lands. — Jetzt trat jener Ablaßhandel wie eine dringende Mahnung der Zeit auch an die Herren des offenen

Digitized by Google

Landes heran, insbesondere in den thüringischen und sächsischen Landesgebieten in der Nachbarschaft jener päpstlichen Fürstentümer.

Die Zeit wäre vorbereitet gewesen, an dem ganzen System zu rütteln, wenn es nur nicht seine innere Stütze an des Menschen Seligkeitshoffnung gehabt hätte! Ist es wohl zufällig, daß gerade in jener Zeit, fast gleichzeitig an weit entlegenen Orten, die Prüfung dieser Grundlagen denkende Köpfe, aufgeregte Gemüter beschäftigte? Es könnte sein, denn auch im Menschen an und für sich liegt mancher Anlaß zu solcher Prüfung; aber gewiß ist nicht zufällig, daß in jener Zeit eine solche Herzensangelegenheit des innerlichen Menschen ein Anstoß zu so gewaltigen Umwälzungen wurde.

Martin Luther, der arme Bergmannssohn aus Eisleben, der nach einer nicht entbehrungslosen Jugendzeit, erschüttert und in der Sorge um das Heil seiner Seele in das Augustinerkloster zu Erfurt trat, war gewiß nicht der einzige und erste Weltflüchtling, welcher von den „Werken", die das Heil der Seele bedingten, auch den Frieden der Seele auf Erden erwartete — vergebens. Luther übte bis zur Selbstqual die „Werke", die ein Mönch üben kann, aber die Befriedigung der Seele, wie sie fördernde, schaffende Arbeit bietet, kam nicht. Er versenkte sich mehr ins Studium, der 25jährige wurde 1508 Lehrer an der einige Jahre vorher begründeten Universität zu Wittenberg, dem sächsischen Städtchen an der Elbe. Als Abgesandter seines Klosters sah er bald darauf Rom und den glänzenden Hof des heiligen Vaters; — der bäuerliche Mönch hatte sich das anders gedacht. Womit sich sein Studium beschäftigte, das verriet sein Promotionsgespräch, das er bald darauf — 1512 — hielt; es handelte von den Kräften und dem Willen des Menschen auf der einen und der Gnade Gottes auf der andern Seite. Nun nahte — 1517 — jene Ablaßkommission auch dem sächsischen Lande; Leute zogen um ihretwillen nach Zerbst, nach Jüterbogk. Nun war Luther mit sich einig ge-

Digitized by Google

worden. Was ihn die innere Erfahrung zu lehren schien, das glaubte er nun auch in der Schrift gefunden zu haben, daß nichts des Menschen Schuld auslöschen könne, als Gottes Gnade allein. Augustinus und Paulus waren ihm Stützen. Nannte man die Ausgleichung des Kontos von Schuld und Verdienst des Menschen „Rechtfertigung", so gipfelte das System, das sich in ihm entwickelte, darin, daß die Rechtfertigung nicht durch die „Werke" des Menschen, sondern einzig und allein durch das Verdienst Christi erfolge, und dieses Verdienst dem Menschen einzig durch Gottes Gnade zugeteilt werde. Die Bedingung auf Seiten des Menschen ist lediglich sein Glaube.

Luther schlug am 31. Oktober 1517 seine berühmten Thesen gegen den Ablaß an der Schloßkirche zu Wittenberg an, sandte sie mit einem Schreiben an den Erzbischof Albert. Ein Streit brach los; Hutten hielt ihn für einen Theologenzank, Erasmus fürchtete mehr dahinter, und Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen, Luthers Landesherr, ahnte den tieferen Sinn und den inneren Zusammenhang der theologischen mit der großen Frage der Zeit. Seinem Schutze dankte es der wittenberger Professor, daß er dem Schicksale des Ketzers, den inneren Gährungen des Reiches, den sich bekämpfenden Interessen der Fürsten und der wenig durchgreifenden Politik Karls V. dankte er es, daß er den ernsten Gefahren zu Augsburg und zu Speier entging, trotz Bann und Acht, in verhältnismäßig sicheren und glücklichen Lebensverhältnissen bis an sein Ende sein System verfolgen und unterstützt von treuen Gefährten, Schritt für Schritt ins Leben einführen konnte.

Luthers Zusammenhang mit dem Humanismus ist ein geringer; in seiner Bildung war ihm mancher seiner Freunde, mancher unter den Häuptern der Gegner überlegen; der Wissenschaft hat er keine neuen Ausblicke in die Zukunft geöffnet, die sich eben damals öffnenden kaum gewürdigt; der mittelalterliche Glaube an Teufels- und Hexenspuk war in ihm sehr lebendig; aber die beharrliche Zähigkeit, die unerschrockene Rücksichtslosig-

Digitized by Google

keit, mit der er das ins Schwanken gekommene Schiff von einem Punkte aus anbohrte, die praktischen Folgerungen, die er weder zu hastig noch zaghaft aus dem, was er als den richtigen Reformgedanken gefunden zu haben glaubte, zog, die Umsicht und Festigkeit, mit der er sie ins Leben einführte, das alles und nicht zum mindesten die Vorbereitung, in der er seine Zeit traf, hat seine Erscheinung in der Geschichte als eine epochemachende ausgezeichnet. Dazu ist sein biederbes Wesen, sein gemütvolles Familienleben für viele Generationen und selbst die Dialektmischung seiner kernigen Sprache weit über den Kreis seiner Anhänger hinaus vorbildlich geworden.

Daß Luther erst durch seine Gegner schrittweise vorwärts gedrängt worden sei, trifft nur bei seinem ersten Auftreten zu; im übrigen liegt der gesamte Umsturz, den er veranlaßte und schrittweise durchführte, schon in dem ersten Satze eingeschlossen, mit dem er seinen Widerspruch gegen das herrschende Kirchentum bezeichnete. Wenn durch den Glauben die Gnade Gottes allein den Menschen von der Schuld loszuzählen und selig zu machen vermag, wenn für diesen Zweck alle „Werke" ungeeignet sind, dann erscheinen eine Menge bisher hochgehaltener Einrichtungen überflüssig, und insofern sie des Menschen Thätigkeit und Erwerb für eine zwecklose Sache in Beschlag nehmen, bedenklich oder selbst gemeinschädlich — ein Begriff, den allerdings erst eine fortgeschrittene Gesellschaftsorganisation dem Menschen nahe bringen konnte. Es waren also alle Aufwendungen für das Seelenheil beim Todesfalle abstellbar: die Totenmesse, Fürbitte und Anniversarien, die Opfer und Stiftungen für die „tote Hand", alles was die Bezeichnung „Seelgerät" umfaßte. Zwecklos wurden die als Seelgeräte schon bestehenden zahllosen Stiftungen — die Menge der Klöster und Stifte. Waren doch fast ausnahmslos alle auf diesem Wege entstanden. Das Beten, Fasten, Geißeln, Messelesen, Psalmensingen, all die kirchlichen „Werke", zu denen die Mönchsgelübde im besonderen gehörten, traf dasselbe Urteil. Alle Verbindungen zum Austausch und

Digitized by Google

zur Erlangung anrechenbarer „Verdienste“ desgleichen, die Ablaßeinrichtung obenan. Mit dem Werte dieser „Verdienste“ fiel das praktische Moment in der Heiligenverehrung weg; es waren die Heiligen, welche jene Überschüsse hinterlegt hatten, die die Kirche verwaltete.

Bewirkte die Gnade, nicht das wiederholte und stets zu wiederholende Opfer Christi die Rechtfertigung, so hörte die „Messe“ auf ein „Opfer“ zu sein. Sie wurde eine Gedächtnisfeier, eine Andacht und demgemäß mußte der erbauende Teil, die Lehre, Predigt hervortreten, sie mußte um dieses Zweckes willen in der Sprache des Volkes gehalten werden. Meß- und Opferpriester, „Priester“ im alten Sinne überhaupt konnte es nicht mehr geben, nur Lehrer und Leiter des Volkes auf dem Gebiete des religiösen Lebens. Was sollte dann ein Oberpriester zu Rom?

Belehrung des Volkes trat notwendig in den Vordergrund; die Bibel mußte verdeutscht werden, jedermann in die Hand gelangen können. Luther schuf in seiner Bibelverdeutschung ein monumentales Werk. Trotz aller Einseitigkeit — das Volk begann zu „lernen“, hatte im „Katechismus“ wenigstens ein Lernbüchlein in der Hand; eine formale Geistesanspannung begann selbst die unterste Hefe des Volkes zu exerzieren. An den Katechismus hängte sich das Einmaleins. Die durch solche, innerlich auf das engste verbundenen Umgestaltungen frei gewordenen Mittel waren nun den Zwecken des Unterrichts, einer neu zu begründenden Armenpflege und der Gemeinfürsorge überhaupt in geeignetster Weise zuzuführen — das sollte die positive Seite der „Reformation“ sein; hier trat manches Hindernis in den Weg, das auf der negativen Seite als Förderung empfunden wurde, insbesondere die Teilnahme von Fürsten und Landesherren und ihr besonderes Interesse.

Theologische Systeme, abweichende, „ketzerische“, vielleicht tiefsinnigere hatten schon viele vor Luther aufgestellt; Luther zählte nicht unter diese Art „Ketzer“ mit der Märtyrerkrone:

Digitized by Google

ihm war es vergönnt, unter dem Schutze wohlwollender Fürsten, zunächst hinter den Wällen seiner Universitätsstadt und mitten unter einer ihm dankbar ergebenen Bürgerschaft zur reformierenden That zu schreiten. Die Bürgerschaft hatte Grund, ihn persönlich zu schützen. Seine Vorträge und sein Ansehen hatten die junge Universität von einer Frequenz von 200 bald auf 800, nachmals von tausenden gehoben. Bald kamen zahllose Gesandtschaften aus den entferntesten Städten dahin, die sich Rat und Personen für die „Reformierung" ihres Kirchenwesens erbaten; die Stadt erfreute sich eines nie gekannten Verkehrs und Aufschwunges; gern schoß sie dafür ihrem Lieblinge die notwendigen Summen für seine Reisen vor, öffnete ihm und seiner Gastfreundschaft den Ratskeller mit seinen Schätzen.

Schwerlich aus theologischem Interesse, wohl aber von einer weit verbreiteten Stimmung der Zeit geleitet, kamen seit Beginn der Zwanzigerjahre Abordnungen aus den Bischofs- und Reichsstädten, sehr frühzeitig schon aus den Berg- und Kolonistenstädten Böhmens nach Wittenberg, um die neue Einrichtung kennen zu lernen, oder um Lehrer und Seelsorger von dort zu erbitten. Luthers Schüler- und Freundeskreis bildete eine Art Seminar für solche. Sie wurden die Träger der Propaganda. Daß der Streit über die theologischen Grundlagen des Systems nicht abgeschlossen sei, daß er immer wieder von einem Versuch zum andern, schließlich bis zu einem allgemeinen Konzil vertagt wurde, dessen Eröffnung Luther nicht erleben sollte, das fiel bei diesen städtischen Reformbestrebungen nicht in die Wagschale; sie standen unter dem Drucke eines noch nicht formulierten Zeitbewußtseins.

In Magdeburg, dem Haupte der sächsischen Städte, durch seinen Schöppenstuhl im ganzen Osten berühmt als eine Art Musterstadt, vollzog sich die Umgestaltung im Jahre 1524 in jener friedlichen Weise, die überall angestrebt, keineswegs überall, selbst in Magdeburg nicht bis zu Ende festgehalten werden konnte. Es waren daselbst außer dem Domstift sechs Pfarr-

Digitized by Google

kirchen und eine Menge Klöster und Klosterkirchen. Je nach der Stiftungsart befanden sich die Patronate in verschiedenen Händen, zum teil waren sie durch Schenkung seitens der Stifter oder ihrer Erben und in anderer Weise in geistliche Hände übergegangen; an die Stelle der Patrone sollten nun die Kirchspielgemeinden selbst treten.

Die Neuerungsgedanken wurden, wie immer, zuerst in den Zünften, in den Trinkstuben und Morgensprachen derselben hin- und herbewegt. Was sie von der Neuerung gehört hatten, mußte auf die sonst keineswegs neuerungssüchtigen Bürger einen guten Eindruck gemacht haben. Die Wünsche verdichten sich zu einem Antrage der Innungsmeister beim Stadtrate. Die Ratsmänner wollen die Verantwortung nicht auf sich nehmen; aber sie gestatten, daß jede Kirchspielgemeinde eine Anzahl Männer wähle, welche gemeinsam beraten mögen, was in kirchlichen Dingen notthue. Der Erzbischof, immer noch jener Kurfürst Albert, der auf seiner Moritzburg bei Halle residiert, ist so sehr Fürst geworden, daß ihm die Zügel des Hirtenamtes entschlüpft sind; er rechnet auch noch auf die Opferwilligkeit seiner „Stände", da ihm die böse Störung des Ablaßgeschäftes Schulden zurückgelassen hat; er kann die ersten Schritte auf dem abschüssigen Wege nicht verhindern. Die Kirchspieldeputierten traten zusammen. Aber einige Kirchspiele glaubten die Sache selbst friedlich besorgen zu können. So kommt (6. Mai 1524) die ganze Gemeinde der Ulrichskirche auf dem Kirchhofe zusammen und einigte sich, als besäße sie selbst das Patronat, 8 Männer zu wählen, welche fortan das Kirchenregiment führen und die Prediger bestellen sollten.

Ähnlich handelt die Gemeinde zu St. Johanni, der Kirche der ehemaligen Faktorei, deren Patronat Kaiser Otto dem Erzbischofe geschenkt hatte. Man glaubt von den damaligen Pfarrern verlangen zu können, daß sie die Seelenmessen, die Betstunden für die Verstorbenen (Vigilien) und die honorierten Messen —

Digitized by Google

die sogenannten „Winkelmessen" unterlassen möchten. Da diese nicht einwilligen, so wählen die Gemeinden je einen Prediger neuer Art, der ihnen außer an Sonntagen auch an bestimmten Tagen der Woche predigen, dafür aber jene Messen unterlassen solle, und verpflichten sich, ihn aus ihrer eigenen Tasche zu bezahlen. Man meint, der alte Pfarrer könne dagegen nichts einwenden, sollen ihm doch seine Einkünfte sein Leben lang bleiben; er soll den anderen nur neben sich dulden. In anderen Pfarrkirchen sind es die Pfarrer selbst, welche ihre Predigten im Sinne der neuen Schule einrichten, und die Wünsche der Gemeinde stoßen auf keinen Widerspruch.

Während das vorgeht, einigen sich jene Deputierten aller Kirchspiele über die Punkte, an denen man fortan allgemein festhalten wolle. Die wesentlichsten Punkte setzten die Lebenden zu Erben der Toten ein: Seelenmesse, „Memorien" und alles was drum und dran hängt, hörte auf; also natürlich auch der Geldaufwand für dergleichen Stiftungen. Was in früheren Zeiten aus solchen hervorging, die Güter der Geistlichen, die für Seelgeräte ausgesetzten Kapitalien, die Gelder der Brüderschaften, die Almosen der Gläubigen, bildet fortan eine Kirchenkasse, welche von Bürgern der Kirchspielgemeinde verwaltet wird, und aus welcher die Prediger und Schulmeister ihre Besoldung, die Hausarmen und die vom Rate dafür erklärten Gemeindearmen ihre Unterstützung erhalten. Dagegen fällt die Bezahlung der Prediger für einzelne Amtshandlungen weg. Die Gleichstellung von Laien und Priestern findet in zwei Punkten Ausdruck: der Priester darf zur Ehe schreiten und begiebt sich des Vorrechtes, allein das Abendmahl in beiden Gestalten zu empfangen; man verlangt den Laienkelch. In Klosterkirchen der älteren Orden, wenn sie nicht zugleich Pfarrkirchen waren, pflegte nicht gepredigt zu werden; nun sollten alle Klöster die Predigt einführen, jedem Mitgliede den Austritt gestatten und keine Novizen mehr aufnehmen; wer aber bliebe, dem soll lebenslänglicher Unterhalt zugesichert werden. Dagegen fällt das

Digitized by Google

Vermögen der Klöster in den „gemeinen Kasten", welchen Bürgerdeputierte in verantwortlicher Weise verwalten.

Diese Anträge wurden wieder vor die Innungen gebracht und dann als deren Wünsche den Ratmannen zur Annahme empfohlen. Der Rat genehmigte sie endlich, nicht ohne bei Luther selbst um Belehrung anzusuchen, der noch im Augustinerhabit persönlich nach Magdeburg kam, nicht um vor dem Volke zu predigen, was er nur auf besonderes Bitten nach geschlossener Konferenz einmal that, sondern um mit dem Rate zu verhandeln.

Als die Neuerung in allen Kirchspielen durchgeführt worden war, schuf die ganze Stadtgemeinde ein eigenes „Kirchenkollegium", welchem an Stelle der früheren Patronate die Verwaltung des Kirchenvermögens und die Besetzung der Stellen zugewiesen war; die geistliche Gerichtsbarkeit aber und die übrigen Konsistorialrechte, welche das Domkapitel bisher geübt hatte, nahm der Rat an sich. Für die theologischen Angelegenheiten aber wurde aus den Predigern sämtlicher sechs Pfarrkirchen ein „geistliches Ministerium" gebildet, an dessen Spitze der Eine als Superintendent, später als Senior stand.

Es ist ganz wesentlich, daß gleichzeitig mit dieser „Kirchenreform" eine neue Ordnung der Armenpflege Hand in Hand ging. Uber die Auffassung und Behandlung der Armut im Mittelalter ist früher das nötige angeführt worden. Jetzt, gerade als die ersten zwei Pfarrkirchgemeinden die „Reformation" annahmen, Ostern 1524, erschien auch das erste Edikt über die neue Armenpflege. Die Grundlagen, die ihr gegeben wurden, sind im wesentlichen noch immer die der besseren Armenpflege von heute. Es wurde in zwei Kirchen je eine „Gotteslade" oder ein „Gotteskasten" aufgestellt, deren je drei Schlüssel in verschiedenen Händen waren. Man nannte darum die gewählten Verwalter der Lade die „Schlüsselherren". Und andere Personen wurden dazu gewählt, die Hausarmen aufzusuchen und sich genau nach ihren Verhältnissen zu erkundigen. Nach ihren

Digitized by Google

Anträgen unterstützten sie dann die „Schlüsselherren" mit bestimmten Spenden aus dem Gotteskasten. Dagegen begann man damals die ersten Maßregeln gegen den Berufsbettel zu ergreifen, den das Mittelalter geradezu gezüchtet hatte, wie heute noch der Orient thut. Es sind wieder die durch ihre Betriebsarten zur Wirtschaftlichkeit erzogenen Städter, welche dagegen reagierten. Dazu bestellte Personen sollten die ab- und zuziehenden Bettler ausfragen und der Unterstützung unwürdige Vagabunden aus der Stadt ausweisen; sie sollten ihr Augenmerk besonders auf die Plätze vor den Klöstern richten, wo die Gastfreiheit der letztern mißbrauchend, das zweifelhafteste Gesindel zusammenströmte. Würdige Arme aber, welche in der Lage waren, sich selbst ein Almosen abzuholen, sollten vom Stadtrate ein Erkennungszeichen erhalten und tragen. Auch sollten vermögenslose Jungfrauen eine angemessene Aussteuer aus dem Gotteskasten erhalten. Um diesen zu verstärken, sollte man bestrebt sein, ihm jene Vermächtnisse zuzuwenden, die bisher als Seelgeräte üblich waren, und von der Gemeinde in den Kirchen mit dem Klingelbeutel sammeln.

Der friedliche Weg, der hier angebahnt wurde, konnte allerdings nicht überall, für die Dauer nicht einmal in einer so wohlgeordneten Gemeinde, wie der angeführten, eingehalten werden.

Dem Doppelgesichte, das uns die Reformation zeigt, entspricht hier auch die doppelte Vertretung: der Rat der Stadt ist vorzugsweise Träger der Gemeinfürsorge, des der Theorie freilich noch lange verborgen bleibenden, unbekannten Wirtschaftsinteresses, das „Ministerium" Träger des theologischen Reformgedankens. Die Volksautonomie in einer Stadtgemeinde gestattete damals zweifellos ein Vorgehen, wie es eingeschlagen wurde; nur wäre es schwer gewesen, den Rechtstitel zu finden, auf Grund dessen eine Gemeinde mit den alten Patronatsrechten in jener Weise umgehen durfte; hier trat aber der andere Faktor, die Theologie, ein: sie erlöste die Gewissen durch den Hinweis

Digitized by Google

auf den Willen und das Wort Gottes, nicht wie jener durch den Papst und die seitherige Kirche, sondern durch die unverfälschte Schrift zum Ausdruck gelangt sei.

Diese neue Theologie auch vor dem Volke zu lehren und zu verteidigen, sah daher das „Ministerium" für seine nächste Pflicht an, und einzelne Prediger verrannten sich in diese Thätigkeit mit allem Eifer, mit aller Urteilshärte und Unduldsamkeit des Neulings. Rat und Ministerium stehen sich häufig genug schroff gegenüber; jener mahnt beständig zur Bedachtsamkeit und Mäßigung, dieses glaubt nicht genug die Gegensätze hervorkehren und zugleich mit der unbedingtesten Parteinahme für das Neue dem Volke zum Bewußtsein bringen zu können. Darüber entgleiteten nicht selten dem besonneneren Teile die Zügel, und die Bewegung kam in die Hände zügelloser Volkshaufen, denen die Abstellung des „Greuels" und der „Abgötterei", die Entleerung der Klöster viel zu langsam vor sich zu gehen schien. Dann fehlte es nicht an Überstürzungen und Gewaltthaten.

Außerhalb der Städte nahm die Sache noch einen andern Verlauf. Den Dorfgemeinden in ihrer großen Gebundenheit durch die Gutsherrschaft erblühte keine Aussicht, durch eine „Reformierung" das Patronat ihrer Kirche als eine Gemeindesache an sich zu bringen; den Unterthanen gegenüber konnte mit Erfolg nur der Gutsherr „reformieren", denn der war größtenteils im Besitze der Patronate oder hatte oder gewann im Bunde mit anderen die Macht, sich dieselben zu verschaffen. Aus dieser Praxis, im größeren Bereiche angewendet, ergab sich der Grundsatz: cujus regio, hujus religio: der Unterthan folgt in der Religion dem Landesherrn. Dieser, doch erst allmählich zur Geltung kommende Grundsatz beschränkte gar sehr die „Gewissensfreiheit" und die Freiheit überhaupt. Der Landesherr gewann wieder eins der verlorenen patriarchalischen Rechte zurück, und wenn es sich einst nur um Kulthandlungen gehandelt hatte, welche die väterliche Gewalt vorschreiben konnte, so bezog sich jetzt, da der „Glaube" den Kultus abgelöst hatte, in

Digitized by Google

gleiches Recht auf den Gedanken, den Glaubensinhalt. Allerdings war das unterthänige Volk größtenteils von einer solchen Unbildung auch in religiösen Dingen, daß ihm ein Zwang kaum fühlbar werden konnte. Reformierende Landesherren behielten sich überdies allein oder mit ihren „Ständen" die Verfügung über die Kirchengüter ihres Gebietes meistenteils vor, und die Verwendung geschah dann nicht immer im Sinne einer fortgeschrittenen Gemeinfürsorge.

Als 1529 auf dem Reichstage zu Speier versucht wurde, dem für jene Zeit mangelhaftester Verkehrsmittel riesenhaft schnellen Umsichgreifen solcher Umwandlung Einhalt zu thun, und die Anhänger der Reform durch ihren Protest gegen diesen Beschluß ihre Bezeichnung als „Protestanten" veranlaßten, gehörten zu den letzteren schon folgende Reichsstände: der Kurfürst Johann von Sachsen, der Landgraf Philipp von Hessen, die Herzöge Ernst und Franz von Braunschweig und Lüneburg, der Markgraf Georg von Brandenburg, Fürst Wolfgang von Anhalt und die vierzehn Reichsstädte: Straßburg, Nürnberg, Ulm, Konstanz, Lindau, Memmingen, Kempten, Nördlingen, Heilbronn, Reutlingen, Isny, St. Gallen, Weißenburg und Windheim. Magdeburg und viele andere Städte waren nicht reichsständisch. Bereits war durch Einführung der Reformation das Ordensland Preußen in ein weltliches Herzogtum verwandelt worden und hatte sich als solches unter den Lehensschutz Polens geflüchtet; auch Württemberg war der Reform zugethan. Die Hauptträger derselben aber blieben allenthalben die großen bürgerlichen Gemeinden und der Grundstock der alten sächsischen und thüringischen Länder mit Ausschluß derer, die unter der Herrschaft der kölner Kirchenfürsten standen.

Erst 1530 überreichte die reformierende Partei der Reichsstände zu Augsburg ein förmliches Glaubensbekenntnis als die rechtfertigende Grundlage ihres Vorgehens. Von nun an wurden sie aber auch, da eine Vereinbarung mißlang, als eine Sekte betrachtet, und das Reichskammergericht begann 1531 —

Digitized by Google

das Gefährlichste für den Fortgang der Sache! — die geistlichen Güter aus den Händen der Protestanten für ihre ehemaligen Patrone und Inhaber im Prozeßwege zurückzufordern. Da schlossen die Protestanten zu Schmalkalden einen Verteidigungsbund — die Kriegsbereitschaft begann — 16 Jahre später folgte der Krieg; Luther starb vorher, am 18. Februar 1546.

Dieselben großen Ursachen wirkten nicht in einer Gegend allein; überall, das glückliche, empfangende Italien ausgenommen, wurden sie verspürt, und an mehr als Einem Orte entstanden unabhängig voneinander sachkundige Dolmetsche der Wünsche der Zeit. Der Schweizer Ulrich Zwingli war ein Jahr jünger als Luther. Auf ihn wirkten im Süden ungefähr dieselben Eindrücke wie auf diesen im Norden: Bernhardin Sampson, ein Franziskanerguardian, beschatzte die Frömmigkeit der Schweiz mit demselben Ablaßhandel, den Tetzel trieb, und prahlte, binnen 18 Jahren solcher Thätigkeit dem heiligen Vater fast zwei Millionen Dukaten zugeführt zu haben; in Maria-Einsiedeln, wo Zwingli Pfarrer wurde, sah er mit eigenen Augen dem Treiben an einem so berühmten Wallfahrtsorte auf den Grund, in Zürich, wohin er 1519 berufen wurde, lernte er die Bedürfnisse einer modernen Großgemeinde mit dem hergebrachten Wirtschaftsleben vergleichen. Ein für klare Wahrheit erglühender, feingebildeter Geist wurde er der Führer des Rates daselbst, und unter dieser seiner Führung vollzog sich ungefähr dasselbe, wie in Wittenberg, nur daß er sich mit dem mehr am Buchstaben hängenden Luther über die Auffassung des Altarssakraments nicht vergleichen konnte. Auch Bern schloß sich an; aber die Landschaft und die bäuerlichen Urkantone erhoben sich gegen die Neuerung. Offener Krieg brach darüber aus und Zwingli fiel am 11. Oktober 1531, als er seine Züricher in's Feld begleitete.

Auch die Städte der Westschweiz und des burgundischen Kreises, die volkreichen Handelsplätze der Niederlande schlossen sich derselben Bewegung an. Ihr theologischer Erwecker und

Digitized by Google

Berater war Calvin, der Franzose. Auch dessen eigenes Vaterland blieb nicht zurück; obgleich hier der Bogen nicht so straff gespannt war als in Deutschland. Hier hatte das Kaisertum der letzten Jahrhunderte sich ganz mit dem Papsttum identifiziert; in Frankreich hatte ein selbständigeres und mächtigeres Königtum selbst wiederholt den Kampf gegen Rom nicht ohne Erfolg geführt, eine Art Selbständigkeit der französischen Kirche zu erhalten und die Ausfuhr des angesammelten Nationalvermögens aus dem Lande zu verhindern gewußt.

Calvin oder Jean Caulvin — geb. 1509 — war viel jünger als Luther. In seiner Studienzeit wirkten schon die Einflüsse Luthers auf ihn; schon der 24jährige wurde verdächtig, daß er nach Basel, dann nach Straßburg fliehen mußte. Er beteiligte sich an den Religionsgesprächen zu Worms und Regensburg und wurde der Zwingli der Stadt Genf. Seinen Studien nach Jurist, wurde er in der That auch der Jurist der Reformation, und das nach den beiden Richtungen hin, die wir unterscheiden lernten. Nicht der biederbe Luther, nicht der liebenswürdige Zwingli, vertiefte er mit seinem juristischen Verstande beide Richtungen ohne Scheu vor den äußersten Konsequenzen. So lief ihm die eine auf die Schaffung einer völlig neuen Gesellschaftsordnung hinaus. Thatsächlich erhielt diese Richtung ihren Ausdruck in dem so bedeutsam hervortretenden Gemeindeprinzip des Calvinismus. Kirchen- und politische Gemeinde sollten Eins sein; es giebt keine Patronatsverhältnisse alter Art; die Eine Gemeinde ist die Trägerin der gesamten Gemeinfürsorge; Luthers „gemeiner Kasten" und die Gemeinderenten fließen ineinander. Alles, was einst durch die Werke Gutes geschaffen wurde, fällt in den natürlichen Pflichtenkreis der Gemeinde; der Staatssozialismus erscheint am Horizonte.

Nach der anderen Richtung hin erscheint in scharfer Konsequenz die Frage nach der Menschenseele Seligkeit gänzlich losgelöst von den „Werken." Sie ist ohne Belang auf das Leben; denn sie ist im Grunde gar keine religiös-ethische, sondern eine

Digitized by Google

rein historisch-juristische; so wenigstens liegen für Calvin die Akten der Schrift. Der Mensch, mit ererbter Schuld geboren, hat keinen Rechtsanspruch an eine Seligkeit, und erwirbt keinen. Was Gott ihm aber schenkt, das schenkt ihm seine Gnade allein. Mit dieser beglückt er, wen er will, und er thut niemand ein Unrecht, den er nicht beglückt. Wie aber Gottes Ratschluß ewig unveränderlich in der Ewigkeit seines unveränderlichen Wesens ruht, so ist alles, was diese Frage betrifft, Vorausbestimmung. Mit diesem Juristengutachten, das den Gemütern hart erschien, war die Bedeutung der „Werke" in Verbindung mit der Hoffnung auf Anrechnung und „Rechtfertigung" völlig zerstört; im Grunde auch der Begriff alles „Kultus" im alten strengen Sinne. Auch das Abendmahl war kein Akt des Kultes mehr, sondern, wie schon Zwingli angenommen, ein Erinnerungsmahl. Ganz konsequent lag nun alle Pflege der Wohlfahrt des Lebens, alle Fürsorge, losgelöst von jedem Entgeltungsgedanken als etwas in sich selbst Begründetes, auf seiten der Gemeinde. Hiermit hing auch die strenge, ja grausame Kirchenzucht zusammen, welche dieses „Presbyterialsystem" übte.

Zwischen Genf und Zürich, Calvin und Zwingli bestand anfänglich kein freundschaftliches Verhältnis; die freiere Richtung des milderen Zwingli erschien ersterem als ein „Libertinismus", der ihm moralisch anrüchig ward. Später verständigten sich die Anhänger beider Häupter; als „Reformierte" schlossen sie sich aneinander.

Der Freiheitskampf der Bauern.

Im frühen Mittelalter war Landbau, Bauernarbeit die einzige produzierende, „Ritterschaft" die werbende Arbeit gewesen. Die schaffenden Handfertigkeiten waren noch in der Bauernarbeit eingeschlossen, die großen Höfe noch gleichzeitig die Keimzellen der Fabriken. Allmählich löste und trennte sich dies auf beiden Seiten: aus der Ritterschaft sproßten, geehrt wie diese, die verschiedenen Verwaltungsämter, das Handwerk erhob

Digitized by Google

sich in mühevollen Kämpfen zu Freiheit und Ehre; die Bauernschaft blieb im alten Bestande. Die Dienstverhältnisse derselben rührten im Gegensatze zu den städtischen aus einer Zeit, da die unbeholfene Wirtschaft des Menschen ein anderes Mittel zur Arbeitsentlohnung nicht kannte als die Darreichung des Lebensunterhaltes in natura oder die Anweisung auf ein entsprechendes Quantum der Erhaltungsmittel.

Die letztere Art wurde immer beliebter, je umfangreicher die Wirtschaft wurde; sie enthob den Arbeitgeber aller Sorgen, die er tragen mußte, so lange alle gemeinsam Arbeitenden noch eine „Familie" bildeten, deren väterlicher Vorstand er war. Die „patriarchalischen" Verhältnisse lösten sich darum immer mehr in „feudale" auf.

Sobald der Feudalismus auch noch das alte volkstümliche Gerichtswesen zersetzt hatte, blieb kaum noch ein stichhaltiges Unterscheidungszeichen für die Art und Herkunft der bäuerlichen Abhängigkeit übrig. Die wenigsten Bauern mögen eine Überlieferung darüber festgehalten haben. Sie können kaum gewußt haben, ob sie von solchen abstammen, die einst zur Familie der Herrschaft gehörig durch die Zuteilung von Grundstücken apanagiert worden waren, ob von Kriegsgefangenen oder erkauften Knechten, die sich auf ihrem Pfründnerstückchen als „behauste Knechte" (servi casati) erhalten hatten, ob von freien Männern, die zur Urbarmachung ausgebotenen Grund gegen Leistungen und Gaben, die damals einzig mögliche Art der Bezahlung, erworben hatten. Die Herren wieder mochten auf welchem Wege immer — als patriarchalische Häupter, durch Beschenkung mit Staatsgütern, als Beamte mit Erblichkeit ꝛc. — zu ihrer Herrschaft gelangt sein, sie verband alle das eine Interesse natürlicher Selbstsucht, jene Unterschiede in der Bauernstellung nach Möglichkeit auszugleichen; sie beseitigten damit immer mehr die Beschränkungen, welche ihnen bei Ausnützung der bäuerlichen Arbeitskraft durch Vertrag und Herkommen auferlegt waren.

Trotz alledem muß sich durch die Jahrhunderte hindurch

Digitized by Google

eine dunkle Ahnung über den Ursprung dieser Verhältnisse im Volke erhalten haben. Der Gesichtskreis des Bauern von damals war ein ungemein enger; aber desto zäher konnte er wohl an dem wenigen hängen, was ihm innerhalb desselben lag. Die eigene Geschichte des Bauerntums mag immerhin einen Teil jenes Sagenstoffes gebildet haben, den eine Generation der andern am Herde überreichte — sicherlich genug verdunkelt und geschwärzt. Eine unklare Rückerinnerung wenigstens flammt immer wieder auf, die an einen Zustand brüderlicher Gleichheit des Herrn und des Bauers. Viel deutlicher und klarer aber blieb an vielen Orten die Erinnerung an einen alten Gerichtsstand, der des Bauers Ahnenprobe gewesen sei. Während die Herrschaft, das Knechtsverhältnis als Maßstab im Auge behaltend, der Meinung war, daß der Bedarf an Arbeit maßgebend sei für die Verpflichtung des Bauers, erinnerte sich dieser an vielen Orten einer ehemaligen vertragsmäßigen Feststellung.

Viel frischer und sicherer war des Bauernstandes Erinnerung bezüglich der letzten Phasen der Eigentumsbildung. Wir sahen, wie die Bildung dieser sozialen Institution im Mittelalter bezüglich des Grundes und Bodens noch in vollem Flusse war. Zunächst greift der Sonderbesitz nur nach der Wohnungsstätte, dann noch durch Hegung nach dem bestellten Lande, indes alle Weidenutzung noch gemeinsam bleibt. Dann greift er nach der Weide und nach dem Walde, oder vielmehr zunächst nach den jagdbaren Tieren in demselben und im Wasser, dann nach Wald und Wasser nach ihrem vollen Bestande. Selbst das späte Mittelalter sieht diese Bewegung noch fortschreiten. Noch immer ist vor dem alten Gaugerichte die Entnahme von Holz aus dem Walde kein Diebstahl, kein Verbrechen wie ein anderes, keine Friedensstörung. Der Wald hat, wenn er nicht ein „Bannforst" ist, nicht den Königsfrieden wie die Straße und das Feld. Nur soweit sein Aufseher, der Markwart, ihn thatsächlich schützen kann, genießt er einen Schutz; das Gericht der Freien gewährt ihm keinen. Der Markwart kann die Entnahme des Holzes

Digitized by Google

wehren, er kann das schon entnommene, so lange er es noch im Walde trifft, wiedernehmen — er hat ein Pfändungsrecht; aber noch spricht das Gericht darüber hinaus den Gepfändeten keines Verbrechens schuldig; — nämlich das alte deutsche Schöffengericht, das immer mehr vor den verschiedenen Herrengerichten schwindet. Da gelten freilich andere Grundsätze: man nimmt das fertige römische Recht zu Hilfe.

Das sieht der Bauer so vor seinen Augen sich entwickeln, wie wir erst kürzlich Zeugen des Abschlusses dieser Entwickelung waren, als auch Pilze und Beeren im Walde ihren Frieden erhielten. Warum mußte das ausdrücklich durch eine gesetzgeberische That geschehen? Weil das Volksbewußtsein auch heute noch hinter dem Abschlusse dieser Entwickelung zurückgeblieben war. In älterer Zeit hätte ein solcher Fortschritt des Eigentums zur Aufteilung von Weide und Wäldern führen können; jetzt kam er natürlich nur der Herrschaft zu gute und bewirkte die Ausschließung der Unterthanen von der Benutzung der Weide und des Waldes, während sich umgekehrt die Herrschaft Weide und Jagd auf den Grundstücken der Bauern offen hielt. Immer weiter schien die Entwickelung greifen zu wollen. Schon beanspruchte ein Bischof in den Niederlanden den Wind, der die Windmühlen trieb, als ein Zugehör des Dominiums. Fast hätte man die Luft dem Bauer vor der Nase weggenommen; ja sie gehörte ihm schon wirklich nicht mehr, soweit sie einst das Jagdbereich des Fliegenden gewesen war; auch die Vögel der Luft waren des Herrn.

Es bedurfte gerade keiner besonderen Brutalitäten, wie sie ja doch nicht unterblieben in einem Zeitalter recht roher Sitten, um dem Bauer fühlbar zu machen, wie sehr der Wind gegen ihn wehe. So ganz einsichtslos darf man sich die Massen der Bauern doch nicht denken; hatten sie doch zum Teile vor ein, zwei Jahrhunderten auf ihren Höfen noch die Ritter spielen können, waren ihrer doch noch immer einige bei den Resten der alten Gerichtsstätten mitwirkend beteiligt und konnten so nicht

Digitized by Google

ganz bar sein der Einsicht in die gesellschaftlichen Dinge. Wenn aber einst ihr Leiden in Widerstreben und Fordern sich steigern sollte, so würden gewiß auch sie, hierin den Herren folgend, über den Unterschied hinwegsehen, der zwischen den verschiedenen Kategorien des Bauerntums bestand; sie werden dann auch dort Weide und Wald verlangt haben, wo beides geschichtlich schon Eigentum des Grundherrn war, ehe er irgend einen Bauer darauf setzte.

Das lange grollende, schwere Gewitter, in welchem diese Spannung zu vorläufiger Entladung kam, gehört ebenfalls zu den großen Ereignissen, welche den Eintritt der Neuzeit bezeichneten. Der schwerste Schlag ist als der „große Bauernkrieg" bekannt. Dieser fällt in die Zeit der Reformation; doch gehen die gleichartigen Bauernbewegungen ihr lange voraus. Dennoch stehen beide in innerer Beziehung; sie sind durch jenes wirtschaftliche Element verbunden, das wir bei der kirchlichen Reformation kennen lernten. Auch schien der versuchte Wiederaufbau der evangelischen Kirche den Bauernbestrebungen nur tiefere Begründung zu geben. Beriefen sich die Herren auf das römische Recht, das die Kirche zu dem ihrigen gemacht hatte, so schien dem Bauer in dem Evangelium das Gesetzbuch der Brüderlichkeit wieder entdeckt zu sein. Dieser Glaube hob ihren Mut und ihr Selbstvertrauen. In ihrem Kampfe um Weide- und Waldrecht glauben die Bauern dem Evangelium gegen das römische Recht beizustehen — zum großen Schrecken Luthers — und sie verlangen darum nach dem Evangelium und einer Gemeindekirchenverfassung.

Das traurige Schicksal der Bauernheereszüge kann hier nicht Gegenstand der Erzählung sein; aber ihre Wünsche und Forderungen sind auch im einzelnen zu wichtig für das Verständnis jener Zeit, als daß wir sie übergehen könnten. Der Anlaß wirkte nicht überall gleich mächtig; in einigen Gegenden Deutschlands war die Masse der Bauern überhaupt nicht in den Zustand der Knechtschaft oder Hörigkeit geraten; so nicht die am

Digitized by Google

linken Rheinufer bis zur Mosel aufwärts im Heimatlande der alten ripuarischen Franken. Hier auf einstmals römischem Boden dürfte sich das Sondereigentum im Grunde frühzeitiger als die Erblichkeit der Vorstandswürde entwickelt haben, so daß eine Aufteilung unter alle stattfand; dagegen schufen sich die salischen Franken im Westen eine Unterthanschaft auf Eroberungswegen. Auch die friesischen Bauern nahmen teil an solcher Freiheit, ebenso die in den Marschen an Weser und Elbe und die in den westfälischen Grafschaften Mark und Berg. Hier lag das ältere Gebiet der inneren Kolonisation, und diese schuf dem Bauer einen Zustand mäßiger Freiheit. Auch in Oberösterreich und Tirol herrschte dieser Kolonistenstand vor. In Böhmen trat der grellste Gegensatz zwischen diesem und den einheimischen Bauern zu Tage. In Süd- und Mitteldeutschland und weiter nach Osten zu herrschte der unfreie Bauernstand vor. Dies war überall der Fall, wo ausgedehnte Kirchengüter bestanden. Auf solchen waren immer mehr Bauern durch Schenkungen seitens der Eltern, auf dem Wege des „Seelgeräts" unfrei geworden; wir haben das System kennen gelernt. Gerade gegen dieses und die Geistlichkeit wendete sich darum die eine Spitze der Bewegung. Im Süden reizte überdies das Vorbild der Schweizer, welche die Grafengewalt abgeschüttelt hatten.

Was das Volk im 15. Jahrhunderte fühlte, das sprach sich deutlich in dem Beifall aus, den Phantasiegebilde fanden, wie sie der Hirt Hans Böheim um 1476 zu Niklashausen in Franken seinen Zuhörern vortrug. So phantastisch auch seine Lehre von einem Reiche von Brüdern ohne Herrschaft, ohne Abgaben und Leistungen war, ihr Kern war der bald überall wiederholte Notschrei des Volkes: Freiheit an Wald, Weide und Wasser! In der Form einer geheimen Gesellschaft, unter schweren und geheimnisvollen Eiden, thaten sich um 1493 Bauern und Bürger im Elsaß zusammen; es steckte eine ernste Verschwörung gegen den Druck der „Juden, Pfaffen und Gerichte" dahinter, und einer ihrer Programmspunkte war, jeden Geistlichen auf ein

Digitized by Google

festes Gehalt zu setzen und bestimmte Kultakte zu unterlassen. Fast überall sehen wir Bürger an der Seite der Bauern vorgehen; wie sich ja auch kurz nachher dieselbe Bewegung in den Städten zeigte. Es sind aber zumeist jene Bürger, welche die sogenannte „Gemeinheit" bildend, weder den Geschlechtern noch den Zünften angehören. Hatten letztere bereits in den meisten Städten gesiegt, so strebte nun jener dritte Stand im Bürgertume zur Geltung, und dieser neue Kampf fällt vielfach mit dem Bauernkriege und der Reformationsentwickelung zusammen.

Im Bistum Speier bildete sich 1502 die Bauernbrüderschaft des „Bundschuh". Ihr geheimes Losungswort kennzeichnet genügend ihre Stellung. Der Bruder tastete den fremden Bauer mit der Frage an: „Loset, was ist nun für ein Wesen!", worauf sich der Wissende mit der Antwort zu erkennen gab: „Wir mögen vor Pfaffen und Adel nicht genesen". Wieder waren Kleinbürger am Bunde beteiligt. 1513 tauchte der nämliche Bund wieder im Breisgau auf. Gleichzeitig erhoben sich die Bauern in den Schweizerkantonen Luzern, Solothurn und Bern gegen die aristokratischen Städte und trotzten ihnen das Recht freien Kaufes und Verkaufes der Lebensmittel ab.

Ungefähr gleichzeitig, vielleicht schon etwas früher, entstand im Würtembergischen vom Remsthale aus der „Arme Konrad", ein Bauernbund, welcher es versuchte, durch das Gewand harmloser Schalkhaftigkeit zu täuschen. Jost Fritz, der Führer des zersprengten „Bundschuh", tauchte hier wieder auf. Lange beschränkte sich der Bund auf stille Propaganda; 1514 brach ein Aufstand aus; — der Herzog von Würtemberg hatte ein neues Gewicht eingeführt, um die üblichen Münzoperationen der Landesväter auf Kosten der Unterthanen noch einträglicher zu machen; nun hielten einmal die Bauern Gericht, und ließen das herzogliche Gewicht die Wasserprobe machen; aber bald kam der Herzog wieder an die Reihe. Ganz um dieselbe Zeit wütete in Ungarn unter der Führung Doschas ein furchtbarer Bauernaufstand, und in Steiermark, Kärnthen, Krain entstand ein „windischer Bauern-

Digitized by Google

bund", der um 1511 ungefähr 80 000 Bauern unter die Waffen brachte. Das Jahr 1515 wurde hier ein blutiges.

So war zwischen den äußersten Enden österreichischer Herrschaft, von Elsaß bis Ungarn, die Kette der Bauernbündnisse geschlossen, lange noch ehe die kirchliche Reformation hervortrat. Überall wurden schließlich die örtlichen Aufstände niedergekämpft, unter denselben Erscheinungen, welche später auch im „großen" Bauernkriege hervortraten: den Bauern fehlte die Organisation, die Einheit, welche die Herren mit ihren feudalen Verbänden viel leichter herstellten, es fehlte ihnen die Kriegstüchtigkeit und selbst die Bewaffnung; Kriegführung war damals schon immer mehr zur Kunst geworden. Grausamkeiten übten vor und nach die Bauern, aber nicht andere, als sie selbst zur Blütezeit des Rittertums der Krieg kannte, und als sie an ihnen, sobald sie besiegt waren, wieder geübt wurden; allerdings stand ihnen nicht die Entschuldigung väterlichen Züchtigungsrechtes zur Seite.

Aber weder der Gedanke der ungerechten Bedrückung noch der der bündlerischen Selbsthilfe war damit ertötet. Sobald die Städte, auf den theologischen Begriff Luthers gestützt, anfingen, die wirtschaftliche und kirchliche Reform einzuführen, waren auch die süddeutschen Bauern und zwar in weit größeren und geschlosseneren Massen wieder auf dem Plane.

Zwischen den Donauquellen und dem Oberrhein, gerade da, wo das Rachegericht am strengsten gewaltet hatte, regte sich 1524 die Bewegung wieder zuerst. Als Hans Müller aus Bulgenbach am 24. September mit einer Bauernschar unter schwarz-rot-gelber Fahne zur Kirchweih in Waldshut einzog, da erschien das Ziel der Bauern schon auf eine ideale Höhe gerückt. Eine allgemeine „evangelische Brüderschaft" sollte das ganze Reich reformieren: Pfaffen und Adel sollten abgethan, der Bauer überall frei und der Kaiser wieder zum alleinigen und wahren Herrn des Reiches werden. Der Gedanke war kühn, aber nicht thöricht; es hatte ja eine Zeit gegeben, wo der Königsfrieden und die ländlichen Gerichte allein genügten, für die

Digitized by Google

Wohlfahrt der Gesellschaft zu sorgen. Das war das goldene Zeitalter der sagenhaft dunklen, bäuerlichen Erinnerung. Ein Jahr darauf mußte sich der Abt von Kempten mit seinen Bauern vergleichen; der Bischof von Augsburg kam an die Reihe; die Bauern standen in mehreren Haufen in Waffen; Hans Müller zog von Dorf zu Dorf, und ein Herold verkündete den Gemeinden die berühmten „zwölf Artikel", in denen alle Beschwerden, Wünsche und Hoffnungen der Bauern sachlich und maßvoll ausgedrückt waren.

Ganz wie die Reformbestrebungen in den Städten, so erstreckten sich auch diese Bauernwünsche auf zwei verschiedene und doch engverbundene Gebiete, auf das soziale und kirchliche. In ersterer Hinsicht verlangten die „12 Artikel" das Aufhören der eigentlichen Leibeigenschaft, ohne daß aber die so hergestellte „christliche Freiheit" den Gehorsam gegen die rechtmäßige Obrigkeit aufheben solle (Art. 3). Es solle darum die Dienstpflicht eine gemessene sein, und der Herrschaft nicht freistehen, Dienste über die vertragsmäßige Verpflichtung zu verlangen. Die Arbeit, deren sie darüber hinaus benötigt, solle sie in anderer Weise durch Geldentlohnung erwerben (7). Die als „Sterbfall" bezeichnete Abgabe, welche Witwen und Waisen gerade in ihrer schlimmsten Not am schwersten belastet, soll in Wegfall kommen (11). Die Gerichtsstrafen sollen nicht willkürlich erhöht, sondern gleichwie bei den Frohndiensten solle am alten Herkommen festgehalten werden (6 und 9). Überlasteten Gütern soll durch eine Ermäßigung der Zinsen „nach der Entscheidung ehrbarer Leute" geholfen werden.

Eine andere Gruppe von Artikeln (4, 5 und 10) protestiert gegen die jüngere Rechtsbildung auf dem Gebiete des Eigentums. Die Vögel, das Wild und die Fische im fließenden Wasser sollten zu jedermanns Erwerb frei sein, außer daß jemand urkundlich den Ankauf von Fischwassern nachweisen könnte. Künstliche Fischanlagen, wie Teiche, schlossen die Bauern überhaupt von ihrem Begehren aus. Die Waldungen sollen nicht Besitz

Digitized by Google

der Herrschaften sein, sondern wie in alten Zeiten wieder der Gesamtgemeinde gehören und von jedem Gemeindeangehörigen, also natürlich auch von der Herrschaft, nach Bedarf und Anweisung von Gemeindedeputierten, benutzt werden, außer wo sie durch Kauf Eigentum einzelner geworden wären. Überhaupt sollen ehemalige Gemeindegüter, die nicht auf rechtmäßige Weise, wie durch Kauf, vor Gericht u. s. w. in den Besitz einzelner übergegangen waren, den Gemeinden zurückgegeben werden.

In bezug auf die Kirche hatten die Zwölfartikel der Bauern (1. und 2.) im Grunde keine anderen Wünsche als die Bürger jener Zeit; sie wollten die Bestellung der Priester — und zwar „evangelischer" — zur Gemeindesache machen und mit dem alten sogenannten „großen" Zehnte, den sie fortleisten wollten, aller Verpflichtungen gegen die Kirche quitt sein.

Die wirtschaftlichen Forderungen der Bauern gingen in der einen Richtung auf die Hemmung einer im Gange begriffenen Rechtsbildung hinaus; die Bauern hatten auch juristisch ein Recht, ihre Stimme zu erheben, und sie thaten das nach Zeugnis jener Einschränkungen nicht ohne Besonnenheit; aber hierin sollten ihre Wünsche nie erhört werden. Nach der andern Richtung gingen diese auf die Abschaffung einer inhumanen, aber völlig zu Recht bestehenden Einrichtung; das formale Recht stand ihnen nicht zur Seite; aber gerade dieses Verlangen sollte in ferner Zukunft allgemein erfüllt werden. Vorläufig aber wurden die tausende von Menschenleben überhaupt umsonst geopfert; das 16. Jahrhundert hatte kein Verständnis gerade für diese Seite der Frage, welche die europäische Menschheit bewegte; vorläufig ernteten die Fürsten und Städte allein und die Theologen haderten.

Die Bauern wandten sich an Luther, dessen Name wie ein Programm der Freiheit aufgestiegen war; sie schickten ihm ihre Zwölfartikel. Luther fand nur den theologischen Teil des Programms annehmbar unter Betonung der Zehntverpflichtung gegenüber der Obrigkeit. Das übrige seien Rechtsfragen, ihm

Digitized by Google

fernliegend, die Leibeigenschaft durch die Bibel erwiesen. Am bedenklichsten war ihm der letzte (12.) Artikel, in dem sich die Bauern erboten hatten, jede Forderung fallen zu lassen, wenn sie erweislich gegen die Schrift sei, aber auch diejenigen noch zuzufügen, deren Begründung in der Schrift bekannt werden würde. Dieser Aufruf der Bibel wider das römische Recht erschreckte ihn nicht mit Unrecht; stand man doch in beiden Fällen vor dem Versuche, eine lebendige Gegenwart an die Normen einer überschrittenen Kulturstufe oder doch einer fremden Kultur fesseln zu wollen. Er sah, wie so neben seinem Evangelium noch ein anderes auf Grund derselben „Schrift" gepredigt werden würde. In der That führte die von ihm geweckte Hochschätzung des heiligen Buches, eine Hochschätzung, der vorläufig noch keine Kritik und Einschränkung zur Seite ging, zu einer Reihe von Neuerungen auf sozialem Gebiete, welche zwar nur als Episoden in dem großen Drama der Zeit auftraten, aber auf dessen unglücklichen Ausgang dennoch von größtem Einflusse waren. Sie erscheinen uns zunächst in der Person des Thomas Münzer vergegenwärtigt, in grotesker Verzerrung aber in dem großen Wiedertäuferdrama zu Münster.

Die Sache der Bauern stand nicht ganz schlecht. In Rothenburg an der Tauber hatte die „gemeine" Bürgerschaft über die Geschlechter gesiegt und die Stadt den Bauern verbündet. Die Herren waren noch nicht geeinigt; die Grafen von Hohenlohe mußten als „Brüder" die Zwölfartikel beschwören. Der Schrecken über die Blutthat am Grafen von Helfenstein zwang den ganzen Adel des Odenwaldes ein gleiches zu thun. Götz von Berlichingen wurde Führer; die Bürger von Würzburg traten zum Bunde. Der Bischof von Speier, der Pfalzgraf bei Rhein schlossen Verträge auf Grund der Zwölfartikel. Die Bewohner des Rheingaues besuchten wieder ihre uralte, vergessene Malstätte, die Lützelaue, und beschlossen, das alte Gericht wieder herzustellen, daneben Verwendung der Güter der toten Hand für die Gemeinheit. Der Rat von Trier verlangte

Digitized by Google

ähnliches und die Herbeiziehung der Geistlichkeit zu den bürgerlichen Lasten; ähnliches erzwang in Frankfurt a. M. die Bürgerschaft; in ganz Franken und Schwaben siegte die Sache der Reform, und dieser Sieg zeitigte hochfliegende Pläne.

Bauerndeputierte aus den aufständischen Gauen versammelten sich in Heilbronn und planten hier, von gesundem Mutterwitz durchaus nicht verlassen, eine Reichsreform, an deren Verwirklichung die kommenden Jahrhunderte arbeiteten. Der Grundgedanke war die Aufwendung des Kirchengutes zur Ablösung der bäuerlichen Verpflichtungen gegenüber den Herren — diese „Säkularisation" ist nachmals teilweise eher eingetreten als die Ablösung. Die Macht der Fürsten sollte wieder hinter der des Kaisers zurücktreten, der Kaiser Sicherheit des Friedens und des Handels gewähren. Dem Volke sollte seine alte, heimische Gerichtsverfassung wieder gegeben werden; Doktoren des römischen Rechts sollte man nur für die Zwecke der Universitäten halten. Diese „heilbronner Reichsverfassung" blieb vorläufig ein Entwurf.

Während dieses Reformwerk in Schwaben und Franken Erfolg zu versprechen schien, nahm der Aufruhr in Thüringen zum Unheil des Ganzen jene andere, allzuviel von volkstümlicher Theologie beeinflußte Richtung an. Der damals 27 jährige Thomas Münzer war als Jüngling Luthers Anhänger gewesen, hatte sich aber bald von ihm getrennt; er ging ihm nicht weit genug. In seiner Versenkung in den Zustand des Urchristentums, wozu die lutherische Richtung verleitete, gelangte er — mit vielen andern — vor den Punkt, in welchem im Urchristentum uraltes Priestertum in seinen rudimentär gewordenen Formen mit dem neuen Begriffe des allgemeinen Priestertums sich begegneten. War jedermann sein Priester, so konnte auch jedermann „vom Geiste" beseelt sein; es zeigten sich nach der Apostelgeschichte an jedermann, oder doch an vielen die Gaben des Priestertums: der Geist der Erkenntnis, der Weissagung, der Wunder. Wie sich nun die Zeit in jenen Zustand zurück-

Digitized by Google

versetzte, so erschienen auch wieder die „Propheten", in ihrem äußeren Leben meist Abenteurer einer neuen Art.

Münzer verwarf Luthers Lehre von der „Rechtfertigung durch den Glauben" und sein strenges Bibelpochen; er hatte als ein Inspirierter selbst „den Geist", und der „Geist" sollte nun über der Bibel stehen. Diesen seinen „Enthusiasmus", seine Begeisterung im materiellen Sinne setzte er Luthers vorsichtigerer Gedankenarbeit entgegen. Die Vertreibung, welche ihn wegen seiner ungezügelten Ausfälle gegen „Vater Leisetritt", den „neuen Papst", überall traf, hetzte ihn als gefährlichen Agitator durch das ganze Land. Wie das Mystische immer die Menge für sich hat, so vertieften sich nun auch viele, welchen die Hoffnung auf die Verbesserung ihres Zustandes durch den des deutschen Reiches zu weitschichtig schien, in den Gedanken eines „neuen Jerusalem".

In Thüringen fand der Prophet den größten Anhang; zu Mühlhausen errichtete er seinen alttestamentarischen Richterstuhl, von hier aus organisierte er in Nachahmung der Heldenthaten der „Richter" gegen die Kanaaniter die Zerstörungszüge gegen Klöster und Schlösser. Damit entfesselte die Bewegung vollends Luthers Zorn, und während im Süden nach Kaiser Karls glücklicher Schlacht bei Pavia Heermassen frei wurden und die Fürsten geeinigt und planmäßig und ebenso erfolgreich vorgingen, trennten auch die reformatorisch gesinnten Fürsten des Nordens ihre Sache völlig von der der Bauern; und nun brach über diese und deren schöne Hoffnungen das blutige Verhängnis von allen Seiten herein. Der Landgraf Philipp von Hessen vereinigte sich mit den Herzögen und dem Kurfürsten von Sachsen. Münzer stand „mit dem Schwerte Gideons" bei Frankenhausen; an 5000 Bauern wurden erschlagen, Münzer hingerichtet. Gleiche Schläge trafen nun auch die „Haufen" der Bauern im Süden, und das Strafgericht begann mit allen Schrecken jener Zeit zu walten.

Nur in wenigen Gegenden waren die Bauern in der Lage,

Digitized by Google

den Abschluß der Bewegung durch Verhandlungen herbeizuführen und dabei einige Erleichterungen ihrer Lage zu erzielen; im allgemeinen führte der Ausgang des Bauernkrieges zu noch härteren Bedrückungen. Das Gottesurteil des Krieges hatte für das Recht der Herren entschieden. Gleichzeitig war die sozialkirchliche Reform in vielen Kreisen anrüchig geworden, und die Reaktion dagegen begann sich zu sammeln.

Lebensäußerungen nach der Reformation.

So wenig das „neue Jerusalem" als ein Reich des Friedens erschienen war, so wenig glich auch die nächste Zukunft dem hochfliegenden Traum Huttens, der auch in Deutschland Wissenschaften und Künste fröhlich erblühen sah; für dieses blieb die ganze erste Hälfte der Neuzeit eine Zeit des Kampfes. Jede Neuerung erweckte den Widerstand des Alten, jedem Schritte zur Freiheit folgte irgend eine neue Form des Zwanges.

Mit dem Buchdrucke kam allmählich das Zeitungswesen auf, indem es sich zunächst noch an die alte Einrichtung der fahrenden Sänger anlehnte. Mit dieser Einrichtung zugleich verbreitete sich die Reformation; auch das trug wesentlich dazu bei, daß sie ein anderes Schicksal hatte als ältere Neuerungen solcher Art. Am 6. Mai 1524 sah man einen armen, alten Tuchmacher an der Statue Kaiser Ottos in Magdeburg stehen, wie er die unlängst im Drucke herausgegebenen Lieder Luthers feilbot und — ganz nach alter Art — seinen Kunden so lange vorsang, bis sie auch die Melodie mit heimnehmen konnten. Dann sang der Bursche das Lied in der Werkstatt, der Meister nahm es in die Hand. Ein Ratsmitglied ließ den Sänger einsperren — was that es? — Der Liederstoff drang in alle Häuser, und jene That des Rates gab den Anlaß zu einem viel stürmischeren Vorgehen der Reform.

Gleichzeitig (1524) als man hier diesen Liederhandel in neuer Form betrieb, begann man in gleicher Weise in Augsburg auf solchen Druckblättern allerlei Nachrichten und Neuigkeiten

Digitized by Google

auszubreiten: Morde, Unglücksfälle, Naturereignisse, was sonst als Text zum Jahrmarktbilde gesungen worden war, und was heute die Unfallsreporter für unsere Zeitungen zusammentragen. Diese augsburgischen „Relationen" waren schon wirkliche Zeitungen in unbestimmter Folge mit Straßenverkauf. In Regensburg (1528), Nürnberg (1571) und Köln (1587) kam allmählich Ähnliches auf. Die Form schloß sich mitunter noch so sehr der alten Verbreitungsart an, daß eine rohe Abbildung in Holzschnitt und darunter einer Erzählung in Knittelversen die ganze „Zeitung" bildete. Der derbste Scherz und unsauberer Witz trieben in diesen Blättern ihr Spiel; aber auch die besten Früchte der Zeit, wie Gedichte von Hans Sachs mit dem Ausdrucke der gesamten Zeitvorstellungen finden nun auf diesem Wege die weiteste Verbreitung; man fing an, zum ganzen Volke zu sprechen.

Den nächsten Fortschritt dieses primitiven Zeitungswesens bildete die Regelmäßigkeit des Erscheinens. In Frankfurt am Main ließ Egenolph Emmel seit 1615 regelmäßig alle Wochen einmal eine Zeitung erscheinen; 1619 kamen solche auch in Hildesheim und Nürnberg heraus, und von da an verbreitete sich die Einrichtung immer mehr.

Ein Kalender für nur Ein Jahr berechnet war zuerst 1550 erschienen. Früher hatte man sich mit dem „Cisiojanus" begnügt, einer Aneinanderreihung der Jahresfesttage in ihrer Zeitfolge in furchtbaren Versen, welche die Kinder auswendig lernen mußten. Von nun an wurde der Kalender ein immer populäreres Buch. Womit es sich ausfüllte, das war allerdings der Zeit entsprechend meistenteils roher Aberglauben; es lehrte den Bauer, wann „es gut sei", Dünger zu führen, den Kindern die Nägel zu schneiden, die Wäsche an den Zaun zu hängen und dergleichen mehr; aber wie immer: es war doch ein Buch, mit dem sich auch der Ärmere anfing vertraut zu machen.

Diese neuerliche Erweiterung der geistigen Verkehrs- und Bildungsmittel zeitigte die Beschränkung des Verkehrs durch die neuerfundene Zensur. Schon 1530 legte Karl V. dem Reichs-

Digitized by Google

tage zu Augsburg eine allgemeine Zensurordnung vor, und die Kirche begann das Richteramt über alles Gedruckte sich anzueignen und streng zu üben. Ihre Organe waren auch hierbei vorzugsweise die Dominikaner. Doch trat diese Einrichtung keineswegs bloß auf katholischem Gebiete hervor; auch die Evangelischen schufen eine solche, nur daß sie die Handhabung derselben den Magistraten zuwiesen. So bestand in einer größeren Stadt als Zensurbehörde eine „Ratsleserei", deren Mitglieder der Stadtsyndikus, der Senior der Geistlichen, der Stadtphysikus und der Rektor des Gymnasiums waren. Ohne deren Erlaubnis durfte nichts gedruckt werden. Schon gedruckte Bücher wurden frühzeitig auch auf dieser Seite verfolgt, und die Verfolgungen erstreckten sich auch auf die Autoren. Sebastian Frank, dem ersten „Kosmographen", widerfuhr solches nach einander in Nürnberg, Straßburg und Ulm, und seine „Geschichtsbibel" wurde in Sachsen verboten, so daß ihm die Behauptung entpreßt wurde, „im Papsttum sei man freier gewesen."

In der That glaubte die evangelische Geistlichkeit, nachdem Luther als erster den Bann des Papstes unwirksam gemacht, bald selbst das gewaltige Strafmittel des „Banns" nicht entbehren zu können. Die magdeburger Kirchenordnung von 1554 führte ihn wieder ein mit der Begründung: „es habe die hohe Notdurft es gefordert, in der Kirche den Bann nach dem Befehle Christi wieder in den rechten Gebrauch zu bringen, welchen man wegen des schändlichen und schädlichen Mißbrauchs des leidigen Antichrists habe müssen etwas sinken lassen." Bei den Calvinern war dieser christliche Brauch nicht erst „gesunken"; der Kirchenbann war die schneidigste Strafe des calvinischen Gemeinderegiments.

Das Bild der Zeit, die auf die erste Erhebung der Geister folgte, war kein freundliches. In den höheren, herrschenden Ständen sucht der Kulturhistoriker vergeblich die Anzeichen einer Hebung des sittlichen Lebens; dasselbe scheint vielmehr zu sinken. Der Zuwachs der Machtfülle infolge der kirchlich-sozialen Re-

Digitized by Google

form, der Niederwerfung der Bauern und der Einwirkung des Beispiels französischen Absolutismus übt keinen günstigen Einfluß auf die äußeren Sitten, und diese beherrschen den inneren Menschen wirksamer, als die Lehre. Wo diese, wie im bürgerlichen Stande, den inneren Menschen mehr erfaßte, da schien Streit- und Schmähsucht und die härteste Unduldsamkeit von dem begeisternden Eifer für das Neue unzertrennlich.

Ein Grad rechthaberischen Sinnes dürfte vielleicht mit der religionsphilosophischen Forschung an sich verbunden sein; das Gemeindeprinzip, das die Reformation an die Stelle des hierarchischen setzte, erhebt ihn zu thätlicher Unduldsamkeit. Wo jenes am stärksten hervortrat, war diese am größten. Der kleine Kirchenstaat Calvins zu Genf war nicht duldsamer als der große zu Rom. Luthern machte die Sorge vor Übertreibung und Überstürzung unduldsam. Nur Zwinglis persönlicher Charakter blieb der Härte fern. Calvin brachte 1553 seinen Landsmann Michael Servet wegen Irrglaubens auf den Holzstoß, wo er von langsamem Feuer getötet wurde. Auch in Genf arbeiteten Folter und Henker.

Die Frucht glich der Saat. Noch 1667 beschäftigte das geistliche Ministerium einer sächsischen Stadt, nicht fern der Wiege der Reformation, ein seltsamer Streit. Ein reformierter Vater hatte auch sein Kind der reformierten Konfession zugeführt, indes die Mutter eine fromme Lutheranerin war. Nun starb das Kind in der lutherischen Stadt und die Mutter wünschte dringend ein „christliches" Begräbnis für dasselbe; aber kein lutherischer Pfarrer wollte das leisten, das geistliche Ministerium hielt das für unmöglich. Endlich gelang es den Thränen der Mutter ihren Wunsch zu erreichen, aber die Gestattung wurde als Ausnahme hingestellt und von der ausdrücklichen Konstatierung begleitet, daß das Kind doch ein Ketzerkind sei.

Der Greuel der Hexenverfolgung fand keine Milderung, denn die Vorstellung von der Wirkung der Naturkräfte dämmerte

Digitized by Google

noch nicht auf; alle Vorstellungen über das Unerklärbare ruhten noch auf altem, dämonistischem Grunde. In Genf fanden unter dem Regimente Calvins 56 Hinrichtungen statt, davon weit über die Hälfte wegen des Verbrechens der Hexerei. Die Konfession nahm hierauf keinen Einfluß. Unter der Obergerichtsbarkeit des Bischofs von Halberstadt wurden 1590 zu Gröningen zuerst 11, dann 9 Zauberer und Hexen verbrannt. Ein jeder einzelne Fall bildete gewöhnlich das Signal zum Ausbruch einer Verfolgungsseuche, die in immer weitere Kreise nach Opfern griff. Eine Bürgermeisterin zu Magdeburg litt 1592 an dem bekannten „Alpdrücken"; die Zauberin, welche ihr den Alp angehext, wurde entdeckt und verbrannt. Sie rächte sich noch vor dem Tode durch die Bezeichnung von vier vornehmen Frauen als Mitschuldige. Ganz nach der Prozeßordnung des „Hexenhammers" setzte man diese ohne weiteres fest, um sie der Folter zu unterwerfen. Die eine, eine angesehene, reiche Kaufmannsfrau erhängte sich aus Angst und Entsetzen im Kerker, zwei überstanden die Qualen der Folter ohne Geständnis, die vierte aber bekannte sich zu erotischen Träumen, welche die Zeit als Buhlschaft böser Geister deutete; sie kosteten ihr das Leben.

Zwei Jahre später ereilte drei Bürgersfrauen zu Könnern dasselbe Geschick. Die Phantasie der Kinder war durch die Erzählungen der Alten angefüllt mit Spukgeschichten. Ein kleines Mädchen hatte aus seinem so vergifteten Traumleben heraus die Aussage gemacht, jene drei Frauen hätten sie bei ihren nächtlichen Hexenfahrten auf die Malstätte des Teufels mitgenommen; es erkannte sie genau wieder, das genügte.

Die physiologische Auffassung des Traumes, welche diesen Deutungen zu Grunde liegt, hatten unsere Vorfahren mit allen Völkern älterer Kultur und mit den Indianern von heute gemein; aber sie hat nicht immer zu so schauerlichen Konsequenzen geführt.

Merkwürdiger Weise blieb gerade eine verkommene Art von Kult der bösen Geister zurück, nachdem der Kult der Heiligen

Digitized by Google

abgeschafft war. Selbst roher Fetischismus verband sich mit diesem unheimlichen Kulte, und wenn der Handel mit Reliquien seinen goldenen Boden verloren hatte, so blühte ein Handel mit solchen Fetischen auf dem Gebiete beider Konfessionen noch im 16. und 17. Jahrhunderte. Besonders verbreitet war der Glaube an die Zauberkraft von „Erdmännchen" oder Alrunchen, mit denen ein herumzigeunerndes Volk einen lebhaften Handel trieb. Wer dieses „Erdmännchen" herstellte, das werden wir weiter unten an einem bestimmten Falle kennen lernen. Der Angabe nach aber war das „Erdmännchen" eigentlich der aufs neue eingekörperte Geist eines Hingerichteten oder etwas dem ähnliches. Man fand es unter dem Galgen in der Erde als ein kleines Menschenfigürchen. Wer es besaß, war im Kampfe gefeit und in jeder Unternehmung geschützt. Von welchem Ernste dieser symptomatische Glauben war, das zeigt der Brief eines leipziger Bürgers vom Jahre 1575, der zuerst in Scheibles „Kloster", dann mehrmals abgedruckt worden ist. Der Leipziger hat einen Bruder in Riga, dessen Hauswesen, wie Briefe meldeten, in jeder Hinsicht zurückging. Der besorgte Bruder läuft zu allen in solchen Dingen kundigen Leuten Leipzigs; da rät man ihm endlich, ein „Alrunchen" werde es thun. „So habe ich mich nun von Deinetwegen ferner bemüht und bin zu den Leuten gangen, die solches gehabt haben, als bei unserm Scharfrichter, und habe ihm dafür geben als nämlich 64 Thaler und dem Büttelsknecht ein Trinkgeld. Solches soll Dir nun aus Liebe und Treue geschenkt sein." Es folgt die Gebrauchsanweisung. Das Erdmännchen soll erst drei Tage außer dem Hause bleiben, dann will es aufgehoben und in warmem Wasser gebadet sein. Mit dem Badewasser besprengt man Haus und Vieh. Viermal des Jahres will das Männchen gebadet sein. Dann wickelt man es in Seide und legt es zu den besten Kleidern und Sachen. Hat man vor „Gericht oder Rat" zu thun, so ist es gut, wenn das Erdmännchen dabei ist.

Solcher Fetischismus lebte noch in mancherlei anderen Vor-

Digitized by Google

stellungen des Volkes fort und daneben zeigte sich immer wieder eine außerordentliche Rohheit des Gefühls. Diese beiden Gebiete wären weit genug gewesen für die umfassendste Reformthätigkeit des Predigtstuhls; aber auf diesem spielten zu jener Zeit meist andere Dinge eine wichtigere Rolle.

Das unheimlichste Zeichen jener Zeit ist Streit- und Schelt-sucht; in derber Grobheit hat die Sprache zu keiner anderen Zeit Größeres geleistet. Moritz von Sachsen, der auch während seines Bündnisses mit Karl V. immer Protestant blieb, empfand nichts so unangenehm, als die eigenartige Schimpflitteratur, die sich in den Städten unter Zuhilfenahme der Buchdruckerkunst breit machte. Andere Fürsten, wenn auch persönlich nicht von feineren Sitten, waren derselben Meinung. Die niedersächsischen Kreisstände machten 1561 zu Lüneburg diese Erscheinung zum Gegenstande ihrer Erörterung und erließen ein allgemeines Verbot gegen das ungebührliche Schelten und Verlästern einzelner Personen und Körperschaften, insbesondere von den Kanzeln herab und in Druckschriften. Aber dieses Verbot selbst gab der Schelt- und Streitlust nur wieder neue Nahrung. Einer der eifrigsten Kanzelredner jener Zeit nannte es ein „höllisches, teuflisches, gottloses, gotteslästerliches" und sagte von der Kanzel herab, „die Fürsten hätten sich auf dem Tage (zu Lüneburg) vollgesoffen und da sie trunken gewesen, hätten sie das Edikt beratschlagt und beschlossen."

Gegen ein Übermaß des Eifers kämpften auch die Magistrate überall an; aber sie hatten den Geschmack ihrer Gemeinden häufig gegen sich. Oft wußten sie zwar die schlimmsten Kampfführer loszuwerden, aber der Ruf, der solchen Märtyrern voranging, war in den Augen des Volkes kein übler; sie fanden sehr leicht immer wieder eine Stellung. Man könnte fast von einer Klasse fahrender Prediger sprechen, die sich damals unter der größeren Zahl der würdigeren herausbildete. Wie bewegt das Leben eines solchen Predigers sein konnte, zeigt uns die

Digitized by Google

Biographie jenes, von welchem der zuletzt angeführte derbe Ausspruch stammt.

Es war Dr. Tilemann Heßhusen, geboren in Wesel. Zwischen den Jahren 1556 und 1559 hatte er die Pfarrstellen in Goslar, Rostock und Heidelberg gewechselt. Es ging ihm der Ruf eines schneidigen Eiferers voran und er fand 1559 sofort wieder Berufung nach Bremen. Von da beriefen ihn die Magdeburger zu sich. Damals erließen gerade die niedersächsischen Stände jenes wohlgemeinte Verbot; das brachte Heßhusen vollends um die Besinnung. Der besonnene Stadtrat sah sich außer Stande, dem berühmten Prediger auf allen Wegen zu folgen, die er jetzt beschritt; der drohte diesem 1562, alle Magistratspersonen in den „Bann" zu thun, welchen die evangelische Geistlichkeit mittlerweile wieder hervorgesucht hatte, verweigerte ihnen die Sakramente und Absolutionen und bedrohte alle seine Kollegen, die einem Ratsmanne das Sakrament reichen oder ihn zur Taufe als Paten zulassen würden.

Aber so ein mittelalterlicher Stadtrat war resolut genug, „fürsichtig und ehrenfest". Er wußte auch seine Waffen zu gebrauchen und diktierte dem Pfarrer vom 2. Oktober 1562 ab, Hausarrest; schickte ihm zugleich die Aufkündigung. Heßhusen jedoch wich nur der Gewalt. Er beauftragte einen gleichgesinnten Kollegen mit der Ausführung der Bannbedrohung und dieser vollzog die Bannung mit demselben theatralischen Apparat und Effekt, den man in früheren Zeiten gekannt hatte. Der Bann traf sämmtliche Stadträte und auch jene Geistlichen, welche in Mäßigung mit ihnen hielten. Der Bannende rief von der Kanzel, „er schneide sie als faule, stinkende Glieder ab von der Gemeinde Christi, schließe ihnen den Himmel zu, die Hölle auf, übergebe sie dem leidigen Teufel, sie am Leibe zu martern, zu quälen und zu plagen" ... Zu spät bekam auch dieser Kollege „Hausarrest".

Heßhusen brachte man nur mit Gewalt gegen sein Sträuben auf einen Wagen, den eine Eskorte bis an die Weichbildsgrenze

Digitized by Google

geleitete. Man fürchtete einen Volksaufstand, und tausend Bürger blieben die Nacht über unter Gewehr. Heßhusen fand bald wieder eine Pfarrei in seiner Vaterstadt Wesel, aber auch die schickte ihn 1564 schon wieder in's Exil. Da nahm den Kämpen Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken zu seinem Hofprediger an. Als dieser 1569 starb, wurde Heßhusen Professor der Theologie zu Jena. Auch Jena verwies ihn, aber das Glück hielt ihm den reformierten Bischofssitz von Saarlouis bereit. Als er 1577 wieder diesen Posten verlor, wurde er Professor an der jungen Universität in Helmstedt. Hier endlich fand der siebenmal Exilierte die letzte Ruhe.

Vom Schulwesen.

Eine solche Unstäte und Beweglichkeit kennzeichnet, die bäuerliche ausgenommen, alle Schichten der Bevölkerung zu jener Zeit — alles wandert und wandelt auf mehr oder weniger abenteuerlichen Wegen, der Junker, der Kaufmann, der Handwerker, der erblose Bauernsohn, der Priester, der Lehrer und Bruder Studio. In dieser Lebendigkeit ist das 16. Jahrhundert der Gegensatz zum 17., das in Ruhe und Bewegungsbeschränkung sein Glück sucht, die kleinstaatliche, spießbürgerliche Heimseligkeit großzieht.

Bruder Studio legte den Wanderstab gewöhnlich erst an den Thürpfosten einer Ratskanzlei, eines Pfarrhauses oder an der Schwelle des Hauses einer reichen Braut nieder. Bis dahin galt es, immer wieder aufs neue zu versuchen, wo bessere Gelegenheit zum lernen, bessere zum lehren sei, wobei in beiden Fällen die Bedingungen des leiblichen Unterhalts sehr, oft einzig und allein ins Gewicht fielen. Nur die Wanderschaft bot jene Erfahrung in den Lerngelegenheiten, der man wieder ein jüngeres Schülerlein anvertrauen konnte. Von solchen Mentorstellen lebten viele Studenten. Aber fast alle Schulmeisterei war damals nur eine Übergangsstufe. Nur wer dabei verunglückte, behielt sie als definitive Lebensstellung fest; aber die Schul-

Digitized by Google

meistergelegenheit mehrte sich im 16. Jahrhunderte außerordentlich.

Wurde auch früher da und dort von den Geistlichen im Hinblicke auf die Ergänzung ihres Standes Unterricht erteilt, befaßten sich auch Franziskaner und Hieronymiten oder Troilusbrüder mit solchem, so gab es doch weder überall solche Klöster noch Pfarrschulen. Auf evangelischem Gebiete begannen die letzteren jetzt allgemein zu werden, und in größeren Städten trennte man sie wieder von dem Pfarrdienste, indem man alle einzelnen Schulen in Eine zusammenzog und so Schulsysteme unter einheitlicher Leitung zu schaffen begann.

Der angehende Geistliche oder Jurist war gewöhnlich darauf angewiesen, sich diesem Dienste zu widmen. Abgehende Studenten zogen sich dahin, wo es dem Rufe nach eine „gute Schule" gab. Die erste Stufe ihres Dienstes war häufig die einer Art Hauslehrerschaft. Der Student suchte im Hause eines Bürgers, der ein Kind zur Schule zu schicken hatte, Aufnahme. Indem er dafür ein solches zur Schule führte und überwachte, lernte er selbst praktisch die noch sehr einfache Methode des Unterrichts. Wurde dann eine Stelle an der Schule frei, so konnte er dazu aufsteigen. Für die Kargheit des Einkommens entschädigte nur Hoffnung auf einen zukünftigen Glücksfall.

Einen solchen vorzubereiten fehlte es nicht an allerlei kleinen Mitteln. Durch glänzende Schülervorstellungen empfahl man sich dem Wohlwollen der Eltern und der Beachtung der Gemeinden. Die Studierten bildeten gildenartig abgeschlossene Gesellschaften in den Städten. Sie wurden vielfach auch dann „Litteratenvereine" genannt, wenn sich ihr Litteratentum nur auf die Pflege des kirchlichen Gesanges beschränkte. Bei aller Armut einzelner galten diese Gesellschaften im ganzen für sehr vornehm. Sie hatten ihren eigenen Stand in den Kirchen, zuweilen auch ein eigenes Vermögen. Sie feierten Jahresfeste durch öffentliche Mahlzeiten, Aufzüge und Vorstellungen. Die Hochzeiten von Mitgliedern verherrlichten sie durch musische

Digitized by Google

Spiele, lateinische Gedichte und allerlei Pomp. Wollte man eine Hochzeit von wahrer Vornehmheit erleben, mußte man die Braut eines Litteraten sein. Vielfach fand das Studium auf diesem Wege seinen Lohn; die akademischen Grade glichen manchen Unterschied des Standes und Vermögens aus.

Auch die Reformation hielt im Prinzipe an der Abhängigkeit dieser Schule von der Kirche fest; aber bei der neuen Ordnung der Verhältnisse gewann doch der Stadtrat einen maßgebenden Einfluß auf die Schule. Die Lehrer und Lehrgehilfen gewannen an einzelnen Orten dadurch, daß ihnen ein festes Einkommen aus milden Stiftungen zugewiesen wurde. Der Unterricht beschränkte sich auf Lesen und Schreiben, Christenlehre und Latein. Das Rechnen mußten die Bürgersöhne in Privat- oder Winkelschulen lernen. Von bequemen Sitzen und ähnlichen Schuleinrichtungen war nicht die Rede.

Die Bürgerschaft der Städte bewies sich gegen Schüler und Lehrer sehr freigebig, doch nur in den Formen der Zeit. Sie nahm die fremden Schüler unentgeltlich oder gegen kleine Leistungen in ihre Wohnungen auf, und gewährte Schülern und Lehrern freien Tisch. Der Reihentisch der Lehrer in den Häusern der in unserem Jahrhunderte nur noch in den zurückgebliebensten Dörfern vorkam, war damals auch in ansehnlichen Städten Sitte. Außerdem bildeten arme Schüler eine sogenannte „Kurrende", indem sie auf den Gassen sangen und dafür Lebensmittel und kleine Münzen einsammelten. In einigen Orten trennte sich von der Kurrende ein etwas geschulterer Chor, der lateinisch sang und in der Kirche mitwirkte. Die Teilnehmer erhielten dafür bürgerliche Freitische und bei jeder Hochzeit eine Mahlzeit und Geschenke. Um Weihnachten zogen sie „stapeln" bis in entfernte Städte und ersangen sich bei diesen Fahrten manches Geldstück.

Es war in vielen Städten gute Sitte, daß jeder Bürger beständig ein „Hospicium", d. h. eine Kammer, für einen fahren-

Digitized by Google

den Schüler offen hielt. Wollte der hier bleiben, so hatte er die Kinder des Wirtes zu beaufsichtigen und zur Schule zu führen.

Unverheiratete Lehrer erhielten mittags und abends in den Häusern den Reihentisch — mensam ambulatoriam. In Salzwedel z. B. fertigte der Rat immer für 6 Monate Tischzettel aus, durch die jedem Hauswirte genau vorgezeichnet war, wen und wie viele Lehrer er zu speisen hatte. Verheiratete sich ein Lehrer, so erhielt er statt des nun wegfallenden Freitisches einen Wispel Roggen aus den Stadtrenten.

Die Folgen des dreißigjährigen Krieges hatte die bürgerliche Volksschule am härtesten zu empfinden. Die verarmten Bürgerschaften wehrten sich, Hospicien und Freitische zu leisten, und wenn die Lehrer ihr Recht im Prozeßwege erstritten, so zogen sie dadurch der ganzen Veranstaltung den Haß der Bürgerschaft zu. So verödeten viele Schulen und die Lehrer hungerten oder warfen sich nebenbei auf ein bürgerliches Gewerbe. So war der Subrektor in Salzwedel zu Anfang des 18. Jahrhunderts einer der bedeutendsten Brauer daselbst; sein Lehrergehalt aber betrug 26 Thaler jährlich. Dabei aber stand diese Anstalt im Range eines Gymnasiums.

Die Methode des Unterrichtes, wenn man das damalige Vorgehen bei demselben eine solche nennen will, war eine sehr einfache: es blieb dem Schüler überlassen, durch das wiederholte Zuhören und Teilnehmen beim Lernen schon Vorgeschrittenerer Übung und Verständnis zu gewinnen. Eine Einteilung der Schüler in Gruppen nach dem Maße ihrer Vorkenntnisse fand nur in sehr ungenügender Ausdehnung statt. Es war Sache des Talentes und Glückes, schnell oder langsam oder gar nicht vorwärts zu kommen. Dabei konnten sich Talente unter günstigen Bedingungen ausnehmend rasch über die große Menge erheben und auch ohne nachhaltige Leistungen zu außerordentlichem Ruhme gelangen. Wir lesen von blutjungen Leuten, die heute das Gymnasium noch nicht absolviert haben könnten, daß sie schon berühmte Lehrer waren. Wirklich große Leistungen in

Digitized by Google

jungen Jahren wurden möglich, weil sich fast alles Studium nur auf einem einzigen Geleise bewegte. Man konnte es zum Doktor bringen, ohne in die Geheimnisse und Vorteile der Division eingedrungen zu sein. Zu Luthers Zeit wurde zwar auf der Universität Wittenberg Mathematik in zwei Kursen gelehrt; aber der eine, bei dem die meisten sich genügen ließen, umfaßte nur die Addition und Subtraktion. Alles konzentrierte sich auf das Studium der lateinischen Sprache und die Erklärung der Alten und der Theologen.

Mit dem sittlichen Verhalten der studierenden Jugend in mittleren und hohen Schulen ausnehmend zufrieden zu sein, scheinen unsere Vorfahren wenig Anlaß gehabt zu haben. Das rohe und sittenlose Treiben der Studenten in Wittenberg wurde Luthern ein Ärgernis, das er von Jahr zu Jahr schwerer ertrug. Aber Wittenberg war keine Ausnahme, wenn auch der große Zudrang nicht zur Besserung der Sitten beitragen konnte. Raufen, wüste Gelage, Spielwut herrschten überall; aber besonders berüchtigt wurden die Universitätsorte durch den Zudrang des Gesindels aus der Frauenwelt. Einen „trunkenen Haufen" und „Centauren beim Schmause" nannte Melanchthon seine Studenten. „Das sind nicht," sagte er 1551, „menschliche, sondern Cyklopen-Sitten, sich ganze Nächte auf offener Straße herumtreiben, alles mit wildem Geschrei erfüllen, friedliche unbewaffnete und ruhige Leute auf eine feindliche Weise anfallen, mit Schimpfreden gegen sie losziehen, sie mit Steinen werfen und die Waffen gegen sie brauchen, die Häuser ehrbarer Bürger belagern, Thüren und Fenster erbrechen u. s. w."!

Ebenso lauten die Berichte aus Tübingen. Herzog Christof von Würtemberg war übel beraten, als er daselbst 1565 übernachten und auch schlafen wollte, und es half auch nichts, daß er den Senat zur Rede stellte „wegen des Mordgeschreies, Tobens und Wütens auf den Gassen." Mordthaten aus nichtigen Anlässen waren nicht unerhört und das alte Gottesurteil des männlichen Zweikampfes artete zu einem rohen Spiele aus.

Digitized by Google

Nicht viel besser war es auf den vorbereitenden Schulen. Über die Schüler der alten Lateinschule zu Göttingen wurde schon 1586 geklagt, sie wären „ganz verwildert und zum Degen und Dolch geschickter und aufgelegter, als zu den aufgegebenen Sachen und Schriftstellen". Der äußere Verfall der Schulen nach dem dreißigjährigen Kriege zog auch die Zucht noch weiter herab. In der Musterschule St. Afra in Meißen, die wie die übrigen sächsischen „Fürstenschulen" mit einem Internat verbunden war, entdeckte der Rektor 1683 an einem verborgenen Orte einen Vorrat nicht nur von Tabakspfeifen und Karten, sondern auch von Brechstangen, Feilen, Dietrichen und Strickleitern. Die liebe Jugend pflegte des Nachts aus dem Internat auszubrechen und sich irgendwo in der Stadt zum Gelage zusammenzufinden; das war das uralte Herkommen; neu war nur, daß sie damals auch versuchte mit Feilen und Dietrichen in den Bürgerhäusern einzubrechen.

Wider die alte Lateinschule, aus der das heute sehr geachtete Gymnasium zu Salzwedel hervorging, erhob 1706 ein Ratsherr eine förmliche Anklage, die neben andern folgende artige Sitten hervorhebt: „Wenn die Schüler (Kurrende) singen, schlagen sie den Leuten in die Fenster, sonderlich wenn sie nichts bekommen. Sehr häufig begegnet man in der Nacht den großen Schülern, wie sie mit dem Degen daherkommen und dem Saufen, auch wohl dem Weibsvolk nachlaufen". Das war außer der Schule; und nun in der Schule! „Unter den Schemeln machen sie ihren Präceptoribus Eselsköpfe. Auf ihren Bänken ziehen sie in der sogenannten „Mühle", und haben sie deswegen überall eingestochen. Drechseln sich auch wohl unter der Lektion kleine Kegel, daher sie Löcher in die Bänke geschnitten; springen öfters die hohen Balken auf und nieder. Etliche steigen in die Höhe, Eulen zu suchen; vexieren sich mit ihren Präceptoribus, indem sie ihnen Käfer in die Ohren werfen, Vögel fliegen lassen, alte Perrücken für die Füße werfen und dergleichen. Unter der Lektion stoßen, zupfen, schlagen sie einander, setzen einer dem

Digitized by Google

andern Narrenmützen auf. Etliche legen sich, wenn's im Winter finster ist, beim Ausgang der Thür zur Erde nieder und machen also, daß einer über den andern hinfällt. Sie setzen auch wohl ihren Präceptoribus also die Schemel, daß sie fallen müssen, alsdann es an ein Lachen gehet; jagen sich mit den Präceptoribus: wenn die oben in der Klasse, so sind sie unten, und umgekehrt, wenn sie Schläge bekommen sollen"...

Die katholische Restauration und die Jesuiten.

Auch die katholische Kirche sammelte in jener großen Geschichtsepoche der Zeitenwende alle ihre Kräfte zu Verteidigung und Angriff und erfuhr hierdurch eine kaum noch genügend gewürdigte Neugeburt, wenn auch nicht ganz in der Weise, wie sie der seit Jahrhunderten erhobene Ruf nach einer Reform an „Haupt und Gliedern" gefordert hatte. Auf dem Konzil von Trient konstituierte sie sich gleichsam auf's neue.

Im Gegensatze zum deutschen Protestantismus und dem calvinischen Gemeindesystem hielt sie fest an der Einheit ihres hierarchischen Baues unter der priesterlich-monarchischen Spitze und an dem Anspruche, daß alles Seelgerätgut als Kirchengut dieser durch die Hierarchie repräsentierten Gesamtheit gehöre. Das Konzil rekonstruierte auch das System der gesamten Glaubenslehre, festhaltend an der alten Lehre von den „Werken". Die Erregung des Kampfes schuf eine großartige Institution auf diesem Grunde. Dennoch entrichtete auch der neue Katholizismus dem allmächtigen Zuge der Zeit seinen Tribut. Man mochte mit dem Begriffe „Zeitgeist" sein spottendes Spiel treiben, man mochte theoretisch und dogmatisch die Verdienstlichkeit und Ersprießlichkeit der „Werke" vollkommen loslösen von ihrer gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Bedeutung, eifernde Fürsten mochten in Bethätigung ihres patriarchalen Rechtes, die Religion ihrer Unterthanen festzustellen, die irdischen Wirtschaftsinteressen ihrer Reiche dem Bekehrungseifer völlig hintansetzen; trotz alledem begannen ganz unbemerkt und in einer bis heute kaum recht

Digitized by Google

zum Bewußtsein durchdringenden Weise die wirtschaftlichen Rücksichten des Lebens auch auf katholischem Boden den theologischen Bestimmungen obzusiegen. Ein innerer Zwiespalt blieb nicht ganz aus. Aber es vollzog sich doch ein ähnlicher Fortschritt auf dem irdischen Lebensgebiete, wie im Protestantismus, nur daß dieser auf der einen Seite dem irdisch Nützlichen Rechnung trug und trotzdem auf der andern die Verbindung mit der Glaubensnorm der Werkverdienstlichkeit festhielt. So bildete einesteils die Werkfrömmigkeit einen mächtigen Antrieb für gemeinnützige Thätigkeit, andernteils aber wieder ein Hindernis, so fern sie nämlich ihre Mittel auf die alten Bahnen zu leiten bestrebt war.

Dieser Fortschritt auf dem Gebiete der katholischen Praxis zeigt sich am besten in den neuen Ordensschöpfungen. Die Orden der ältesten Zeit sind vornehme Priesterschaften nach Art der ägyptischen Seelgerätverwalter; ihre „Werke", um derentwegen ihnen die Seelgeräte von Fürsten und Großen anvertraut wurden, sind die des Kultes im engsten Sinne. Bei den Orden des Mittelalters traten die „Werke" der Selbstpeinigung in den Vordergrund. Es wird durchaus nicht gefragt: was nützt es für die Wohlfahrt des Menschen, daß sich Bruder Hieronymus täglich den Rücken wund schlägt? Das Verdienst solcher Werke besteht für das Jenseits, und die Zeit sieht hierin schon die volle Berechtigung für die Existenz solcher Orden. Dazu steht zwar das Dogma der neuen Zeit in keinem prinzipiellen Gegensatze, wie ja auch die alte neben solchen an sich verdienstlichen Werken Werke der Wohlfahrt als Kultwerke geübt hat, aber in der Praxis treten nun die letzteren immer mehr in den Vordergrund, bis endlich in dem katholischsten Teile des alten Deutschland, in Österreich, am Schlusse des 18. Jahrhunderts die Maxime aufgestellt wird, daß die Wohlfahrtswerke der Orden allein der Maßstab für ihre Existenzberechtigung sein sollen. Neue Ansiedelungen von Orden aus der Gruppe der Benediktinerregel hat schon das spätere Mittelalter zu schaffen aufge-

Digitized by Google

hört. Mit dem Beginn der neuen Zeit neigte sich die Blüte des Bettelmönchtums ihrem Niedergange zu. Von Neuschöpfungen auf diesem Gebiete ist nur der Kapuzinerorden nennenswert. Aber auch dieser ist nur eine Verjüngung des älteren Franziskanerordens, und auch er hat schon dem Volke gegenüber seine Existenzberechtigung durch immer noch in Ruf stehende Handleistungen auf medizinischem Gebiete stützen müssen.

Ihm gegenüber repräsentiert der fast gleichzeitig entstandene Jesuitenorden in seiner unerreichten Vielseitigkeit am besten die Richtung der neueren Zeit. Alle Orden, die seither entstanden, und die Konkurrenz mit den vorhandenen erfolgreich bestehen wollten, waren gezwungen, irgend ein Wohlfahrtswerk in den Vordergrund zu stellen: die Serviten als Wirte, die „barmherzigen Brüder" als Krankenpfleger, die „Väter der frommen Schulen" (Piaristen) als Lehrer, desgl. die „englischen Fräulein", die Ursulinerinnen, die jüngeren Schulschwestern und die weiblichen Orden für Krankenpflege. Je mehr aber in irgend einem dieser Orden das Wohlfahrtswerk betont wurde, desto mehr trat das irdisch nutzlose „Werk" in den Hintergrund, obgleich an der Theorie von der „Rechtfertigung" nicht gerüttelt wurde. Das war die langsam sich vollziehende Reform auf katholischem Gebiete, angebahnt in derselben Zeit, in welcher die protestantische geschaffen wurde.

Von allen diesen Orden ist kulturgeschichtlich der der Jesuiten am bedeutsamsten geworden, weil er altes und neues im weitesten Umfange und in glücklichen Organisationsformen zu umfassen und zugleich zu trennen verstand. Er hat je nach den Umständen alte Kultwerke, Seelsorge, Krankenpflege, Unterricht in allen Wissenschaften, Mission, Kolonisation, Landwirtschaft, Handel, Apothekerei und Droguerie, Astronomie, Porzellan- und Glasfabrikation und immer noch ein wenig Politik getrieben. Er hat fürstliche Reichtümer gesammelt und jenseitige Verdienste durch das Werk einer Armut erworben, welche die Armut aller Bettelorden übertraf, denn sie durfte nicht einmal betteln! Wie

Digitized by Google

die hilflose Brut der Biene mußte sie die Gnadengabe in ihrer Zelle erwarten; und sie konnte es getrost thun, ohne zu hungern; das alles leistete das Wunder der Organisation.

Als Don Iñigo Lopez de Recalde aus dem Hause Loyola, nachdem ihm eine schwere Verwundung die Soldatenkarriere abgeschnitten, aus der Stimmung eines visionären Bettelmönchs heraus einen Orden Gleichgestimmter stiften wollte, stieß er auf Widerstand — die Zeit hatte genug solcher Orden. Der Widerstand warf ihn in das Leben zurück; er mußte in die Fremde, nach Paris; der Soldat mußte Jahre lang Theologie studieren. Im Gedränge der Menschen, ein Zeitgenosse Luthers, erfaßte er die neue Zeitrichtung. Neue Mißerfolge, gescheiterte Pläne wirkten auf ihn; sein Ordensplan erhielt eine andere Gestalt. Er verwirft die Andachtsübungen, welche des Mönches Zeit zersplittern; ein Orden seiner Zeit soll nicht zum beten dasein. Nicht einmal das klösterliche Kleid soll er tragen. Aber Unterricht, Volksunterricht, das scheint ihm der rechte Hebel der Zeit. Predigt und Beichtstuhl bieten Formen desselben; sie mußten ergänzt werden. Wie in protestantischen Städten, so gilt im Orden die Regel der Unentgeltlichkeit des Unterrichts. Diese und ein weltkundiger Ton in Auswahl und Erteilung des Unterrichts füllte bald die Hörsäle des Ordens.

So wenig wie Calvins Prädestinationssystem ruht das fälschlich sogenannte Moralsystem der Jesuiten auf dem Grunde der ethischen Idee; beide leiten ihren Ursprung vom alten Kultglauben her, jenes als dessen Negation, dieses als seine Fortbildung. Hierin liegt der wesentlichste Gegensatz. Während die in einen neuen Anschauungskreis getretene Welt am Glauben an die Ersprießlichkeit der alten Kultwerke rüttelte, und hierin der Ausgangspunkt der gesamten für die römische Kirche so bedrohlichen Bewegung lag, trat der Jesuitismus gerade hier in die Bresche, und zeigte durch sein Lehrsystem, wie außerordentlich vorteilhaft selbst für das diesseitige Glück des Menschen, insofern der innere Frieden eine Bedingung dieses Glückes ist,

Digitized by Google

die schief angesehenen Kultwerke insbesondere nach den Veranstaltungen der römischen Kirche seien. Man hat dem Orden vorgeworfen, daß er eine schlechte Moral lehre; aber er wollte im Grunde keine Moral lehren, kein ethisches System aufstellen, sondern dem zum Abfall verleiteten Volke zeigen, welches Glück es in den Kultwerken und Kultveranstaltungen der Kirche von sich weise und wie verhältnismäßig leicht es sich mit diesen leben lasse, wie erträglich gerade durch sie das harte Joch der Moral werde.

Diese Aufgabe hat der Jesuitismus theoretisch mit spitzer Logik und Scharfsinn, praktisch mit großen Erfolgen insbesondere in den Kreisen der Hohen und Gewaltigen gelöst. Wir sahen schon früher, wie die „Verdienste" als etwas objektiv Vorhandenes dem Aus- und Eintausch des Menschen zugänglich waren. Diese Zugänglichkeit hat der Jesuitismus durch ein hochentwickeltes System der Umrechnung unendlich erweitert. Der Jesuitismus erkannte es, wo die Zeit der Schuh drückte. Man war zur Verwerfung der Kultwerke geschritten, weil man deren Last nicht mehr ertragen konnte; niemand war mehr recht imstande, das für seine Seele zu thun, was einst die Vorfahren bei einer völlig anderen Lebenshaltung gethan hatten; darin lag die Verleitung zum Glaubensabfall. Es handelte sich also darum, diesen Druck zu entfernen, um die Sache zu retten, und das thaten die Jesuiten durch ihr fälschlich sogenanntes Moralsystem. Es bedarf gar keiner großen Opfer mehr, die Sache ist unendlich leicht; winzige Stäubchen menschlicher Werke fügen sich zu schweren Gewichten in der Wagschale der Rechtfertigung. Es ist ein Verdienst, eine Messe zu hören, aber auch von mehreren zugleich gelesenen Messen ein Teilchen gehört, ist schon nützlich; die Verdienstteilchen fügen sich zusammen. Sobald der Orden zahlreich geworden, wird es dem Christen unendlich leicht, gerade durch ihn um eine geringe Einlage den größten Anteil an seinem Verdienste zu erwerben, denn der Orden verfügt nun über außerordentliche Vorräte. Es ist nur nicht gleichgiltig,

Digitized by Google

wo man seine Gabe hingiebt. Suarez, der die Geschichte seines Ordens schrieb, berechnete, daß die Gesellschaft Jesu zu seiner Zeit imstande war, jährlich 480 000 Messen zu lesen. Wer ihr ein Haus schenken konnte, dem wurden bei Lebzeiten 30 000 Messen und 20 000 Rosenkränze und eben so viele nach seinem Tode zugewendet; aber auch mit jeder kleinsten Gabe erwarb man von dem ungeheuren Überschusse einen ausreichenden Anteil. Wo blieb da die beklagte Schwierigkeit, durch Kultleistungen Verdienste zu sammeln? In der genossenschaftlichen Organisation lag die Hilfe.

Sie erleichterten ferner die Werke, indem sie die Summe der menschlichen Schuld erleichterten, auch hierin im bewußten Gegensatze zu der finsteren Anschauung von der trostlosen Verworfenheit der menschlichen Natur, welche die Reformatoren betonten, um den hohen Wert von Gnade und Glauben zu rechtfertigen. Sie stellten den Grundsatz der „Probabilität" auf, eine Lehre, nach der derjenige am besten für sein Gewissen sorgte, der sich den besten Beichtvater hielt. Sie teilten die Menschheit auch bezüglich des moralischen Empfindens in Laien und Kundige und stellten es jenen frei, in bezug auf die subjektive Schätzung der Immoralität einer Handlung den Meinungen der letzteren, oder vielmehr eines beliebig Gewählten von ihnen zu folgen. Bei den kasuistischen Tüfteleien, in welche sich nun diese Seelenberater verloren, wurde es fortan fast schwer, schwer zu sündigen. — Die Übungen des Kultes wurden ein wahres Vergnügen. Der düster erhabene Dom der Gotik verschwand, wo der Jesuit einzog. Die Kirchen verwandelten sich in freundliche, bunt gezierte Schmucksäle mit Bildern von weltlichem Liebreiz, durchklungen von sinnberauschender Musik. Es gab keine Geißelfahrten mehr; aber für fröhliche Maifahrten erhoben sich auf jedem schönen Hügel freundliche Wallfahrtskirchen als Zielpunkte. Aus dem dumpfigen Buche begann man im Sachsenlande die biblische Geschichte herauszubuchstabieren; in Süddeutschland baute man sie lebendig in die herrliche Landschaft

Digitized by Google

hinein. Mit festlich gehobenem Sinne wandelte man durch die duftigen Lindengänge von Moses zu Elias, man badete im Teiche Bethesda und speiste im Vorhofe der Halle, in der die Gäste von Kana den Wein des Wunders tranken.

Das alles war nun ein Bußwerk; daran erinnerte auch das Fegefeuer in plastischer, recht entsetzlicher Darstellung und — der Opferstock daneben.

Der Jesuitismus umfaßte alles, was auf dem Boden des Mönchs- und Priestertums überhaupt gewachsen war, und ließ es unter absoluter Einheit der Leitung durch eine vollendete Arbeitsteilung besorgen. Er ermüdete nicht den Gelehrten und Staatsmann durch müßiges Horengebet und ließ den den Rosenkranz streichen, der zu nichts anderem zu brauchen war. Das „ora et labora" der alten Mönche erhielt eine neue Übersetzung ins Praktische. Das war ein Erfolg seiner Umrechnungstheorie. Der Orden fand Leute für alles, und der absoluteste „Kadavergehorsam" verknüpfte jeden mit seiner Aufgabe. Darum zeigt der Orden nach verschiedenen Seiten hin, an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten ein recht verschiedenes Gesicht, und eben so verschieden wurde das Urteil der Menschen über ihn.

Willst du gerade das Verdienst der „Armut" gewinnen? Der Orden hat Vorräte. Ein kleines Stämmchen von Auserlesenen des Ordens bilden die „Professen". Die leben in der bittersten Armut. Sie ahmen hierin dem kleinen Kreis der Teatiner nach, welche Ignatius bei seinem Aufenthalte in Rom antraf. Nicht nur daß sie nichts haben; sie dürfen nicht einmal betteln. Sie leben von dem, was ihnen christliche Barmherzigkeit freiwillig ins Haus bringt. Aber es sind dann immer nur sehr wenige im Verhältnisse zu dem großen Umfange des Ordens, und es finden sich immer leicht solche, welche einen genug großen Kundenkreis der Barmherzigkeit besitzen, so daß sie in aller Armut doch nicht hungern. Diese Auserlesenen sind die eigentlichen Träger der Tendenzen und Traditionen des

Digitized by Google

Ordens und stellen sich durch ihr besonderes „viertes Gelübde" dem Papste als seine Adjutanten zu unbedingter Verfügung. Jeder einzelne Jesuit war besitzlos, insofern er wie jeder andere Mönch nur seinen Anteil an der Nutznießung des Gesamtvermögens besaß; wenn aber von der bitteren Armut des Ordens gesprochen wurde, so waren damit nur jene „Profeßhäuser" gemeint, deren es bei Aufhebung des Ordens nur 24 neben 1011 „Kollegien" und „Residenzen" gab.

In den beiden letzteren lebte das Gros der Ordensleute, im ganzen für jene Zeit vornehm wohnend und wohl verpflegt. In Deutschland trat bei diesen die Lehrthätigkeit besonders hervor; die Konvente, welche solcher dienten, hießen „Kollegien". In ihnen arbeitete eine doppelte Gattung von Jesuiten: die „Scholastiker", welche die geistlichen Weihen nicht zu besitzen brauchten, bildeten das eigentliche Lehrpersonal für niedere und höhere Schulen. Unter ihnen konnten Fachgelehrte aller Art dem Orden ihre Kräfte leihen, ohne gerade in das Vertrauen seiner Leiter einbezogen zu werden. Alle leitenden Stellen aber waren in der Hand der „geistlichen Koadjutoren".

Diese Anstalten wurden aus den Erträgnissen der Stiftsgüter erhalten, letztere aber von „Residenzen" aus verwaltet, in welchen die „weltlichen Koadjutoren" die Beamten des Ordens bildeten. Diese standen nur in losem Zusammenhange mit dem Kerne der Ordensgesellschaft, waren in der Regel von dem Aufrücken in einen höheren Rang derselben ausgeschlossen, erhielten aber dafür einen Anteil von den Gnadenverdiensten der Gesamtheit zugesichert. Mit solchen Anweisungen bezahlte der Orden auch jede andere Dienstleistung für ihn; so erwarb er sich einen großen Anhang von „Affiliierten", der sich vorzugsweise aus den höchsten Kreisen der menschlichen Gesellschaft rekrutierte.

Mit dieser Organisation vermochte der Orden rein alles, was ihm wünschenswert schien, in seine Fangarme zu schließen. In Europa hatten schon die Bettelmönche den einst ergiebigen Boden ausgesogen gefunden; für den Jesuitenorden aber eröff-

Digitized by Google

nete sich der jungfräuliche Boden einer neu entdeckten Welt — Indien, Japan, China, Südamerika; nur die Dominikaner machten ihm Konkurrenz; er siegte durch größere Weltklugheit; er erlag endlich dem Übermaße seines Glückes.

In Deutschland erschienen die Jesuiten gleich nach der Begründung ihres Ordens in der Mitte des 16. Jahrhunderts. Sie kehrten ihre Lehrthätigkeit heraus und stachen die Reformatoren mit Disziplinen von realistischem Gepräge aus, mit Astronomie, Physik. Zu ihren festesten Stützpunkten wurden Ingolstadt und Prag, Bayern und Österreich. War Sachsen das Stammland der Reformation, so schlug nun die Gegenreformation in jenen Ländern ihr Hauptlager auf; wie sich niederdeutsche Fürsten zu den Reformatoren, so stellten sich die Bayern und Habsburger zu den Jesuiten; so weit die Reformation auch hier im Süden eingedrungen war, hatte sie schließlich für die Residenzen der Gesellschaft Jesu reformiert; in ihre Hände fielen zahlreiche Güter, insbesondere als Ferdinand II. von seinem patriarchalischem Rechte der Religionsbestimmung Gebrauch machte und das wirtschaftliche Interesse hintansetzend in allen seinen Ländern die „Gegenreformation" durchführte.

Der Einfluß des Jesuitenordens auf die fernere Entwickelung der deutschen Kultur war außerordentlich groß. Er brachte die Gegensätze, die sich in der Reformationszeit gezeigt hatten, in allen Schichten des Volkes zum Bewußtsein und verschärfte sie auf jede Weise. Unter seiner Leitung entfernte sich die Denkweise des katholisch gebliebenen Volkes immer mehr von der des reformierten; wie hier das verbreitetste Volksbuch der Katechismus Luthers, so wurde es dort das Buch eines Jesuiten, der Katechismus des Canisius.

Die frommen Landsknechte.

Durch den Krieg Erwerb zu suchen, blieb auch in unserer Zeit noch Sitte, wenngleich diese Art Erwerb mehrfach neue Formen annahm. Die älteste und unmittelbarste Art, der Er-

Digitized by Google

werb von Kriegsbeute, bildete jetzt nur noch die selteneren Lichtpunkte im Kriegerleben; aber auf sie wurde immer noch gerechnet. Aber die immer kostspieliger werdende Ausrüstung und Erhaltung bei langen Märschen, welche immer häufiger keine namhafte Beute brachten, weil der Feind diese bei fortschreitender Befestigungskunst besser zu bergen wußte, das alles hatte schon vordem den Kriegshandwerker gezwungen, nicht alles auf den Glücksfall der Beute zu setzen. Er verlangte einen regelmäßigen Zuschuß von seiten dessen, in dessen Interesse der Krieg geführt wurde. Diese besondere Entlohnung war den wirtschaftlichen Verhältnissen der älteren Zeit entsprechend in Landnutzungs-Anweisungen erteilt worden. So war durch gleichzeitige Vererbung von Pflicht und Nutzung die geschlossene Kaste der „Ritterschaft" entstanden.

Das gleiche Bedürfnis dauerte nun aber auf beiden Seiten noch fort. Es gab immer wieder jüngere Söhne des niederen Adels und der freien Bauern und Kolonen, welche im Kriegshandwerke ihr Fortkommen suchten. Andererseits genügte dem Landesfürsten weder die Heeresmacht der Feudalritter noch das Aufgebot. Jene war der Zahl nach beschränkt und konnte bei dem Mangel verfügbarer Ländereien nicht nach Wunsch und Bedarf vermehrt werden; das Aufgebot aber folgte der Unternehmungslust des Landesherrn nicht über die Grenzen und nur für eine bestimmte Zeit; ja durch das sich befestigende System des ständischen Bewilligungsrechtes wurde der Landesherr in der Benutzung beider beschränkt.

Infolgedessen mußte der kriegslustige Fürst im Bedarfsfalle immer wieder nach dem „fahrenden" Krieger ausschauen, der seinen Beistand an keine andere Bedingung knüpfte, als an die einer entsprechenden Entlohnung. Diese gab man jetzt in Geld, und man machte keine langdauernden Kontrakte mehr; man zahlte für die Zeit des Bedarfes. Das Geld war gemeiner geworden. Hatten auch die Landesherren noch immer keinen Überfluß an solchem, so hatten sich doch Ansammlungen desselben in den

Digitized by Google

Städten gebildet; man begann in größerem Umfange zu leihen, die Einkünfte des Besitzes auf diesem Wege vorauszuerheben, zu verschreiben, zu verpfänden. Mit barem Gelde aber lohnte man die Dienste ein für allemal ab.

Auch im Rüstungs- und Truppenwesen waren Änderungen eingetreten. Die kostspielige Reiterei genügte bei keiner Unternehmung mehr. Die Schweizer hatten es den Rittern gezeigt, welche Bedeutung in dem Fußvolke lag. Suchte man immer wieder erst für den Bedarfsfall Truppen, so standen der Reiter immer weniger zur Verfügung als der Fußtruppen; diese traten immer mehr in den Vordergrund. Die Rüstung hatte sich schon gegen Schluß der vorigen Periode zu verwandeln begonnen; die Plattenpanzerung gewann immer mehr Raum und verdrängte das alte Panzerhemd. Insbesondere die Platten zum Schutze des Rumpfes wurden zu festschließenden Brust- und Rückenpanzern; Kragen und allerlei Schienenwerk aus Eisen kam dazu. Der Eisenhut nahm anschließendere, bei fortschreitender Kunst gefälligere Form an. So wurde der unbequeme Schild entbehrlich; die Schweizer Fußtruppen gaben ihn auf. Die Hände wurden zu schwereren Angriffswaffen frei. Man gebrauchte nun lange Spieße, schwere Hellebarden (eigentlich Helm-barte = Schaftaxt) und Schlachtschwerter für zwei Hände. Um dieselbe Zeit kamen auch Feuerwaffen hinzu, zunächst aber in unhandlichen Formen und geringer Zahl.

Auf beiderlei Neuerungen, dem Soldienste in der für jene Zeit vorteilhafteren Bewaffnung beruhte die Einrichtung der eigentümlichen, deutschen Truppen, die mit dem Beginn der Neuzeit als „Landsknechte“ auftreten. Es sind Leute bäuerlicher, zum teil auch bürgerlicher und kleinadeliger Abstammung, die das Kriegshandwerk wie in alten Zeiten zu ihrem Lebensberufe gemacht haben. Die Berufsumstände haben unter ihnen eine strenge Auswahl getroffen: nur kräftige Gestalten, wetterharte, ihres Handwerks kundige sind zu brauchen. Auch ganz mittellose können sich nicht melden, denn sie müssen ihr Handwerkszeug

Digitized by Google

mitbringen, ihre Ausrüstung selbst bestreiten. Sie halten sich darum immerhin für eine Eliteklasse der Gesellschaft und haben ein hohes Standesbewußtsein; bei aller Roheit, die das Metier mit sich bringt, halten sie auf eine „Standesehre". Viele, wohl die meisten sind verheiratet, denn sie bleiben nun einmal ihrem Berufe auch in alten Tagen treu. Weib und Kinder führen sie mit sich auf ihren Fahrten, und in jedem Lager begründen sie aufs Neue ihren Haushalt.

Die für spätere Zeiten giltige Musterformation gaben diesen Truppen Eitelfriedrich von Zollern und Georg von Frundsberg, welche gegen Ende des 15. Jahrhunderts Heere für Kaiser Maximilian I. aus solchem Material bildeten. Wer angeworben werden wollte, mußte sein Rüstzeug besitzen, einen Spieß, wenigstens 3,5 Meter lang oder länger, Sturmhaube, Panzer, Ringkragen, Armzeug und so fort. Ein vollständig Gerüsteter erhielt einen höheren Sold als der „einspännige Knecht".

Mit der Werbung solcher Truppen betraute der Kriegsherr durch offenes Patent einen „Kriegsobersten". Dieser suchte sich unter Seinesgleichen einen Stellvertreter — „Oberstleutnant" — und so viel „Hauptleute" aus, als er „Fähnlein" anzuwerben gedachte; alle „Fähnlein", die unter einem Oberst standen, bildeten zusammen das „Regiment", eine Einteilung, die auf die späteren Zeiten übergegangen ist. Der Angeworbene wurde auf den „Artikelbrief", das geschriebene Disziplinar- und Hausgesetz der Soldatengemeinde, verpflichtet und mit einem Handgelde ausgestattet.

In der That bildete das Regiment Landsknechte eine Gemeinde nach germanischen Prinzipien mit einer Art Doppelverfassung, eben wie eine Gemeinde unter einem zum Landesherrn gewordenen Grafen. Gemeinwaibel, Furiere und Rottmeister wählten sich die Leute selbst; die übrigen Vorstände wurden ihnen von oben her bestellt. Das Gerichtswesen glich dem der alten Gemeinde unter Grafenrecht. Der Schultheiß, ein rechtskundiger Mann, versammelte zum Gerichte die ganze Gemeinde

Digitized by Google

an einem „nüchternen Morgen“, der Profoß erhob die Anklage, ein bestellter „Fürsprech“ verteidigte den Angeklagten und 41, durch dreimal wiederholte Wahl ernannte Knechte sprachen als Schöffen das Urteil. Die Todesstrafe wurde vollzogen, indem sich der Verurteilte in die gefällten Spieße der Kameraden stürzen mußte. Die polizeiliche Rechtspflege übte der Profoß mit einem Stockmeister und mehreren Steckenknechten. Ein Regiment Landsknechte zog einen ungeheuern Troß mit sich. Ein Hauptmann hatte einen ganzen Schwarm von Trabanten und Buben um sich, desgleichen einen Kaplan und einen Schreiber; den Landsknechten folgten die Familien und ein ganzer Schwarm von Menschen, die in ihrer Art ihren Geschäften nachgingen, Hausierer, Trödler, Marketender und zahllose Weibsleute schlimmerer Sorte. Um alle diese in Ordnung zu halten, bedurfte es noch eines besonderen „Waibels“, der über sie eine kurz entschlossene Gerichtsbarkeit übte.

Jedes Fähnlein hatte seinen Fähnrich, dem die Fahne nur gegen den Eid übergeben wurde, sie mit dem Leben zu decken. Leutnant, Feldwebel und Wachtmeister wurden vom Hauptmann ernannt. Häufig erscheint als besonderer Vorkämpfer ein ausgesucht starker Mann, der das riesige Zweihändeschwert schwingt. Die übrigen kämpfen vorzugsweise mit Spießen. Seit Beginn des 16. Jahrhunderts enthielt aber jedes Fähnlein auch 50 mit Hakenbüchsen gerüstete Schützen, deren Anzahl fortan beständig zunahm. Ein Trommler und ein Querpfeifer bildeten die Spielleute.

Die blutigen Schlachten bildeten doch nur die seltenen Krisen in diesem Kriegerleben; Märsche mit Requisitionen, „Heerungen“ und das marktartige Treiben im Lager waren dagegen die Regel. Die Plünderung einer eroberten Stadt war die Kirmeszeit, auf die sich der „fromme Knecht“ das Jahr hindurch freute. Die eigene Poesie dieses Soldatenlebens hat manches Volkslied für uns festgehalten. Vor dem Gefechte kniete das Landsknechtsheer zum Gebete nieder. Sein Patron war

Digitized by Google

der ritterliche S. Georg, der in manchem Landsknechtsliede als „Rottmeister" der frommen Schaar gefeiert wird.

War dieses ganze Kriegswesen auch vorzugsweise Erwerbswesen, so ist doch an eine wirtschaftliche Führung eines solchen nicht zu denken. Der Name des Landsknechts lebt noch in einem Kartenspiele fort, und der Hazard war das Gepräge dieses Lebens. Beten und fluchen, hungern und schwelgen, der stolzeste Übermut und morgen alles dahin! Daher hängte denn der Landsknecht das leicht Gewonnene zum Prunke an seinen Leib; er wurde für jene Zeit das Prototyp eines Prahlhanses und Stutzers. Seine Kleidung kennzeichnete maßlose Verschwendung. Es werden unglaubliche Zahlen von Ellen Tuches genannt, die er zu einem einzigen Kleide zerschneiden zu lassen pflegte. Er hatte es leicht, auf das feinste Tuch zu halten, denn er maß gelegentlich mit der „langen Elle" — wie der Volkswitz mit Bezug auf seine Spieße sagte.

Die Kleidung hatte gegen das frühere Mittelalter wesentliche Umwandlungen erfahren. Sie hatten beim Rocke begonnen; sein Faltenteil war allmählich bis auf den Gürtel herauf gekürzt worden, so daß nur ein jackenartiges Wams übrig blieb. Schon die Moralisten des 14. Jahrhunderts hatten es bedauert, daß so gerade der mittlere Teil des menschlichen Körpers wie entblößt erscheine. Wahrscheinlich gerade hierdurch kam nun ein altes Kleidungsstück, das vorher völlig vernachlässigt, weil verdeckt worden war, zu besonderer Geltung: die alte „Bruch", das die Lenden umhüllende Oberbeinkleid, welches vom Gürtel bis gegen die Kniee herabreichte. Dieses Kleidungsstück erlebte jetzt seine Vollendung als Pluderhose. Der eitle Landsknecht liebte es, sowohl diese, wie die Niederhose und das Wams aus verschiedenfärbigen Tuchen zusammenzustellen, auch so, daß jedes Bein in andere Farben gekleidet wurde. Es wurde sehr beliebt, den oberen Stoff in mannigfaltigen Zeichnungen zu durchritzen oder zu zerschlitzen, um einen bunt abstechenden Futterstoff hervortreten zu lassen. Dabei hielt man weder auf Einheit der

Digitized by Google

Zeichnungen noch auf Symmetrie, so daß dem Geschmacke der Person der weiteste Spielraum gelassen war. Der ungeheure Aufwand, welchen die Landsknechte mit dieser Kleidung trieben, und die mutwillige Art, wie sie die kostbarsten Stoffe ihrer Laune zuliebe zerschneiden ließen, erregte den Unmut der wirtschaftlicheren Leute.

Das Leben in Städten und Zünften.

Es lag aber überhaupt noch von Alters her in den Sitten der Zeit, sein bischen Habe wo möglich als Schmuck auf dem Leibe zu tragen, sowie man, auch hierin noch ein Eierschälchen der Barbarei nachschleppend, es liebte, für gewöhnlich ein Leben von großer Kargheit und Einschränkung zu führen, zu einzelnen Zeiten aber in einem Übermaße roher Genüsse seinen Stolz und sein Vergnügen zu suchen. Als sich im 15. und 16. Jahrhunderte die Kapitalsansammlungen in den Städten immer fruchtbringender erwiesen, ein sichtlicher Reichtum der Bürgerschaft hervortrat, da zeigte sich sein Einfluß zunächst nicht in einer Hebung der allgemeinen Lebenshaltung in den Städten, wenn auch vereinzelt Rathäuser und Privatgebäude zur Zeit auch von solchen Fortschritten Zeugnis gaben, sondern weit allgemeiner in dem erhöhten Hange, zu prunken durch Schmuck am Leibe, durch Aufwand bei Gastmählern und festlichen Gelegenheiten.

Und doch sind es gerade wieder die Städte, in denen sich zuerst ein unklares Verständnis von einem Zusammenhange im wirtschaftlichen Getriebe anzubahnen beginnt, ein Verständnis, welches den Gereifteren sagte, daß das Bürgertum mit jener Prunksucht nicht auf dem rechten Wege sei, wenn man auch zunächst nur den Schaden der Gemeinderenten und das böse Beispiel im Auge hatte.

Daher beginnen gerade nun in den städtischen Gemeinden die Luxusgesetze und Kleiderordnungen. Wenn schon ein aufdämmernder Sinn für Wirtschaftlichkeit als Vater dieser Verordnungen betrachtet werden kann, so zeugen sie doch auf der

Digitized by Google

andern Seite von den gewaltigen Fortschritten jener deutschen Rangsucht, die sich seit dem Abschluß der Adelsklasse und der Herabdrückung des Bauernstandes immer breiter machte und in ihrem steten Wachstum der Zukunft neue soziale Fragen vorbereiten half. Jeder wollte hinter sich die Treppe, die er selbst emporgekommen, abgesperrt wissen, damit er nicht wieder hinabfallen, nicht von Nachklimmern verdrängt werden könne. Wo möglich mußte die göttliche Sanktion den Bestand der Stände schützen, und um sie als etwas von Natur aus Geformtes zu kennzeichnen, sollten sie schon in ihren Kleidern die Standesmarke tragen. Es genügte nicht mehr, daß der Ritter seinen Rittergurt anlegte, dem Juden und liederlichen Frauenzimmer Zeichen und Farbe, dem Bauer der Rock vorgeschrieben wurde; es wollte nun auch der Bürger von den Geschlechtern und vornehmen Gilden vor dem der niedern Zünfte, der Bürger von den Zünften vor dem der „Gemeinheit", der Selbständige vor dem Diener und Gehilfen ausgezeichnet sein. Da man aber doch dem Niederern von all diesen nicht die Schandmarke oder das Bettelmal anheften konnte, so behielt sich jeder höhere Rang immer einige Schmuckgegenstände zu seiner Kennzeichnung vor, indem ihr Gebrauch dem niederern versagt blieb.

Für uns sind diese Luxusgesetze, denen eine durchschlagende Wirkung kaum eigen war, von Interesse wegen der Darstellung der Sitten, die sie enthalten. Auf dem Reichstage zu Lindau im Jahre 1497 wurden einschränkende Gesetze gegen den „Luxus" ganz allgemein in Anregung gebracht; die Eifersucht der Fürsten und des Adels auf die Prachtentfaltung seitens der Bürger war hier die Triebfeder. Von da bis 1530 und dann wieder 1548 stand des Reiches Kleiderordnung auf vielen Reichstagen zur Beratung. 1530 erschien eine solche als Bestandteil einer „neuen kaiserlichen Ordnung und Reformation guter Polizei im heiligen römischen Reiche". Die Einschärfung im Jahre 1548 nennt unter den Motiven insonderheit den Umstand, daß in der Kleidung ein solcher Luxus bestände, „daß unter den Fürsten und Grafen,

Digitized by Google

Grafen und Edelmann, Edelmann und Bürger, Bürger und Bauersmann kein Unterschied erkannt werden mag". „Damit in jedem Stande unterschiedlich Erkenntnis sein möge," darum handelt es sich. Für Bauern, Bürger und die verschiedenen Klassen des Adels wird ein genau unterschiedenes Maß des Aufwandes vorgeschrieben.

Sache der Städte war es dann, die Ausführungsverordnungen immer wieder einzuschärfen, und das ganze 16. Jahrhundert ist angefüllt von solcher Polizeifürsorge.

Aus solchen Bestimmungen erfahren wir, um nur einiges anzuführen, daß zum Zwecke der Sonntagsheiligung während der Zeit der Messe sogar die Stadtthore für Reitende und Fahrende geschlossen sein mußten, während ein geräuschloses Geschäft in den Läden von den Hofthüren aus zulässig war. In Betreff der Tafelfreude bei Festfeiern bestimmte das Gesetz sowohl die Höchstzahl der Teilnehmenden, als auch die zulässigen Gerichte und Getränke. Bei Verlobungsfesten durfte außer Bier nur Landwein getrunken werden, kein süßer, kein wälscher, kein Klaret. Kuchen durfte man auftragen, aber keinen Regalzucker und kein Konfekt.

Eine „ganze Hochzeit" faßte die Höchstzahl von 64 Tafelnden und 8 Bedienenden. Aus dem Hause soll nichts geschickt werden. Der alte Brauch, den Schulmeister, seine Bakkalaureen oder Collaboratoren und Schüler, sowie des Pfarrers Schüler, Küster, Organisten und Kirchendiener zur Tafel zu ziehen, wird verboten. Über den Hochzeitstag, im Ganzen drei Tage lang, dürfen nur fremde Gäste bewirtet werden. Das übliche „Spazieren" am Tage nach der Hochzeit wird verboten, die Umgebung der Braut mit Scharen von Jungfrauen lange vor und nach der Hochzeit, die üblichen Vor- und Nachfeiern werden beschränkt.

Bei Hochzeiten bildete das alte „Mus" oder auch schon damals „Reisbrei" das obligate Hauptgericht; außerdem waren noch drei Gänge zulässig; von Weinen nur rheinische, fränkische

Digitized by Google

oder geringere Sorten. Der Genuß von Bier war uneingeschränkt. Die Musik durften nicht mehr als fünf Spielleute besorgen. Die Geschenke, welche der Bräutigam der Braut machte, der Schmuck, welchen die Brautjungfrauen tragen durften, waren nur bis zu einem bestimmten Werte zulässig.

Ein magdeburger Erlaß von 1544 befaßt sich mehr mit der Kleiderordnung der Zeit; aber nebenbei schneidet er doch auch wieder manches vom alten Festbrauche ab, insbesondere dadurch, daß er den Leistungen der Gäste auf dem neuen Wege der Zeitbeschränkungen in die Zügel zu fallen sucht. Die kirchliche Feier hat spätestens um 10 Uhr morgens stattzufinden und vor 11 Uhr hat man sich zu Tische zu setzen. Nur wenn etwa eine Person vom Magistrate erwartet würde, so soll man für solche, wenn sie etwa erst später kommen wollten, die Plätze frei lassen. Vor 2 Uhr muß abgespeist sein, denn punkt 2 Uhr hat sich die Hochzeitsgesellschaft auf das entsprechende Gildehaus zum Tanze zu begeben. Der Tanz muß fein züchtig getanzt werden und darf nicht länger als bis 5 Uhr währen. Nächtliches Tanzen außer dem eigenen Hause galt nicht für ehrbar. Vor 6 Uhr durfte man wieder zu Tische gehen, und wollte man dann noch tanzen, so durfte das wohl daheim, aber nicht mehr im Gildehause geschehen. That ein Bürgermeister einer Hochzeit oder Gasterei die Ehre seines persönlichen Erscheinens an, so begleiteten ihn Stadtknechte, die ihm „ehrentwegen" eine Quantität Wein aus dem städtischen Keller nachtrugen.

Auf alle Übertretungen waren bestimmte Strafen gesetzt, und eine eigene Behörde, die „Exekutionsherren", besorgte vierteljährlich die Einhebung derselben, nachdem besoldete „Aufmerker" die erkundeten Vergehen zur Anzeige gebracht hatten.

Samtkleider zu tragen sollte keinem Bürger ziemen, den Tuchrock mit Samt von 2 Ellen zu verbrämen, nur den Ratsherren und Schöffen und den vornehmen Geschlechtern gestattet sein; gewöhnliche Bürger durften zu solchem Schmucke höchstens

Digitized by Google

eine halbe Elle Samt verwenden. Ratsherren, Schöffen und Vornehme dürfen Wämser von Seidenstoff tragen, die gewöhnlichen Bürger nicht einmal Hosen von diesem Stoffe, höchstens seidene Bänder an diesen. Von den Beschränkungen aber sind Doktoren und Licentiaten und für lebenslänglich diejenigen, welche einmal Bürgermeister, Schultheiße oder Syndici waren, befreit. Auch der Hut des Bürgers darf nicht mit Schnüren oder gar Gold und Perlen geschmückt werden; nur in einem Falle gestattet das der schöne Lokalpatriotismus jener Zeit: wenn nämlich jemand über Land reisete und seiner „Stadt zu Ehren" einen solchen Schmuck anlegen wollte.

Eine außerordentliche Sorgfalt verwendeten die Altvordern darauf, daß die Damen bei der Auswahl ihrer Toiletten in den Schranken ihrer Stellung blieben. Das war aber etwas schwierig, denn wer wollte die Menge der verschiedenen Stoffe, der Samete, Atlasse, Brokate, und die der kostbaren Pelzwerkarten mit ihren fast zahllosen Namen und Schattierungen dem materiellen und ästhethischen Werte nach richtig abwägen, Gold und Perlen richtig schätzen und das alles in eine gottgefällige Ordnung bringen! Es ist gar nicht möglich, uns in diese Einzelnheiten zu vertiefen. Nur einiges. Natürlich haben wieder die Patrizierfrauen die weitgehendste Berechtigung. Röcke aus Seide oder Samt sind auch ihnen vorenthalten, aber $1^1/_2$ Elle Seide mögen sie zur Verbrämung ihrer Tuchröcke aufwenden. Das Mieder dagegen darf von jeder kostbarsten Seidenart sein, nur nicht von Damast oder Samt; nur der Halskragen darf auch aus Samt sein. Verbrämungen und Fütterungen von Pelzwerk können sie nach Belieben anbringen, nur Zobel, Hermelin und „Lastken" gebührt ihnen nicht. Was die Patrizierin kenntlich macht, ist das Geschmeide des „Spanns" (Fürspan), das keine Bürgerin tragen darf. Den Leibgürtel trugen jene mit Silber geziert und an silbernen Gehängen hingen Messerchen in silbernen Scheiden daran; all das Silber aber sollte nicht über 16 Lot sein; sieben Ringe an den Fingern mußten genügen.

Digitized by Google

Die patrizische Jungfrau wird ein klein wenig bescheidener ausgestattet; auch sie darf aber den „Spann" nicht anlegen, er gebührt nur Verheirateten ihres Ranges.

Die zweite Ranggruppe bilden die Frauen der „Innungsverwandten", der Bürger in den Zünften. Sie dürfen keine Pelzwerkaufschläge tragen, sondern nur solche von Samt oder Seide. Als Pelzfutter ihres Halskragens aber muß ihnen solches von Marderkehlen oder Grauwerk genügen. Auch gestickte Brustlätze gebühren ihnen nicht. Frauen dürfen nur fünf Ringe an den Fingern tragen, unverlobte Jungfrauen gar keine.

Ähnlich stuft sich wieder die Tracht der Frauen und Jungfrauen der „gemeinen Bürger" ab, d. i. jener, welche keiner der Zünfte angehören. Der Dienstknecht darf kein Stückchen Seide an seinen Leib bringen, die Dienstmagd kein Pelz- und kein Silberwerk. Auch die gekennzeichneten Frauen dürfen kein Pelzwerk tragen.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts wurden lange Bärte sehr allgemein, insbesondere auch von Geistlichen getragen. 1564 trat der magdeburger Erzbischof Sigmund gegen diese Sitte auf und versuchte sie, soweit sein Einfluß reichte, im Magdeburgischen und Halberstädtischen abzuschaffen. Die Männer sollten den Bart bis auf den Schnurrbart rasieren; nur den Geistlichen sollte der Vollbart gestattet sein. Die Bürger kehrten sich erst absichtlich nicht an dieses Gebot; aber allmählich wurden doch überall die Gesichter mit Schnurr- und Zwickelbart, oder mit ersterem allein Mode. Am Schnurrbarte aber begann das 17. Jahrhundert wieder verschiedenartig herumzukünsteln. Dasselbe Jahrhundert brachte die große Lockenperrücke und im nächstfolgenden kehrte der männliche Zopf wieder zurück. Vereinzelt gedieh er auch schon im Beginne des siebzehnten.

An Wirtshausgelegenheiten fehlte es in den Städten nicht. Ihre Menge blieb immer noch ein Zeugnis dafür, welche Rolle namentlich das Herbergswesen gleich bei der Entstehung der Städte gespielt hatte. Ein Schenkhaus war früher jedes Stadt-

Digitized by Google

haus gewesen, in dem Sinne, daß in jedem Bier gebraut und der Überschuß über den Bedarf auch verkauft wurde. Mit dem Beginne unserer Zeit traten aber, wie auf allen Gebieten der „bürgerlichen Nahrung", so auch ganz besonders auf dem des Bierhandels Beschränkungen zu Gunsten des eben vorhandenen Bestandes ein, welche mit jener allgemeinen Sucht nach Abschließung und Sicherung parallel liefen. Die Zeit des Entstehens ist vorbei, wir treten in die des Erhaltens; man versucht sie auf allen Gebieten in der Beschränkung.

Äußere Veranlassungen geben in einem Teile von Norddeutschland die schweren Folgen der Religionskriege des 16. Jahrhunderts und die mannigfaltigen Finanzoperationen, welche die betroffenen Städte machen mußten. Einen solchen Einfluß scheint in Magdeburg die infolge der Kriegsnot von 1551 eingeführte „Bierziese" (Accise) geübt zu haben; es schien notwendig, diejenigen, die man mit einer besonderen Abgabe belastete, durch einen besonderen Schutz zu entschädigen. Bis 1558 hatten alle Bürger ohne Ausnahme Bier gebraut, gleichviel, ob sie sich in die Innung der Bräuer hatten aufnehmen lassen oder nicht. Im genannten Jahre aber wurde denjenigen Bürgern, welche nicht der Innung angehörten, das Bierbrauen verboten; nicht einmal für ihren Haustrunk durften sie mehr das notwendige herstellen, wahrscheinlich weil das Abkommen wegen der Bierziese bloß mit der Innung abgeschlossen war.

Früher waren Getränk und Bereitung von so einfacher Natur gewesen, daß man ohne jede weitere Vorrichtung in jeder Küche braute. Jetzt war durch den Handel mit fremden Bieren der Geschmack verfeinert, der Gaumen verwöhnt; man bedurfte, um Genießbares zu erzielen, besonderer Vorrichtungen und Baulichkeiten, eigens dazu eingerichtete „Brauhäuser". Nicht alle Bürger, welche der Innung als Braubürger angehörten, besaßen solche, sondern viele benützten mietweise die ihrer Nachbarn. Man nannte sie ‚Kruppbrüder", die Kleinbrüder der Innung. An diese knüpfte sich nun wieder die nächste Beschränkung. Es

Digitized by Google

wurde 1575 bestimmt, daß die Kruppbrüder nur 3 bis 4 Faß über ihren eigenen Hausbedarf brauen, und nur dieses beschränkte Quantum mit Genehmigung der Bürgermeister verkaufen durften.

Die Schankgerechtigkeit behielten sie also immer noch; auch war es immer noch jedermann unverwehrt, in die Brauerinnung einzutreten, und dadurch sich die Brau- und Schankgerechtigkeit zu erwerben; aber wieder trat im selben Jahre eine Beschränkung hinzu zu Gunsten derer, die schon im Besitze von Brauhäusern waren. Es wurde nämlich festgestellt, daß der in die Zunft neu eingetretene sechs Jahre lang Kruppbruder bleiben mußte, und vor dieser Zeit, auch wenn er wollte, ein eigenes Bräuhaus gar nicht bauen dürfte. Wer aber schon von früher her Kruppbruder war, der sollte für die Erlaubnis, ein Bräuhaus zu bauen, 20 Gulden erlegen. So bahnt sich allmählich das Privilegium und Monopol einer geschlossenen Gesellschaft an. Den Anlauf zum Abschluß nimmt gleichzeitig eine Bestimmung, welche das Einkaufsrecht in die Innung von 20 Gulden auf das Doppelte erhöhte. Auf diesem Wege gelangte man allmählich überall zu einer abgeschlossenen, gegen die übrige Bürgerschaft sich absperrenden „Braubürgerschaft", die sich nach genossenschaftlichen Prinzipien ordnete und über die Unterhaltung eines einzigen Bräuhauses für alle einigte. Dann stellte nur jeder abwechselnd sein Rohmaterial bei und nahm das Erzeugnis für seinen Bedarf und seinen Handel in Empfang, bis auch das kaufmännischer geordnet wurde.

Von diesem Bierschanke, für den zeitweilig jedes Bürgerhaus seine Saalhalle öffnen kann, muß man die Wirtschaften der „Trinkstuben" unterscheiden. Sie stehen immer noch in hohem Flor, und bilden wie ehedem gleichsam die gemeinsame Halle einer ganzen Innung, welche auch hierin die Organisation einer alten Familie nachahmt. Wie man die Feste des Hauses in der Halle, die jetzt durch Einbauten zum Flur zusammengeschrumpft ist, feierte, so feierte die Innung oder Gilde die ihren in jener Trinkstube im „Gildehause". Als Feste der ge-

Digitized by Google

samten Gilde-Familie aber gelten die Hochzeiten der Angehörigen; sie wurden daher regelmäßig im Gildehause gefeiert, oder es wurde doch wenigstens der so wesentliche Tanz daselbst gehalten. Doch gab es auch Gildehäuser, wie beispielsweise das der Patrizier in Lübeck, in denen sich außer der Trinkstube noch eine eigene „Brautkammer" befand; dann wurde die ganze Feier in das Gildehaus verlegt. In der Trinkstube fanden wie früher Verkehr und Zusammenkünfte der Innungsmitglieder statt.

Wieder verschieden von diesen Gildehäusern sind die öffentlichen Herbergen, welche unsern Gasthöfen entsprechen. Die Bezeichnung „Hof" stammt noch aus jener Zeit, da die Fremden selbst, welche des Handels halber an einen Ort zu kommen pflegten, einen wirklichen Hof daselbst einhegten, wie uns das Beispiel von Nowgorod zeigte. Auch die noch immer üblichen Firmen, wie „zum rheinischen Hof", „zum sächsischen Hof" lehnen sich noch an jenen Brauch an. Man hat dabei nicht an die Höfe der Dynastien zu denken, sondern an die Landsmannschaften der Kaufleute, welche einst den verschiedenen „Höfen" eines und desselben Handelsplatzes zur natürlichen Unterscheidung dienten.

Annehmlichkeiten boten diese Gasthöfe nach den Erfahrungen, die Erasmus von Rotterdam uns beurkundete, noch recht wenige. Sie zeigten immer noch die Physiognomie des alten Familienhauses, das allen Wert auf den gemeinsamen Raum legte, diejenigen Räume aber, die heute unsere Wohnungen darstellen, als bloße Schlupfwinkel für die Nacht recht sehr vernachlässigte. Alles ging familienhaft zu, der Einkehrende gewann für sein Geld der Hauptsache nach nur einen Anteil an den sehr zweifelhaften Bequemlichkeiten des allgemeinen Wohnraumes; ein Wohnzimmer durfte er nicht beanspruchen, allenfalls ein einzelnes Bett in einem kammerartigen Nebenraume oder Verschlage. Alles, was ankommt, wird in die große, nach Erasmus immer überheizte Stube geführt. Hier lebten alle zusammen, und jeder suchte ohne Rücksicht auf den andern seine

Digitized by Google

Bequemlichkeit. Hier wusch man sich, hier kleidete man sich an und um, und die Freiheiten, die man sich auf Kosten der Mitlebenden gönnte, erinnern an einen noch ziemlich unverdorbenen Naturzustand. In dieser nicht gelüfteten Stube mußte man, wenn man sich nicht etwa im Hofe oder Stalle zu thun machte, bis zum Essen und nach dem Essen bis zum Schlafengehen bleiben. Besondere Anschaffungen und Aufträge der Gäste anzunehmen, war niemand bereit; es ging eben familienhaft zu, und zur bestimmten Stunde kam das Essen, nicht wie es die Einzelnen wünschten, sondern wie es die Hausfrau für alle anzurichten für gut befunden hatte. Jeder mußte sehen, wie er mit seinem Geschmacke zurecht kam.

Nur speiste man nicht wie in den Bürgerhäusern zu Mittag, sondern die Hauptmahlzeit wurde erst abends, oft erst zwischen 9 und 10 Uhr aufgetragen, weil man erst um die Zeit, wenn die Stadtthore geschlossen wurden, sicher sein konnte, daß nun kein Nachzügler mehr zu erwarten sei — einen Einzelnen nach dessen Kopfe zu bedienen, war man noch gar nicht gewöhnt.

Ein Tisch wurde für je acht Gäste hergerichtet. Auf einem groben Tischtuche standen die hölzernen Teller mit hölzernen Löffeln; doch war schon für jeden Mann ein besonderes Trinkglas gerechnet. Auch den Wein konnte man nicht wählen, man mußte trinken, was der Wirt für gut hielt. Wünschte ein der Dinge Unkundiger eine andere Sorte, so hatte der Wirt eine Grobheit bereit und der Gast mußte erfahren, daß schon Fürsten und Kurfürsten die verschmähte Sorte getrunken und dabei sich wohl befunden hätten.

Während des Speisens zählte der Diener des Hauses seine Häupter und begann die schwierige Division. Was er da mit Abrundung der Zahlen herausbekam, das sammelte er von jedem Einzelnen ein, er mochte viel oder wenig gegessen oder getrunken haben.

Nach dem Essen wird es noch etwas schwüler in der Stube. Es kommen die unerläßlichen Künstler und Gaukler, um die

Digitized by Google

fremden Herrschaften zu ergötzen und zu beschatzen. Ist auch das überstanden, dann endlich zeigt der Hausknecht mit dem Lichte den Weg zu den elenden Schlafkammern.

Was mit Bezug auf die Bedienung unserm niederländischen Gewährsmanne besonders ins Auge fiel, das war ein Ausfluß des deutschen Kastenwesens auf diesem Gebiete. Erasmus, der auch französische und niederländische Gasthöfe kannte, tadelt im allgemeinen das sauertöpfige Wesen der deutschen Bedienung, mehr aber noch die geringschätzige Behandlung des gemeinen Mannes und die Unterwürfigkeit vor dem Adel. Mit solchen Herrschaften prahlte man nicht wenig und man verewigte wohl die denkwürdigen Besuche durch ein Aufhängen der Wappen. „Denn nur die Adeligen ihres Volkes halten sie für Menschen, und zeigen auch häufig deren Wappen."

Der sich immer mehr breit machende Kastengeist nahm auch auf die Gestaltung des Zunftwesens einen Einfluß, der mit anderen gepaart dasselbe immer weiter auf dem Wege führte, welchen wir soeben die Brauerzunft von Magdeburg wandeln sahen. Eine Abschließung des Gewerbes war ursprünglich nur da vorhanden, wo die Grundobrigkeit ein ausschließlich ihr gebührendes Recht, wie das des Fleisch- und Bierhandels, nur an eine bestimmte Anzahl von Ausübenden gegen Entgelt überlassen hatte. So waren die Brot- und Fleischbänke mit geschlossener Zahl entstanden. Die freien Zünfte dagegen bildeten sich ursprünglich als „Eidgenossenschaften" (Conjurationes) nach dem Muster der familienhaften Geschlechterverbände. Sie verfolgten dieselben Ziele wie diese und nahmen dieselbe Form an. Sie feierten gemeinsame Feste und verteidigten gemeinsam ihre Interessen; das bestimmte Handwerk stand dabei noch sehr im Hintergrunde. Man konnte einer Zunft angehören, ohne von dem Handwerke, nach dem sie sich nannte, das geringste zu verstehen, ohne es auszuüben; man wußte nichts von einer Meisterprüfung. Man gewann die Zugehörigkeit gegen bestimmte Leistungen und Verpflichtungen. Als in Köln die Zünfte über

Digitized by Google

die Geschlechter gesiegt hatten, mußten die Angehörigen der letzteren in beliebig gewählte Zünfte eintreten; aber niemand zwang sie deshalb, das betreffende Gewerbe zu betreiben oder sich mit seiner Kenntnis auszuweisen. Viele Handwerke wurden in den Städten ohne jede Zunfteinigung geübt. Ob eine solche entstand, blieb dem Zufall oder doch den örtlichen Verhältnissen überlassen. Während nachweislich die Bauhandwerker in Basel schon um 1248 eine Zunft bildeten, hatten dieselben Handwerker in Magdeburg auch im 16. Jahrhunderte noch keine. Maurer, Zimmerer, Tischler und andere, deren es daselbst gewiß genug gab, übten ihr Gewerbe ungestört ohne jede zünftlerische Verfassung; sie bildeten außer den Innungen die „Gemeinheit" der Bürgerschaft Als sich die Zunft der Brauer abschloß, ist nirgends die Rede von Bedingungen, welche sich auf die Kenntnis des Handwerks bezogen; im Gegenteil weiß man, daß die Innungsgenossen der Mehrzahl nach eben nicht zu brauen verstanden, sondern dazu, wenn an sie die Reihe kam, gelernte Bräuer mieteten; es genügte der Besitz eines Hauses und die Erlegung des bestimmten Betrags.

Wie man nun aber hier den Beitritt durch Erhöhung der Taxen zu erschweren begann, um Berechtigung und Nutzen auf weniger Köpfe zu verteilen, so begann man erst jetzt, auch durch allerlei Bedingungen, die sich auf die Kenntnis des Gewerbes bezogen, dasselbe anzustreben. Überall werden beengende Schranken aufgeführt; erst schützt sich der „Zunftverwandte" gegen die nichtzünftige Arbeit, dann Zunft gegen Zunft durch genaue Feststellung der Grenzen des Arbeitsbrauches, ja selbst durch die Ausschließung fördernderer Arbeitsmittel.

Eine „Schau" oder Prüfung der Ware durch dazu bestellte Sachverständige hatte schon der alte Exporthandel eingeführt. Täuschungen und Unsolidität seitens der Produzenten schädigten den Handel, und dieser traf daher Anstalten, sich zu sichern. In Übertragung dieses Prinzipes entwickelten sich die behördlich sanktionierten Zunftvorschriften über die Art und Qualität der verkäuflichen Waren. Das Verhältnis der Stadtherrschaft zu

Digitized by Google

den Bäckern und Fleischern gab die Anleitung, alle Erzeugnisse des Handwerks unter Taxen zu stellen. War nun aber durch so genaue Bestimmung von Qualität und Preis auch der mögliche Gewinn bestimmt, beziehungsweise beschränkt, so mußte es billig erscheinen, auch die Zahl der Arbeitsbefugten so zu regeln, daß der Gewinnanteil für jeden Einzelnen hinreichte.

Voraussetzung der Möglichkeit und Ersprießlichkeit all dieser bis ins einzelnste eingehenden Feststellungen ist die Unbeweglichkeit der Verhältnisse, der Abschluß der ständischen Bewegungen; und diese Voraussetzung trifft für den Beginn unserer Zeit allerdings zu. Das Heranströmen der ländlichen Bevölkerung an die Gerichts- und Handelsplätze hat aufgehört. Der Bauer ist überall an die Scholle gebunden und der Gutsherr wacht darüber, daß ihm die Arbeitskräfte nicht entweichen. Die Städte durften sich jetzt als etwas Fertiges betrachten. Schon ihr Äußeres gab Zeugnis davon. Jede Stadt bot ein geschlossenes, charaktervolles Bild. Dem Annähernden zeigten sich keine wüsten Plätze, die auf Bebauungsbrache lagen, nicht jene kahlen Feuermauern, die in unseren Großstädten das Bild ewiger Unfertigkeit gewähren. Die leicht versetzbaren Plankenzäune der alten Zeit hatten bis auf wenige Überreste stattlichen Festungsmauern Platz gemacht. Dieser feste Gürtel schnürte das Weichbild ein und dem bebaubaren Grunde innerhalb desselben wuchs keine Klafter mehr zu. Die natürliche Bevölkerungszunahme aber war eine verhältnismäßig geringe; furchtbare Seuchen, häufige Kriege dezimierten den Zuwachs; die Werbetrommel führte manchen der jüngeren Brüder aus der Stadt, andere nahm das Kloster auf; das Wandern der Handwerksburschen, ihr Einheiraten durch Wittwen und Erbtöchter stellte einen Ausgleich her. In diesen so geschlossenen, kleinen Welten war also Bedarf und Arbeit immerhin zu übersehen und mit einigem Erfolge bis ins Kleinste zu regeln. Auf solchem Boden, nach verständigen Grundsätzen aufgestellt, erwiesen sich die Lohn- und Warentaxen, die Bestimmungen über die Qualität der Waren und die Warenschau,

Digitized by Google

richtige und ehrliche Handhabung vorausgesetzt, als dem Erwerbsleben der Zeit angemessen.

Die Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges änderten vieles an diesen Voraussetzungen. Große Städte verarmten und verloren einen ansehnlichen Teil ihrer Bevölkerung. Eine Bevölkerung ohne Traditionen rückte nach, gelangte zum Teil ins Regiment. Wer sollte die Entvölkerung und ungeheure Verarmung des offenen Landes mehr empfinden, als die Marktplätze, an die alles Verkehrsleben gebunden war? Alle Kraft schwand, aller Unternehmungsgeist erlahmte; alles Bestreben der Erben dieser Zeit richtete sich nun darauf, die geringe Summe der Gewinne auf möglichst wenige zu verteilen, um so doch halbwegs zulängliche Bruchteile zu erhalten. Darauf allein ging jetzt alles Zunftwesen hinaus und alle alten Formen desselben wurden zu diesem Zwecke in Bewegung gesetzt. Nun bildeten die Chicanen, die sich an das „Meisterstück" knüpfen ließen, die Hauptsache; die außerzünftige Arbeit wurde mit einer Art Grausamkeit verfolgt, zwischen den Arbeiten der Zünfte selbst aber wurden die wunderlichsten Schranken aufgeführt. Der Maurer durfte nicht Klöpfel und Eisen führen, weil er damit dem Bildhauer hätte ins Handwerk pfuschen können; der Bildhauer aber sein Werk nicht mit Farbe überziehen — das war die Arbeit des Malers. Der Tischler durfte in der Werkstatt keinen Eisennagel verwenden — seine Arbeitsbefugnis erstreckte sich nur auf Holz und dergleichen mehr. Diese Art Sorge für den Berechtigten führte zum Kampfe gegen jede Verbesserung der Herstellungsmethoden, des Werkzeugs. Die ersten einfachen Maschinen, welche im 17. und 18. Jahrhunderte auftauchten, erfuhren das Schicksal des Verbotes.

Nun kam hinzu, daß sich das Reich selbst immer mehr mit dem Gegenstande gesetzgeberisch zu befassen gezwungen wurde. Eine Reichspolizeiordnung von 1530 berührte bereits auch das Zunftwesen. Je wirkungsloser sich aber nach dem dreißigjährigen Kriege die erneuten Zunftordnungen der einzelnen Städte zeigten,

Digitized by Google

desto mehr begann man von einer generellen und eingehenden Regelung des Gegenstandes durch das Reich zu erwarten, und der Reichsbeschluß vom 16. August 1731 enthielt endlich wirklich ein seit 1672 vorbereitetes Gesetz, das man eine allgemeine „Reichszunftordnung" nennen konnte. Waren aber die alten lokalen Ordnungen den Verhältnissen angepaßt, so war eine entsprechende, klare Einsicht in die Erwerbsverhältnisse des gesamten Reiches kaum vorhanden. Die allgemeine Ordnung beschränkte sich daher vielfach auf die Regelung des minder Wesentlichen, die Abstellung äußerer Bräuche und die Vernichtung der Selbstständigkeit der alten Zünfte.

In Danzig soll der Rat den Erfinder einer Bandwebemaschine haben ersäufen lassen, der Bandweberzunft zuliebe. Es war aber bald nicht mehr möglich, alle Erfinder zu ersäufen; es fielen die steinernen Umschnürungen der Städte; Stadt und Dorf begannen in einander zu fließen, die Arbeit wurde entfesselt; die für dereinst glücklich gewählten Formen reichten nicht mehr.

Fest- und Handwerksbrauch.

Wenn ein Zeuge, wie Erasmus von Rotterdam, das Lager im deutschen Hotel jener Zahl als äußerst erbärmlich schildert, so dürfen wir das des deutschen Gesellen und Lehrlings im Meisterhause wohl ohne Neid betrachten. Den Lohnsatz stellte der Stadtrat fest, in welchem die Interessen der Meister jedenfalls bessere Vertretung fanden, als die der Gesellen. Die tägliche Kost war im allgemeinen kärglich, frisches Fleisch ein Leckerbissen. Wie wenig volkstümlich dieses wertvolle Nahrungsmittel war, das zeigt die große Unbeholfenheit beim Verkaufe desselben noch im 16. Jahrhunderte. Während in jedem anderen Handel der Stadtrat ganz genau den Gewinn beim kleinsten Teilbetrage zu berechnen, Ein- und Verkaufspreis festzustellen wußte, bewegten sich gerade die Fleischer immer noch auf den freiesten Bahnen ihres Handels und ließen sich nicht darauf ein, nach Gewicht zu verkaufen, so daß auch der Ärmere einen kleineren,

Digitized by Google

aber doch guten Bissen hätte zu angemessenem Preise erwerben können. Man verkaufte bloß willkürlich zugehauene Stücke im Ganzen zu Willkürpreisen. In einer der größeren Städte war es erst im Jahre 1540, daß der Stadtrat den Fleischverkauf nach Gewicht durchzusetzen suchte. Er ließ selbst probeweise Vieh einkaufen und ausschlachten, um so einem billigen Einheitspreise des Gewichtes auf den Grund zu kommen; merkwürdigerweise gelang das den Stadtgelehrten nicht wegen der Verschiedenwertigkeit der einzelnen Teile eines Ochsen. Die Fleischer kehrten daher bald wieder zu ihrer alten Methode zurück. Die ärmeren Leute kauften nicht in der Fleischbank, sondern die Eingeweide und Abfälle in den sogenannten „Kuttelhöfen".

Je armseliger und arbeitsvoller so das Alltagsleben war, desto größer die Sehnsucht nach Festen, desto maßloser der Genuß derselben. Die Geschlechter feierten außer den laufenden Festtagen ihre eigenen Familienfeste; solche Feste ebenfalls zu feiern, war nicht der letzte der Gründe dafür, daß sich auch die Handwerker als Innungsverwandte zu Gilden zusammentaten. In allem tritt die Nachahmung der alten Familienhaftigkeit hervor. Festanlässe boten außer den kirchlichen Zeiten die Meistermessen, die Freisprechungen der Lehrlinge, die „Quartale", welche sich ursprünglich an die Marktzeiten anschlossen; außerdem feierte jede Innung ein Jahresfest in Nachahmung jener Feste des Hauses, welche die alten Familien jährlich einmal zur Vereinigung aller zu begehen pflegten.

Wie das Haus in älterer Zeit sein eigenes Heiligtum hatte, an dessen Stelle später oft Heiligenbilder traten, wie das katholische Gotteshaus ein solches im Tabernakel besitzt, das bei den größten Festfeiern geöffnet wird, so betrachtete im niederen Sinne jede Gilde ihre „Lade" als einen solchen symbolischen Mittelpunkt. In ihr lagen, gewöhnlich unter dreifachem Schloß, Siegel, Urkunden, Trinkgefäße und sonstige Kostbarkeiten. Eine ordentliche, offizielle Versammlung des Handwerks zur Vornahme irgend eines feierlichen Aktes konnte nur vor „offener Lade" gehalten

Digitized by Google

werden; das Öffnen dieses Heiligtums bezeichnete den Beginn, das Schließen den Schluß der solennen Handlung. Ein Vertrag, ein Versprechen „vor offener Lade" war bindend wie ein Eid.

Wesentlich für die höhere Feier war natürlich die gemeinsame Mahlzeit. Wie einst im Hause der göttliche Schutzgeist desselben an einem solchen Festmahle in einer Weise teilnahm, daß man sagen konnte, es werde ihm zu Ehren das Fest gefeiert, so zog auch die Familie der Innung ihren Schutzpatron herbei oder sie wählte selbst seinen kirchlichen Festtag als Termin der Feier. Zum Schutzpatron nahm sie einen Heiligen, der in seiner Legende oder seinen Emblemen irgend eine, oft nicht ohne Scharfsinn entdeckte Beziehung zum Handwerke hatte. So war Adam ein Schneider, Noah ein Böttcher gewesen, und S. Veit weckte mit seinem Hahne den Bäcker zu seiner frühen Arbeit. Man führte das Bild des Patrons im Siegel und auf der Fahne. Beim Festmahle vergegenwärtigte man ihn durch die Erzählung seiner Legende; die Gilden in England gingen einen Schritt weiter und stellten seine Thaten dramatisch dar, woraus sich ihre „Mirakelspiele" entwickelten, eine frühe Form der dramatischen Kunst.

In Deutschland schlossen sich Ansätze solcher Art hier und da an die öffentlichen Aufzüge, welche nächst der Mahlzeit beim Gildefeste das wichtigste waren. Sie entstanden aus dem natürlichen Wunsche, dem familienhaften Feste ein entsprechendes Ansehen zu geben und die ganze Gemeinde zur bewundernden Teilnehmerin zu gewinnen. Maskierungen und pantomimische Darstellungen oder Reigentänze auf der Straße schlossen sich da und dort nur schüchtern an, während sie anderwärts unter glücklicheren Händen und Umständen zur Hauptsache werden konnten. In letzterem Falle wurden einzelne Zunftaufzüge zu berühmten Volksfesten, wie beispielsweise der „Höge" der Brauknechte zu Hamburg und Lübeck, der „Schäfflertanz" der Böttcher (Schaff = Bottich) zu München, Nürnberg, Erfurt, Zittau, das

Digitized by Google

„Schönbartlaufen" (Schönbart-Maske) der Metzger und Messerschmiede zu Nürnberg. Eben daher gehört auch das in Nürnberg, Königsberg, Zittau und anderen Orten zeitweilig gepflogene Herumtragen zu riesiger Länge zusammengestückter Würste seitens der Schlächter.

Nach der Seite der Organisation und der sehr ins einzelne entwickelten Bräuche und Formen hin sind die aus dem Mittelalter herüberreichenden Bauhütten den Zünften als eine verwandte Gestaltung anzureihen. Sie ragen nur an Bedeutung und Umfang so weit über die anderen Zünfte hinaus, wie die Objekte ihrer Kunst selbst über alle verwandten Schöpfungen. Nach der Bedeutung der Baustätten sollte man Haupt- und Unterbauhütten unterscheiden. Die bedeutendsten der ersteren waren die zu Straßburg, Köln, Wien und Zürich. Mit dem Beginne der Neuzeit erlosch aus denselben Ursachen, welche den allgemeinen Umschwung der Zeit herbeiführten, der großartige Kirchenbau alten Stiles, und die Bauhütten traten als Zünfte der Bauleute in die Reihe der übrigen Gilden zurück. Daß in ihnen der Geselle geloben mußte, das Kunstgeheimnis zu wahren, und daß er gelehrt wurde, sich durch geheimzuhaltende Eigentümlichkeiten des Grußes und Händedruckes als einen Angehörigen des Bundes anderen Mitgliedern zu erkennen zu geben, das war damals keine besondere Eigentümlichkeit der „Bauhütte".

Dieser Brauch war vielmehr recht allgemein und aus einer Zeit herübergenommen, in welcher bestimmte Formeln die noch wenig gebräuchlichen schriftlichen Dokumente ersetzen mußten. Fast jedes Handwerk, ja selbst Gesellschaften wie die der aufständischen Bauern hatten ihre besondere Grußform, welche erst dem Aufgenommenen, im ersten Falle dem zum Gesellen erhobenen Lehrlinge beigebracht wurde. Nur auf diesen Gruß öffneten sich ihm die Herbergen und Werkstätten. Um ein Ablauschen möglichst zu verhindern, entwickelte sich die Grußprobe oft zu einem langen Zwiegespräche, das eine bestimmte Beantwortung oft recht wunderlicher Fragen verlangte. So fragte

Digitized by Google

beispielsweise der Maureraltgeselle den zugereisten Burschen neben vielem anderen folgendes: „Wo ist das ehrbare Handwerk der Maurer in Deutschland aufgerichtet worden?“ Antwort: ‚Zu Magdeburg auf dem Dom.“ — „Unter was für einem Monarchen?“ — „Unter Kaiser Karl II., von der christlichen Religion an der fünfte, im Jahre 876.“ — ‚Wie lange hat dieser Kaiser regiert?“ — „Drei Jahre.“ — „Wie hat der erste Maurer geheißen?‘ — „Anton Hieronymus (Hiram von Tyros!) und das erste Werkzeug hat Walkam (Tubalkain!) erfunden“ u. s. f.

Die Reichszunftordnung von 1731 verbot aber all dieses geheimnisvolle Wesen mit dem gesamten alten Zeremoniell. Der Wanderbursch sollte einen „Brief“ oder irgend eine schriftliche Kundschaft bei sich führen, mit der er sich auszuweisen hätte. Nun wurden die alten Formeln doppelt geheimnis- und wertvoll. Man unterschied solche, welche sie noch gelernt hatten, von denen, die bloß auf den Brief hin reisten. Es gesellte sich zu dem Symbolsgespräche noch die Vorfrage: „Bist du ein Briefer oder ein Grüßer?“ Der letztere nannte sich auch einen „Mundmaurer“ und antwortete auf die Frage „woran erkennt man das?“ —: „An meinem ehrbaren Gruß und Mundsprache.“ Dann fühlte man ihm in der angegebenen Weise auf den Zahn.

Die Meistersinger.

Einen Zweig des alten Sängertums haben wir auf dem offenen Markte zwar nicht dahinwelken, aber als einen Senker zwischen Holzschnitt und Druckblatt in neuartiger Weise austreiben sehen. Echte Poesie, die das Herz einnimmt, war nicht mehr dabei, aber die Formen der Sprache, des Gesanges waren ihr erhalten; sie konnte sich ihm immer wieder einmal zugesellen und that es zeitweilig. Manches „Volkslied“ zeugt davon.

Ein anderer, jüngerer Zweig gab auch die Form auf; er erscheint als das gedruckte Buch, welches das Bedürfnis des Sagenhörens befriedigt. Man braucht keine anderen Erzähler von „Geschichten“ mehr, das Buch selbst erzählt; es wird vor-

Digitized by Google

gelesen, man liest für sich. Mit umfangreichen Stoffen trägt sich das Gedächtnis nicht mehr; für solche braucht man die Stütze des Verses nicht mehr; man erzählt in prosaischer Rede.

Wie schon auf der Höhe des Mittelalters alles Leben von den offenen Weilern herein und von den Burgen herab in die Städte sich zu ziehen begann, so mußte auch der echte, alte „Minnegesang" hier seine Heimstätte aufschlagen. Die glänzenden Sängernamen Gottfried von Straßburg, Konrad von Würzburg bezeugen uns den Vollzug dieser Wandlung. Wie aber hier alles, Ernst und Scherz des Lebens in die Formen des Gildewesens fließt, so muß es sich auch die Übung der bürgerlichen Sangeskunst gefallen lassen, in diese Formen eingeschlossen zu werden; sie können zum sichernden Schrein, sie können zum Sarge werden.

Die sangeskundigen Bürger bilden in vielen Städten unter einander eine Gesellschaft oder Gilde mit allen Formen des Zunftwesens zur Ausübung des Gesanges. Solche Gilden der „Meistersinger" gab es in Worms, Straßburg, Mainz, dann in Augsburg, Nürnberg, Breslau und anderwärts. Die Sage hob die Singergilde von Mainz als die Mutter aller hervor; am Beginne der Neuzeit wurde die zu Nürnberg am berühmtesten. Sie zählte in ihrer Glanzzeit bis an 300 Mitglieder. Von den „Litteratenvereinen" unterschieden sich diese Gilden durch die bürgerliche Stellung der meisten ihrer Mitglieder, aber noch wesentlicher durch die Art und den Zweck ihrer Kunstpflege.

Den Vers der gewöhnlichen volkstümlichen Erzählung, die gleichlaufenden durch einen Endreim verbundenen Doppelzeilen gaben die Meistersinger vogelfrei; diese Verskunst bedurfte keiner Kunstpflege; sie gehörte im guten Sinne der „Gemeinheit" des Volkes an. Aber jene künstlich gebauten Strofen von längeren und kürzeren Versen mit sich mannigfaltig kreuzenden Reimverschlingungen, die ursprünglich wohl zur Belebung des Tanzes erfunden, dann der Ausdruck der höheren Lyrik des Mittelalters wurden, diese in allen Formen der Zunftgerechtigkeit zu pflegen,

Digitized by Google

zu erhalten und zu vermehren, das war die Arbeitsaufgabe der Meistersingerschaft.

Jenen Volksvers trug man rezitierend vor, diesen kunstvolleren *singend*; jener verlangte eigentlich nur einerlei Vortrag, den darum niemand erst zu lernen brauchte, die Mannigfaltigkeit des letzteren zwang dazu. Die Texte aus Walther von der Vogelweide, aus Frauenlob waren nicht volkstümlich gemeine, aber die Melodien eigener oder älterer Erfindung, zu denen sie dieselben gesungen, die lebten fort, indem sie immer wieder für neue Texte verwendet wurden, wie es ja auch heute noch zu geschehen pflegt, daß eine Melodie viel länger erhalten bleibt, als ein Text.

Der Sache nach thaten im Grunde auch die Meistersinger nicht viel mehr als das ungeschulte Volk, welches immer wieder durch neue Texte die alten Melodien — „*Töne*“ nannten sie die Meistersinger — stützte und am Leben erhielt. Sie waren allerdings nicht bloß Sänger, sondern auch Komponisten, indem sie die Meisterschaft erst durch eigene Komposition eines *neuen* „Tones“, einer neuen Liedermelodie, erwarben. Aber das Singen und Dichten nach alten Melodien wurde doch weit mehr betrieben, als das Komponieren neuer. Hans Sachs, der treffliche Schuhmachermeister zu Nürnberg, hat nach eigenem Bericht 4275 neue Lieder nach 275 älteren Weisen gedichtet, aber nur 13 neue Weisen komponiert, obwohl er auch nach dieser Richtung einer der fruchtbarsten Meistersinger war.

Der Chorgesang der Meister, der indes gleichsam nur ein lithurgisches Einschiebsel war, blieb immer einstimmig; den Reiz der Harmonie kannte die Zeit noch nicht. Die eigentlichen Leistungen der Minnesinger aber bestanden im Solovortrage ohne jede Begleitung. Ein und dieselbe Melodie wiederholte sich für jede Strofe; die Strofen aber waren oft lang und mannigfaltig genug aus einem mitunter in gleicher Melodie wiederkehrenden „Stollen“ und einem „Abgesang“ gebildet, ganz in der Weise der alten Sänger und wie sie auch ein Hutten benutzte,

Digitized by Google

wie sie sich in Kirchenliedern erhalten haben. Fehlte die Harmonie noch ganz, so dürfte auch der Rhythmus verloren haben, wenn das Lied nun nicht mehr zum stampfenden, springenden Tanze unter der Linde, sondern als ehrbarer Vortrag im Kirchengestühl gesungen wurde. Was die Meistersinger festhielten und überlieferten, war also nur die choralartige Melodie. Die Meistergesänge, welche sich mit Notensatz erhalten haben, zeigen nur ganze und halbe Noten ohne Takteinteilung.

Indem man nun zu den treu überlieferten „Tönen" neue Texte dichtete, kam es nur darauf an, daß jede Note durch eine Silbe des Textes gedeckt wurde, die es sich, abgesehen von ihrem Werte, nach der Aussprache und dem Sinne gefallen lassen mußte, nach der Länge der vorgeschriebenen Note gesungen zu werden. Es kommt daher nur selten vor, daß diese peinlich genau gefeilten Texte auch an sich durch Rhythmus und Klang einen wohlthuenden Eindruck machen; sie bildeten nur das sprachliche Kleid des Gesanges, der die Hauptsache war; „Lieder" im besten Sinne sind es nicht. Sie sind steif und hölzern, aber von handwerksmeisterlicher Korrektheit.

Nach der Seite der Form hin prüfte man diese auf die Richtigkeit der Silbenanpassung an den „Ton" und die der Reime und Sprachformen. Die letztern aber waren noch sehr unbestimmt, weil noch nicht genug durch die Schrift fixiert. Den Inhalt prüfte man nicht auf poetischen Gehalt, sondern wieder nur auf seine „Richtigkeit". Man zog religiöse Stoffe vor. Seit Luther die Bibel verdeutscht hatte, wurde so ziemlich die ganze biblische Geschichte vorgesungen, wobei man nur auf die richtige Übereinstimmung des im Gedichte Erzählten mit der Quelle sah. Hans Sachs wußte auch noch allerlei alte Historien und die italienischen Novellisten zu benutzen. Was aber diesem Poeten eine so große Bedeutung gab, das sind nicht seine Meistergesänge, sondern jene Erzählungen und Schwänke, die er in der allgemeinen Volksweise dichtete.

Digitized by Google

Die Melodien oder Töne bezeichnete man nach dem Namen des Komponisten: den Ton Regenbogens, Klingsohrs. Stammten mehrere von einem Komponisten, so mußte man sie durch besondere Namen unterscheiden. So gab es von Hans Sachs einen „überlangen" Ton, einen „langen", einen „neuen", einen „Rosenton", eine „Morgenweis", „hohe Bergweis" u. s. w. Einige liebten es, ihren Tönen die Namen von Blumen, andere die von Vögeln zu geben, ohne daß irgend eine Beziehung zur Komposition darin zu suchen wäre. Die oft allerdings wunderlichen Namen verdienten indes darum den Spott, dem sie oft preisgegeben wurden, nicht mehr, als diejenigen, die für unsere Tanzstücke gewählt werden.

Die Gesellschaftsordnung, die sich die Meistersinger gaben, ist ganz die der Zunft, die einzige, die man damals überhaupt kannte. Sie gliedern sich in Lehrlinge, Gesellen und Meister, haben ihre Aufnahmen, ihre Gesellen- und Meisterstücke, ihre Quartale und Feste, die „Schau" für ihre Arbeiten und zu diesem Zwecke gewählte „Schauherren", endlich ihre umfassenden und in alle Einzelnheiten eingehenden Zunftartikel.

Der Lehrling verbrachte seine Lehrzeit bei irgend einem Meister, der ihn in seiner Werkstatt unentgeltlich, bloß der „holdseligen Kunst" zuliebe unterrichtete. Er lernte hier einige ältere Melodien mit zugehörigen Texten. Konnte er mehrere solche fehlerfrei singen, so durfte er Geselle werden. Dieser Grad hatte wie auch im Handwerke zwei Stufen: wer nichts weiter konnte als fertige Lieder mit fertigen Texten singen, war ein „Singer", wer aber zu einem fertigen „Tone" einen neuen Text zu dichten vermochte, ein „Dichter". Das Meisterstück aber ist die Erfindung einer neuen Melodie. Wer eine solche komponiert und einen Text dazu gedichtet hat, kann, wenn alles die Probe besteht, „Meister" werden.

Die Schauherren sind die „Merker", und ihre peinlich sorgfältige Kritik bildet die „Schau" dieses Kunsthandwerkes. Die Zunftartikel aber, welche die Art der Herstellung und Qualität

Digitized by Google

der Arbeit genau vorschreiben, ersetzt das geschriebene, wenn auch im Laufe der Zeit nicht unwandelbare Gesetz der „Tabulatur".

Die „Singschule" zu Nürnberg fand nicht in einer Herberge, sondern in einer Kirche statt. Gewählt wurden dazu die Nachmittage hoher Feiertage, und das Publikum hatte freien Zutritt. Im vorderen Teile des Kirchenchors war ein verhängtes Gerüst mit einem Tische für die Schauherren aufgestellt, das „Merkergerüst", unweit der Kanzel befand sich der „Singestuhl", von dem aus der Vortragende sang. Die eigentliche Festhandlung, die in einem Preissingen gipfelte, begann mit einem Chorgesange aller Meistersinger. Das „Hauptsingen" aber bestand in Solovorträgen vom Singestuhle herab. Dabei hatten die „Merker" auf dem Gerüste alle Hände voll zu thun. Der eine von ihnen erhorchte und prüfte den Inhalt des Gesanges, mit dem Finger die bezügliche Stelle in der vor ihm liegenden lutherischen Bibel verfolgend. Ein zweiter schnappte die Endreime auf, notierte und prüfte sie auf ihre Echtheit; ein dritter beachtete ausschließlich die Melodie und der vierte nahm die übrigen Vorschriften der Tabulatur wahr. Jede Art Versehen zog eine „Strafe", worunter man eine tadelnde Note verstand, nach sich. Je nach ihrer Schwere hatte jede Note eine oder mehrere „Silben", und die Gesamtzahl dieser „versungenen" Silben bestimmte das Urteil. Wer von den Sängern eines Tages die wenigsten hatte, war der erste, wer die nächstwenigsten hatte, der zweite Sieger; jener erhielt als „Davidsgewinn" eine Kette — geliehen, dieser einen Kranz von Seidenblumen.

Aus der Singschule ging es zur „Zeche"; einer ehrbaren Unterhaltung in der Trinkstube, wo Spielen und übermäßiges Trinken verpönt. Auch hier wurde gesungen zu fröhlicher Unterhaltung oder um einen „Zechkranz". Geldpreise waren ausgeschlossen.

Früchte dieses zünftigen Sängertums liegen noch vor, und es wird uns nicht leicht, uns an den besten von ihnen poetisch zu begeistern; da hat mancher Bursch auf der Straße, mancher

Digitized by Google

Hirt bei der Herde ohne Tabulatur und Merker sich ein besseres Lied erdacht; aber darin liegt auch nicht der Wert dieser Erscheinung, die inmitten der Roheit jener Zeit erquickend wirkt wie der Anblick einer Oase in der Wüste. Sie sieht allerdings seltsam aus, hat weder Palme noch Lianen, sondern einen Anbau von verstutzten Spalierpflanzen in Reih und Glied — aber sie verrät dem Wanderer in der Wildnis, mag sie auch des Künstlers Auge weniger erquicken, die Nähe der Kultur.

In einer Zeit, in welcher der wachsende Wohlstand vielfach nur zur Befriedigung rohester Genußsucht führte, in welcher insbesondere das Laster des Trunkes in hohen und niederen Kreisen jede schönere Lebensentfaltung zurückdrängte, in welcher auf den Straßen des Landes eine Gesellschaft sich herumtrieb, wie wir sie sofort etwas näher kennen lernen wollen, in solchen Zeiten war die Erfüllung einer Gesellschaftsform, welche gleichzeitig so vielfach wenig fördernden Vergnügungen diente, mit der Pflege einer schönen Geistesthätigkeit, wie unbeholfen sie sich äußern mochte, eine herrliche That des freien Bürgertums.

Die Singeschulen blühten insbesondere im 16. Jahrhunderte; die nürnberger gewann besonders durch den Anteil an dem Ruhme ihres Meisters Hans Sachs. Aber in demselben Jahrhunderte begann sich auch ihr Stern schon zu neigen. Man begann auch in Deutschland, italienische Weisen einzuführen. Das Ohr suchte mehr Rhythmus und Melodie und fand beides in jenen Mustern. Man lernte zugleich die Schönheit der Harmonie empfinden, und es entstand eine mehrstimmig vorgetragene Liederart, welche die Litteraturgeschichte das „Gesellschaftslied" genannt hat. Diesem, das mit größerer Leichtigkeit wieder Volkslied werden konnte, gehörte die nächste Zukunft. Paul Fleming, ein Zeitgenosse des dreißigjährigen Krieges, hat uns schon manches Gedicht hinterlassen, das Rhythmus und Melodie in den Worten trägt. Die Verbreitung des Klaviers, das am Anfange des 16. Jahrhunderts schon bekannt war, nahm zu, und man begann Lieder für die Begleitung desselben zu komponieren. Alldem

Digitized by Google

konnten die Meistersänger nicht folgen, sie konnten sich nicht zu Meistern der neuen Richtung machen; das wehrte ihnen ihr Zunftgesetz, die heilige „Tabulatur". Die Singeschulen siechten dahin, wie bald das gesamte Zunftwesen, dem sie entwachsen waren, zu siechen begann. Es wurde Neues und Größeres geschaffen ohne Zunftartikel und Tabulatur; das Alte geriet unter den Schlitten der Zeit.

Auf der Straße und vor Gericht.

Bilder aus dem Volksleben des 17. Jahrhunderts.

Das schöne Bild einer wohlgeordneten Gesellschaft verschwindet sofort, wenn wir das Thor der Stadt hinter uns lassen. Allerdings, Gesellschaftsgalgen und Rad hoch aufgerichtet an der Kreuzung der Wege, die ins Land hineinführen, mahnen an den rächenden Arm, der auch über dem Lande Frieden gebietet. Wir wissen auch, wie sehr das Reich die ländliche Bevölkerung in Zaum und Zügel hielt; bis auf die Länge des Rockes und die Dicke des Tuchfadens schrieb alles genau der Reichstag vor: aber es fehlte in allem eine kraftvolle Reichsexekutivgewalt. Das ansässige Volk stand ja in der strengen Zucht der Patrimonialgerichtsherren; aber die allgemeine Landplage war eben das beständig ab- und zuströmende nicht ansässige Volk. Den Gutsherren fehlte es schon lange nicht mehr an Knechten, aber unzähligen Knechten an nährender Arbeit auf den Gütern ihrer Herren; man ließ sie gern mit Brief und Geleite ziehen, wenn sie sich nur selbst ihre Nahruug suchen wollten, und so den Herrn seiner patrimonialen Pflichten enthoben. Das Verhältnis hatte sich gegen früher allmählich umgekehrt. Die geschlossenen Städte erzeugten schon selbst mehr Nachwuchs als sie brauchten; mehr noch als vorher war das Kriegshandwerk die einzige Zuflucht des Überschusses der mit Land beteilten Bevölkerung.

Der angeworbene Knecht galt als ein gar ehrbarer Mann, wenn man auch vor allem, was Soldat hieß, wohl auf der Hut war; aber zwischen Dienst und Dienst lag immer eine Zeit der

Digitized by Google

Erwerbslosigkeit, die den fahrenden Kriegsknecht zum Landstreicher machte. Die Natur der Sache brachte das mit sich. Bei anhaltender Arbeitslosigkeit mußte dieses Volk sein Leben ganz so durchschlagen, wie es heute noch die fremden Zigeuner thun: mit Vieh- und anderen Diebstählen, mit Gauklereien aller Art, Wunderkuren, Wahrsagen u. dergl. Solches Volk füllte die Landstraßen und tyrannisierte die Einschichten.

Die anständige Menschheit sah sich in einem Zustande beständiger Belagerung durch dasselbe, und wenn sie sich nun schon darauf beschränken mußte, sich mit ihren Rechtsmitteln zu wehren, so suchte sie doch, vom Selbsterhaltungstriebe gespornt, diese möglichst zu verschärfen. Dadurch wurde oder blieb vielmehr die Gerichtspflege barbarisch sowohl in ihren Strafen, als auch in Anwendung der Prozeßmittel: der Zustand der Notwehr führte zu vielen ungerechten Urteilen und zu Justizmorden.

Wir werden diese Verhältnisse dem Leser am anschaulichsten in einer Reihe von Thatsachen vorführen, wie sie L. Parisius auf Grund der Akten des Prozesses wider die schon sagenhaft gewordene „Grete Minden" festgestellt hat. Man pflegt zu glauben, daß solche Verwilderung erst der dreißigjährige Krieg geschaffen habe. Aber sie findet sich auch schon vor demselben, zu einer Zeit, in welche die Blüte des Städtewesens fällt.

Die „von Minden" waren ein Patriziergeschlecht in Tangermünde, der Stadt an der Elbe, in der einst Kaiser Karl IV., als er die Mark Brandenburg erworben, Hof gehalten hatte. Hans von Minden war am Schlusse des 16. Jahrhunderts churfürstlicher Forstbeamter über den großen Forst an der Tanger; man nannte ihn den Tangervogt. Seine Enkel, Peter und Heinrich, aber wurden Bürger in der Stadt, der letztere ein Ratmann daselbst. Das Glück war aber in jenen Zeiten doppelt unbeständig, und Peter erfuhr davon. Er geriet in einen Streit und erschlug seinen Gegner. Er mußte die Grenze suchen und das Land verlassen; ohne Mittel was thun? Er wurde Soldat.

Digitized by Google

In der Fremde nahm er ein „ausländisch Weib", die schenkte ihm eine Tochter; Peter aber starb bald darauf. Die Frau nahm ihr Kind, die kleine Grete von Minden, in einen Korb und machte sich auf, des Kindes Verwandte zu suchen und Erbteil zu fordern. In Tangermünde aber hatte Heinrich von Minden alles Gut der Familie an sich genommen und weigerte sich, etwas herauszugeben, weil die fremde Frau keinen ordentlichen Traubrief bei sich hätte. Der Rat der Stadt brachte wohl einen Vergleich zustande, aber Heinrich kam seiner Schuldigkeit nicht nach. Wie das arme Patrizierkind heranwuchs, mußte es einen Dienst in der Stadt suchen. Da fielen die Augen eines fremden Burschen auf sie, und Grete entschloß sich, mit ihm „davonzugehn".

Das war Tonnies (Anton) Meilahn, ein junger, schmächtiger Kerl mit langem blonden Haar und Soldatenkleidern, im gelben Koller und gefransten Wams. Tonnies hatte seine Carrière als Kutscher beim Herrn Jürgen von Itzenplitz begonnen, dann hatte ihn gar ein Deutscher, der in Schweden Fähndrich geworden war, „für einen Jungen" zu sich in Dienst genommen. Das war der erste Schritt zum Soldaten und dann konnte es weiter nicht fehlen, denn nach Soldaten war überall Nachfrage.

Grete verliebte sich sehr in den hübschen Burschen, und eine alte Frau riet ihr, ihm eine „Todtennadel" durch die Kleider zu stechen; dann müßte er sie heiraten. Das geschah auch, beide wurden 1616 zu Stendal in aller Ordnung ein Paar. Die Hochzeit war klein; es gab nur eine Vierteltonne Bier, aber den Trauschein nähte sich Grete vorsorglich in ihr Brusttuch ein, damit es ihr nicht ginge, wie ihrer Mutter, die ja auch einen Soldaten geheiratet hatte. Sofort einen Dienst zu suchen, das hatte unser angehender Krieger nicht notwendig; noch besaß Grete Korallen und Betten. Das wurde erst zu Stendal im Wirtshause angelegt. Dann zog das Paar nach Tangermünde, wo Grete immer noch etwas von ihren Verwandten zu erhalten suchte, indes der lockige Tonnies in bunter Landsknechtstracht,

Digitized by Google

den Degen an der Seite, das Feuerrohr auf der Schulter, in den Straßen herumstolzierte.

Aber endlich muß Tonnies an einen Erwerb denken; er geht „auf die Gard". So nannte man eigentlich das Stellungsuchen; weil es aber auch an und für sich seinen Mann nährte, so blieben viele dienstlose Soldaten überhaupt lieber „Gardebrüder", als daß sie einen neuen Dienst angenommen hätten. Beliebt waren die nicht, aber zahlreich. Mußte doch gerade damals (16. Dezember 1616) der Kurfürst von Brandenburg ein besonderes Edikt erlassen „wider den Mutwillen und die Gewalt derer Gardenden". In Haufen von vierzig und mehr, heißt es darin, zögen sie umher, erbrächen dem Bauer mit Gewalt die Häuser, schlügen ihm und den Seinigen Arme und Gliedmaßen entzwei, stählen das eine und schlügen das übrige in Stücke.

Einer solchen Gesellschaft schlossen sich also auch Tonnies und Grete an. Es muß ihnen zuerst nicht schlecht gegangen sein; denn als sich die Familie um ein Knäblein mehrte, da konnten sie sich eine starke Magd halten, welche ihnen das Kind in einem Sacke nachtrug. Wenn sie einkehrten, brachte der Gardekrieger Gänse und Hammelbraten in die Küche. Aber in Apenburg wurde Grete schwer krank, und als sie nach Wochen wieder genas, mußte sie ohne Tonnies, der vorausgegangen war, das Gardeleben versuchen; und die Patriziertochter traf es nun auch schon. Sie betrieb das „Planetenlesen" und „Handbeschauen" und verkaufte wunderbare Arzneien: Göldrian, Enzian, Gallian, Veilchenwurzel, Bibergeil. Auch hatte sie „etliche Padden (Frösche) abgezogen und ihnen von Kückelkörnern Angesichter gemacht". Diese vertrockneten Froschleichen mit den dicken Augen aus Pimpernußkernen verkaufte Grete den Bauern als jene „Alrunchen" oder Erd- oder Galgenmännchen, von welchen wir oben hörten, daß ihre Besitzer „sollten mit ihrem Vieh und anderem groß Glück haben".

Indes hatte es 1618 ihr Mann schon weiter gebracht; er hatte nun selbst als ausgelernter Schelm vier „Jungen" um

Digitized by Google

sich und spielte den „Junker, der den andern Fressen und Saufen schaffen mußte“. Unter jenen waren entlaufene Schuhknechte, die die Kunst verstanden, „festzumachen“, und den Leuten „Hartmachebriefe“ anboten. Der entlaufene Sohn eines Hirten mußte Tonnies, der ein großer Herr war, für Kost und Lohn den Beutesack nachtragen. Man überfiel die Leute auf offener Straße, selbst solche von der nämlichen Zunft, wenn sich Gelegenheit bot, und nahm ihnen Geld und Lebensmittel, oder was sie etwa als Hausierwaren bei sich führten, ab. So fiel auch einmal ein blinder „Briefträger“ in ihr Garn; aber unter einem „Briefträger“ verstand man damals einen kolportierenden Buchhändler, der „gemalte Briefe“ mit Liedern führte. Der hatte zwei Frauen bei sich, von denen die eine eine Sängerin war; auch die nahmen ihm die frommen Brüder weg, weil es „kein Brauch bei den Soldaten sei, zwei Weiber zu haben“.

Diese Art Geschäftsreisen unternahmen die Eheleute bald gemeinsam, bald getrennt. Zu Neujahr 1619 trafen dieselben einander wieder zu Tangermünde.

Die Stadt befand sich in einem elenden und überaus aufgeregten Zustande. Am 13. September 1617, als Grete und Tonnies in Apenburg sich aufhielten, hatte eine Feuersbrunst fast die ganze Stadt verzehrt und die Habe von mehreren tausend Menschen vernichtet, die noch jetzt gleich Bettlern in elenden, unfertigen Hütten wohnten. Über die Ursache des Brandes wußte niemand etwas; aber bei der Menge landstreichenden Gesindels, die es gab, riet man auf Bosheit. Bald kam auch die Kunde, wie sich da und dort ein Gardebruder gerühmt hätte, er wisse gar wohl darum, oder wie ein anderer vorausgesagt, es werde den stolzen Bürgern schon noch einmal so kommen. Aber man konnte nicht recht zugreifen. Bald wurden die Bürger sogar durch geschriebene Fehdebriefe erschreckt; gerade an Neujahr 1619 hatte man einen mächtig langen in Versen im Schloßgraben gefunden.

Zur selben Zeit also hatte Grete von Minden wieder die

Digitized by Google

alte Hoffnung, doch noch irgend etwas von ihrem Rechte retten zu können, in die unglückliche Stadt geführt. Das Leben, an das sie zuerst die Liebe, dann die Not geschmiedet, war ihr herzlich verleidet; ihr Mann war darüber völlig verkommen, ein Lump nach Handlungsweise und Gesinnung geworden. Dennoch glaubte sie, als sie ihn hier wiederfand, noch einmal an seine und ihre Rettung. Sie wäre zufrieden gewesen, das kargste Stücklein Brot in Ehren mit ihm zu teilen. Sie ging zum Bürgermeister, — der nachmals die Sache selbst erzählt hat, — und erbat für ihren Mann die erledigte Stelle eines Stadtknechtes. Sie wurde ihr versprochen, und die Glückliche eilte mit der Freudenbotschaft zu ihrem Manne; — aber an demselben Tage legte der Büttel Hand an diesen, er wurde verhaftet. Warum? erfuhr niemand; von der Brandlegung war keine Rede. Aber der Arm der Gerechtigkeit griff im allgemeinen in jedem möglichen Fall gern unter das Gesindel, dem Tonnies angehörte; man machte dabei ja selten einen Fehlgriff, und wenn sich nur einmal Anlaß fand, mit der „peinlichen Frage", der Folter, zu forschen, so brachte man sicher immer irgend etwas zu Tage; man bekam dann gewiß das Ende eines Fadens in die Hand, der in irgend einen Verbrecherknäuel führte. Vielleicht auch hatte sich Tonnies durch prahlende Reden, wie sie diese Leute in den Herbergen führten, noch berüchtigter gemacht, als er war.

Der Rat der kleinen Stadt Tangermünde hatte nicht das Recht, ohne weiteres mit der „scharfen" oder peinlichen Frage vorzugehen; auch beschuldigte er Tonnies vorläufig nur, daß er einmal vor Jahren landsverwiesen worden und nun zurückgekehrt sei; aber er konnte doch wohl vermuten, daß dieser erfahrungsreiche Landstreicher mancherlei zu verraten haben möchte. Der Rat stellte also das Ansuchen an den übergeordneten Schöppenstuhl zu Brandenburg, den Landstreicher mit der Folter verhören zu dürfen.

Von der Entscheidung dieser Vorfrage hing damals sehr oft der ganze Verlauf des Strafprozesses ab. Es mußte ein

Digitized by Google

Heldengeist sein, der eine Idee zu wahren hatte, wenn er nicht vom Schmerze zermalmt, in Gleichgiltigkeit gegen das Dasein und alle Welt, alles aussagen sollte, worauf der Richter ihn lenkte. Der dienstscheue Soldat und Landstreicher Tonnies war aber nur eine sehr gemeine Natur. An ihm zeigte die Tortur, wie viel selbst des Unmöglichen sie zu offenbaren vermochte.

Die Schöffen von Brandenburg gaben den Bescheid: wenn der Gefangene über sein Vorleben und seine Gesellschaft nicht gutwillig Auskunft geben wolle, dann möge man ihn bezüglich all dessen der scharfen Frage unterwerfen. In den Hexenprozessen tritt häufig die Thatsache hervor, daß die Gefolterten nicht nur Unwahres bejahen, sondern wunderbar umständliche Geschichten erzählen, an denen doch kein wahres Wort ist. Diese seltsame Erscheinung zeigte sich auch in unserem Falle. Man legte Tonnies am 21. Januar auf die Leiter; da gestand er sofort Diebstahl und Raub so viel, daß er sich um den Hals geredet hatte. Nun kamen die Fragen auf die Fehdebriefe und den Brand; Tonnies erzählte ganze Mordgeschichten mit merkwürdiger Ausmalung alles Einzelnen. Alles wollte er begangen haben, nur war immer wieder seine unglückliche Frau die letzte Ursache. Sie hatte ihn wohl nur in der Absicht zur Heirat verleitet, um durch ihn Rache an den Tangermündern zu üben. Er erzählt mit größter Anschaulichkeit die Entstehung eines großen Mordbrennerbundes mit Zügen, die wenigstens für die Zeitsitten von Wert sind. Er nannte außer sich noch vier Kerle, Merten, Jürgen, Paul Hornborg und Hans Hornborg; die haben mit Grete von Minden und unter einander „Brüderschaft getrunken" und sich verschworen, die Stadt Tangermünde zu befehden und anzustecken. Grete goß Bier auf den Tisch und Merten sagte einen Eid vor. Jeder stippte dann mit dem Finger in das Bier und sprach mit aufgehobenen Fingern den Eid nach. Hans Hänekenmacher nennt er als den, der die Fehdebriefe schrieb, Michael, dessen Bruder, verbreitet sie. Martin Emmert, Tonnies früherer Kamerad, beschafft das Pulver und weiß Lunten

Digitized by Google

zu machen, die viele Stunden lang brennen. Nun stecken sie an ganz genau angegebenen Punkten die Stadt an, ziehen hinaus und sehen von Kalbe aus den aufsteigenden Brand. Dann wollen Merten und Hans Hornborg auch noch mit Pulver den Stadtwald verbrennen, damit man die Stadt nicht wieder aufbauen könne.

Nun geht es an ein Fahnden nach den Genannten; Bürgermeister und Stadträte machen sich auf die Reise. Einen Häneken-macher, der aber eigentlich Hans Meyer heißt, finden sie in Brandenburg; aber es zeigt sich, daß der Mensch, der jene Fehdebriefe geschrieben habe, weder schreiben noch lesen kann. Tonnies wird wieder ins Verhör genommen; er gesteht sofort, was gewünscht wird: die erste Angabe war falsch; Merten Emmert war der Schreiber. Der Unglückliche, ein gelernter Müller in der Stadt Burg, der ein paar Wochen mit Tonnies „gegardet" hat, kann wirklich schreiben. Merten erbietet sich sofort aus freien Stücken, mit nach Tangermünde zu gehen, und hofft dort „Unschuldige" zu retten. Er wird mit Tonnies konfrontiert und behauptet auf das entschiedenste, von der Brandlegung nichts zu wissen, auch erst viel später mit jenem bekannt geworden zu sein.

Nun wurde auch Grete in Haft genommen; aber da sie ebenfalls ihres Mannes Aussagen für grobe Lügen erklärte und aussagte, daß sie zur Zeit des Brandes in Apenburg im Hause des Kuhhirten krank darniedergelegen habe, so kam das Untersuchungsgericht nicht von der Stelle. Es wandte sich wieder an den Schöffenstuhl zu Brandenburg und erbat sich den Rechtsspruch, daß es befugt sei, auch gegen Merten und Grete mit der scharfen Frage vorzugehen. Doch die vorsichtigen Schöffen lehnten das ab und schrieben erst eine eingehende Beweiserhebung ohne Folter gegen die beiden vor.

Gegen Merten Emmert war von den Thatsachen gar nichts zu erweisen; nur machten die Zeugen keine günstige Schilderung von seinem Charakter überhaupt. Der Wirt, bei dem er zur

Digitized by Google

Zeit, da man die Drohbriefe fand, geherbergt, wollte bemerkt haben, daß er sich „gar zaghaft erzeiget und die Augen vor sich niedergeschlagen und wenig gegessen" habe. Seiner Mutter Bruder hatte ihn einen „Schalk von Jugend auf" genannt. Einem Müllerknecht hatte er erzählt, um stets Mahlgäste in der Mühle zu haben, müsse man sich drei Tröpflein von Wachslichtern und ein wenig Tuch vom Altare aus der Kirche verschaffen und das zusammen in der Mühle verstecken. Auch ein Mittel, „sich hart zu machen", habe er gewußt. Man nimmt die Oblate des Abendmahls hinter dem Altare aus dem Munde und läßt sie sich in die Haut einheilen, dann wird man fest gegen Schüsse, gegen Eisen und Stahl. Auch habe er Schlangen das Fett nehmen können. Einmal aber habe er einer Frau gesagt, daß er, statt in Dienst zu treten, lieber herumlaufe und „die Bauern etwas placke".

Grete erinnerte sich noch genauer ihres damaligen Aufenthaltes in Apenburg. Vier Wochen lag sie krank in der Hütte des Kuhhirten hart am Thore; fast 10 Wochen ging sie dann auf Krücken, und da war es erst, als der dortige Pfarrer Hochzeit hielt und sie des Almosens wegen teilnahm, daß sie durch den Küster erfuhr, ihre Vaterstadt sei abgebrannt. Der Rat schickte nun eine Kommission nach Apenburg; dort erinnerte man sich bald der Vagantenfamilie und bestätigte die Angaben. Man erinnerte sich auch, wie sie die bei der Hochzeit erhaltene Nachricht aufgenommen. Als sie abends heimkam, hätte sie gesagt: „Herr Gott, nun wird meines Vaters Haus mit abgebrannt sein, und ich gedachte noch viel Geld daraus zu bekommen; ja welch ein Haufen armer Leute werden da geworden sein!" — „und hätte sich fast (sehr) traurig darüber erzeiget".

Als Tonnies dem widersprach, wurden die Zeugen zur Konfrontierung von Apenburg nach Tangermünde gebracht; der Widerspruch wurde nicht gelöst. Andere Erhebungen ergaben, daß Grete nach dem Brande einmal gesagt hätte, solcher Schaden geschähe vielleicht nicht, wenn die Herren den Unmündigen das

Digitized by Google

Ihre gäben. Ein andermal hätte sie den „Herren" zu Tangermünde selbst zugerufen: „Was hat mich dahin gebracht, daß ich so muß umhergehen, als daß ich das Meine nicht habe bekommen können?" Auch hatte sie geklagt, daß sie weder in Tangermünde, noch in Stendal oder Magdeburg einen Advokaten für ihre gerechte Sache habe bekommen können.

Nun wurde Tonnies wieder auf die Folter gebracht. Moralisch längst verkommen, war er nun auch leiblich gebrochen. Er gewann einigermaßen das Vertrauen der Richter, indem er nach einem Geistlichen verlangte, dem er „sein Herz entdecken" wolle. Diesem beteuerte er seine Behauptungen, so wahr als ein Gott lebe und er ein Kind des ewigen Lebens werden wolle. Er machte wieder weitschichtige Geständnisse, und wenn sie auch von den ersten abwichen, so frappierten sie doch durch die anschauliche Umständlichkeit. Er wollte nun am Tage nach dem Brande allein nach Stendal gekommen und dort bei den Leuten eingekehrt sein, bei denen er Hochzeit gehalten. Er wußte noch genau, die Frau daselbst hätte ihm mittags „saure Fische mit Speck" gekocht und Butter und Käse gereicht Die Erhebung in Stendal ergab aber, daß jene Eheleute am 14. September, an dem Tage, wo Tonnies bei ihnen jenes Mittagmahl gehalten haben wollte, nach Seehausen zum Markte gereist und erst nach fünf Tagen nach Stendal zurückgekehrt waren. Erst zu Michaelis war Tonnies zu ihnen gekommen und hatte ihnen erzählt, sein Weib Grete Minden sei in Homburg gestorben. Dann war er mit ihnen nach Gardelegen gereist; aber hart vor der Stadt überfiel ihn eine Angst und er wagte sich nicht hinein. Er hätte sich einmal darin mit einem geschlagen, gab er vor. Bei der Konfrontierung beschuldigte Tonnies diese Zeugen, sie hielten es mit seiner Frau und hätten gehehlt, was diese gestohlen.

Die Beweisaufnahme wurde abgeschlossen; sie hatte zu dem gewünschten Erfolge, die Urheber der Brandstiftung zu ermitteln, nicht geführt; — nun sollte sich die Macht und das Wesen der Folter zeigen. Das Untersuchungsgericht sandte seinen Bericht

Digitized by Google

an die Schöffen in Brandenburg mit der Darlegung, daß „zur Ergründung der Wahrheit“ nur noch die Anwendung der peinlichen Frage gegen Grete von Minden und Merten Emmert übrig bleibe, und die Erlaubnis dazu erbeten werde.

Gegen den armen Emmert, den die Handwerksburschenlaune auch im Kerker nicht verlassen wollte, schöpfte der Rat seinen Verdacht gerade aus diesem Benehmen. Er sei ein böser Bube, der des Rates Mittelspersonen, „wenn sie von ihm gehen, quasi re bene gesta, nachpfeift und den Wächter, so ihn bewachet, aushohlhippelt (lästert), einen Mönch sticht und Ohren ansetzt, auch sonsten Lieder dichtet und schreibt, wie denn ein Exemplar Nr. 18 bei den Akten vorhanden ist, auch etliche Sachen, damit man sich hart machen kann, in seine Verwahrung genommen“. Zu letzterem Zwecke hatte er das „Evangelium St. Johannis“ bei sich. Was das so sehr verdächtige „Dichten“ anlangt, so zeigt uns Merten in seinem Kerker, wie die Lieder des Volkes sich fortbilden. Er machte kein neues Lied, sondern schrieb ein älteres aus dem Gedächtnisse unvollkommen auf und bezog es durch entsprechende Abänderungen auf seinen persönlichen Zustand. Nachdem er so gleichsam nach einem alten Formular seinem armen Herzen Luft gemacht, setzte er das bekannte Siegel darunter:

„Wer ist, der uns dies Liedlein sang?
Ein armer Gefangener wird er genannt,
Martin Emmert ist er, wohlbekannt.
Gottes Name geht durch das deutsche Land,
Durch Jesum Christum, Amen.“

Wir stehen vor einer Zeit, in welcher die erwachende Humanität auch auf dem Boden des Gerichtsverfahrens schon mit einem Fuße einzudringen versuchte. Es war ein Fortschritt, daß auch in einer Stadt von der Bedeutung Tangermündes, aus dem einst Karl IV. ein anderes Magdeburg hatte machen wollen, die Handhabung der Folter an das Erkenntnis eines Obergerichtes geknüpft war. Und dieses Obergericht war seiner-

Digitized by Google

seits wieder sichtlich bestrebt, jeden unnötigen Gebrauch der Folter hintanzuhalten. Aber diese Vorsicht erstreckte sich erst ausschließlich nach der einen Seite hin. So lange es noch möglich schien, auf eine andere Weise zur Kenntnis der Thatsachen zu gelangen, sollte die Folter nicht angewendet werden. Aber anderseits war die Beängstigung der Gesellschaft durch die Menge der Bösen zu groß, als daß man sich gescheut hätte, nur auf die Gefahr hin, auch einen Unschuldigen zu foltern, dem Verbrecher beizukommen. Schlimmer noch war der blinde Aberglauben, mit welchem man, fern von allen Erwägungen der psychologischen und physiologischen Umstände und gegen eine sich immer mehrende Summe von Erfahrungen, an der unbedingten Glaubwürdigkeit der Aussagen auf der Folter festhielt. Wie diese an die Stelle der verdrängten Gottesurteile getreten war, so war auch auf ihre Ermittelungen ein Teil von der Heiligkeit und Unanfechtbarkeit des vermeintlichen Gottesausspruches jener übergegangen. Hierin aber hatte das alte Gottesurteil die Logik wenigstens weit mehr für sich. Daß seine Verdrängung gerade durch die Folter erfolgte, war ein Rückschritt, den die Menschheit mit unendlichem Leid gebüßt hat, mit jenem Leid der Herzen, das keine Geschichtschreibung hat.

Der Anlaß dazu war das Inquisitionsverfahren und die Übertragung seiner Formen nach Deutschland durch die Hexenprozesse, die erst mit dem Beginne der Neuzeit in rechte Blüte traten. Auch früher schon, ja in der Urzeit, war die Folter auf deutschem Gebiete bekannt; aber sie fand nach altgermanischem Rechte keine Anwendung gegen den Freien. Das Inquisitionsverfahren machte nun gerade auf diesem Gebiete den Anspruch, daß vor Gott alle gleich seien, zur Wahrheit; um eines Gottesverbrechens wegen sollte sich niemand der peinlichen Frage entziehen dürfen. Nachdem dieser Grundsatz im Hexenprozesse durchgeführt worden war, gewann er im gesamten Rechtsverfahren Geltung.

Die Schöffen von Brandenburg entschieden, man solle „zu

Digitized by Google

neuer Belehrung des Rechts" die gegen Merten und Grete gerichteten Aussagen Tonnies in Artikel zerlegen, beiden genannten einzeln vorhalten und sie zu einem Bekenntnis in Güte verhalten; falls sie sich aber „dazu in Güte nicht richtig bekennen und die Wahrheit aussagen würden", dann solle man auch sie der „scharfen Frage" unterwerfen. Damit war über die Unschuldigen das Urteil gesprochen. —

Die unglückliche Patrizierin, die durch Unrecht zur Landstreicherin geworden, wurde am 5. März 1619 auf die Folter gespannt, und bekannte „mit gar gelinder Pein belegt" Artikel für Artikel, wie man sie ihr vorhielt. Man hielt darauf, daß der Gefolterte seine Aussagen nachmals auch ohne Zwang wiederholte; — im andern Falle stand ihm die Wiederholung der Peinigung bevor, deren Vorstellung auf den noch schmerzenden, kranken Menschen nicht minder einwirken mußte, wie die Qual selbst. So hatte auch Grete von Minden die nächsten Tage darauf ihre Geständnisse „frei von Furcht und Zwang" wiederholt. Nun war die Grundlage für das Gerichtserkenntnis gegeben.

Merten Emmert hatte gar nichts anderes zu thun vermocht. Er bekannte auch, was man besonders wissen wollte, worin die Kunst des „Hartmachens" bestehe. Tonnies habe sie ihn gelehrt und so habe er sich darnach gehalten und „drei Messerspitzen voll Erde aus dem Kreuzweg genommen und in aller Teufel Namen aufgefressen."

Wieder wurde ein Protokoll und Bericht nach Brandenburg geschickt, und den Schöffen daselbst stand es zu, das Urteil zu sprechen. Auch bei dieser Art Rechtsprechung hängte sich an einen halben Fortschritt der Rückschritt. Die Gliederung des Gerichtswesens übte einen heilsamen Einfluß auf die Besonnenheit und Unparteilichkeit der Rechtspflege. Aber damit hatte sich nun auch das schriftliche Verfahren eingebürgert, und die Oberrichter kamen, wie in unserem Falle, in die Lage, lediglich auf Grund der papiernen Thatsachen in den Akten über

Digitized by Google

Tod und Leben zu urteilen, ohne mit leiblichen Augen den Gang des Prozesses und das Verhalten der Personen verfolgen zu können. Die Basierung des Urteils auf den Akteninhalt, den eine andere Hand zusammengetragen, erleichterte die Gewissen und die Verantwortung. Zwar hatte sich an vielen Gerichtsstätten aus der alten Zeit eine Art mündlichen Schlußverfahrens — genannt das „hochnotpeinliche Halsgericht" — bis ins 18. Jahrhundert erhalten, aber dieses war lediglich zu einem theatralischen Aktus vor der Gerichtsvollstreckung herabgesunken. Das Gericht, dem die Vollstreckung aufgetragen war, versammelte sich dann auf offenem Markte wie zu einer ordentlichen Sitzung, der Scharfrichter trat als der Ankläger, irgend eine andere Amtsperson als Verteidiger auf; aber das Gericht konnte das schon fertige Urteil nicht abändern, sondern sein Ausspruch enthielt nur die Übergabe des schon Verurteilten an den Vollstrecker.

Die Schöffen von Brandenburg waren sofort einig, wie über Tonnies, so auch über Grete von Minden und Martin Emmert das Todesurteil zu fällen; nur über die beantragten Verschärfungen desselben entspann sich eine Meinungsverschiedenheit unter den Richtern, welche uns wieder das Ringen der Humanität mit der alten Barbarei andeutet; damals unterlag jene noch. Über den Feuertod waren alle einig, weil Karls V. „hochnotpeinliche Gerichtsordnung" vorschreibt, daß Brandstifter „mit dem Feuer vom Leben zum Tode gerichtet werden" sollen. Aber gegen das beantragte Abzwicken der Finger und das langsame Töten in Feuer, das „Schmochen" erhob sich der Vorsitzende und berief sich darauf, daß solche Verschärfung seit 30 Jahren seiner amtlichen Thätigkeit nicht mehr in Anwendung gekommen sei; aber die Schöffen überstimmten ihn in schriftlicher Abstimmung mit der Motivierung, daß Karls V. Bestimmung keine Gewalt leide, wenn man den Verbrecher erst mit glühenden Zangen zwicke und reiße und dann langsam „schmoche", weil ja das alles durch Feuer geschehe.

Das Urteil lautete also mit Bezug auf Grete von Minden

Digitized by Google

nach Voranschickung der angeblichen Schuld: „so mag sie deswegen vor endlicher Tötung auf einem Wagen bis zu der Richtstätte angeführt, ihre fünf Finger an der rechten Hand, einer nach dem andern, mit glühenden Zangen abgezwacket, nachmalen ihr Leib mit vier glühenden Zangen, nehmlich in jeder Brust und Arm gegriffen, folgig mit eisernen Ketten auf einem erhabenen Pfahl angeschmiedet und lebendig geschmochet, und also vom Leben zum Tode verrichtet werden. Von Rechtswegen urkundlich mit unserem Sekret besiegelt den 13. Martii anno 1619. Schöppen beider Städte Brandenburg." Dasselbe Urteil wurde über Tonnies und Merten gesprochen.

Margarethe von Minden hatte nur eine Bitte: sie möchte mit dem Schwerte gerichtet werden. Sie wurde ihr nicht gewährt. Am 22. März 1619 vollzog sich, wie das Urteil anordnete, in Tangermünde das traurige Schauspiel des „hochnotpeinlichen Halsgerichtes" und dann erfolgte in allen Einzelnheiten die barbarische Strafvollstreckung. Ein Chronist bestätigt, daß die Verurteilte „auf drei Pfähle geschmiedet zwischen Himmel und Erde in Rauch und Schmauch sterben, zuvor aber unaussprechliche Marter, indem sie fast bis an den Abend gelebet, ausstehen müssen". Das Söhnlein der Unglücklichen wurde als Waisenkind einem Stifte übergeben.

Wie die Hexenverfolgung, so oft an einem Orte erst ein Fall ausgebrochen war, seuchenartig um sich griff, und immer weitere Kreise zog, ganz so war es aus denselben psychologischen Gründen auch hier. Der Opfer einer verblendeten Justiz waren noch lange nicht genug gefallen. Die Beängstigung der Bürgerschaft durch das Symptom von ganzen Verschwörerbanden, die den gänzlichen Ruin der Stadt im Schilde führen sollten und die Menge der thatsächlich vorhandenen Landstreicher suchten und boten immer neue Opfer, die Aussagen derselben aber schürten immer wieder die Beängstigung. Der Gang der Sache war immer derselbe. Ein Mensch wird verdächtig; der Rat faßt ihn und erbittet und erhält die Erlaubnis der peinlichen Frage.

Digitized by Google

Es soll nach der Anklage eines Bürgers vorgekommen sein, daß sich der Rat diese Erlaubnis dadurch erschlich, daß er es der Reihe nach bei mehreren Schöffenstühlen, so in Magdeburg, Brandenburg, versuchte, bis ihm der eine zu Willen war. Mit dieser Erlaubnis war die Sache immer entschieden. Kam es einmal vor, daß eine härtere Natur auf der Leiter noch fest blieb, so gestand sie das Gewünschte, sobald sie im zweiten Grade „warm", mit Feuer behandelt wurde.

Zugleich zeigte es sich in diesem Falle, wie verhärtend und sittenverwildernd die zur Abschreckung ersonnene Barbarei der Hinrichtungen wirkte. Der „Soldatenjunge" Peter Fricke, der in Kameradschaftsverhältnissen zu Tonnies und Merten stand, kam auf die Kunde von der bevorstehenden absonderlichen Hinrichtung derselben eigens nach Tangermünde gelaufen, weil er dieses besondere Schauspiel gar zu gern mit ansehen wollte. Er wußte nicht, daß er in den Folterphantasien Tonnies mitgespielt hatte, und seine barbarische Schaulust führte ihn in die Falle. Die Sache ging den bezeichneten Gang; am 16. April wurde auch er verbrannt. Nicht ganz ein Jahr darauf wurden ein Arbeit suchender Mann und auf dessen Folterangabe der Maurermeister Heinecke unter gleichen Umständen „mit glühenden Zangen gegriffen" und mit Feuer vom Leben zum Tode gebracht. Und wieder im nächsten Jahre wurden abermals wegen angeblicher Brandstiftung und Drohbriefen drei Männer verbrannt, ein Mädchen von 22 Jahren, die Tochter eines derselben, enthauptet, während ein Vierter infolge der Folterung starb.

Das Kriegswesen des 30jährigen Krieges.

Wie im Kriegswesen die besoldeten Fußtruppen in den Vordergrund traten, haben wir schon gehört. Die Reiterei des 16. Jahrhunderts glich dem Kerne nach in ihrer Ausrüstung den Turnierrittern des späteren Mittelalters. Je mehr sich aber deren Unbeholfenheit und der Wert der Feuerwaffe geltend machten, desto mehr sah man sich genötigt, es mit Einrichtungen

Digitized by Google

neuerer Art zu versuchen. Den schweren Reiter alter Art bezeichnete man jetzt als „Küriſſer“; er trug eine so ziemlich den ganzen Leib bedeckende Plattenrüſtung ohne Schild, ritt ein entsprechend schweres Pferd und führte eine starke Lanze und einen schweren Degen; außerdem aber auch noch zwei lange Piſtolen mit Radschloß. Dieſe wegen ihrer Schwerfälligkeit nur bedingt verwendbaren Küriſſer bildeten aber schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts nur noch den vierten Teil der Mannschaft eines Reiterfähnleins. Die Hauptmaſſe desſelben bestand aus etwas leichter gerüſteten, sogenannten Halb-Küriſſern.

Den vierten Teil eines Reiterfähnleins bildeten die noch leichter gerüſteten Karabiniere. Sie führten Degen und Piſtolen, ſtatt der Lanze aber den Karabiner, ein Feuerrohr, das man beim Feuern vor die Bruſt ſtemmte. Die Formation der Fähnlein zu Regimentern und die Einteilung der Offiziere war derjenigen gleich, welche wir bei den Landsknechten kennen lernten. Obgleich der Lehensadel immer noch ſeine Kriegspflicht übte, ſo war doch auf dieſe Ritterſchaft für größere und länger dauernde Unternehmungen kein Verlaß, und das Feilſchen um das Ausmaß der Leiſtungen auf den ſtändiſchen Landtagen, das dem Aufgebote voranzugehen pflegte, viel zu zeitraubend, als daß dieſe Milizen der alten Zeit genügt hätten. Auch auf dem Gebiete der Reiter trug ſchon im 16. Jahrhundert der Geldſoldat den Sieg über den Lehensſoldaten davon, wie die Geldwirtſchaft auf allen Gebieten über die Feudalwirtſchaft zu ſiegen begann. Jeder Reiter vom Gemeinen bis zum Obriſten hinauf empfing für die Dauer ſeines Dienſtes Sold. Dieſes ältere Söldnerweſen unterſchied ſich von dem des 18. Jahrhunderts dadurch, daß die Landesfürſten gar nichts, nicht einmal die Ausrüſtung in eigene Verrechnung nahmen. Der gemeine Reiter mußte nicht nur ſeine Ausrüſtung, ſondern auch ſein Pferd ſelbſt ſtellen und von ſeinem Solde für deſſen Unterhaltung ſorgen, wobei er ſich natürlich darauf angewieſen ſah, die Koſten der Erhaltung möglichſt dem Lande, in dem er Quartier nahm, zuzuwälzen. Dafür

Digitized by Google

erhielt zur Zeit Karls V. ein Karabinier 12, ein Küriſſer 24 Gulden Monatsſold.

Beim Beginne des dreißigjährigen Krieges beſtand im Ganzen noch dieſelbe Heereseinrichtung, wenn auch die Bezeichnung der Söldner als Landsknechte in Wegfall kam. Deſto mehr traten in dieſem großen Kriege, von Verteidigungen feſter Plätze abgeſehen, das Landaufgebot und das Feudalheer in den Hintergrund. Alle großen Heere desſelben waren Söldnerheere. Dadurch geſchah es, daß auch die fremden Heere, wenn ſie lang genug auf deutſchem Boden ſtanden, ſich mit einheimiſchen Söldnern ergänzten und füllten, ſo daß ſchließlich fremde Herren deutſche Völker gegen einander führten und ſich zerfleiſchen ließen. Die ſo übel berüchtigten „Schweden“ waren in der letzten Zeit des Krieges zum größeren Teile Deutſche.

Daß ſich der Söldner nicht um das Recht der Sache kümmerte, für die er kämpfte, iſt ſelbſtverſtändlich. Nur der Kriegsherr und allenfalls die hohen Offiziere führten einer Tendenz wegen Krieg, oder traten einer ſolchen wegen gerade nur auf eine beſtimmte Seite; der gewöhnliche Kriegsmann ſuchte eben Arbeit und nahm ſie, wo ſie ſich fand. Es läßt ſich dabei immerhin von einer Treue der Söldnerheere ſprechen; aber ſie ging doch nicht weit über das Maß der Gegenleiſtung hinaus. Von einem Gegner zum andern überzugehen, war nicht ungebräuchlich. Gefährlich war es für den Kriegsherrn, in der Söldner Schuld zu bleiben. Als Moritz von Sachſen, der im Auftrage des Kaiſers Magdeburg belagerte, ſeinen Söldnern drei Monate lang keinen Sold auszahlen konnte, machten jene den Belagerten das Anerbieten, ihnen um den Preis eines einmonatlichen Soldes das geſamte Geſchütz, die Munition und ſonſtigen Effekten des Lagers zu verkaufen.

Während früher die Bürger mit einer Schar lehenspflichtiger Kriegsleute die Verteidigungstruppen der Städte bildeten, wurden im 16. und 17. Jahrhunderte auch von den Städten bei drohenden Belagerungen Soldtruppen aufgenommen. Man

Digitized by Google

hütete sich aber dann möglichst, diese Mannschaften in bürgerliche Quartiere zu nehmen, reichte ihnen in der Regel auch nicht die Kost, sondern that alles in allem mit einem Wochensolde ab. Die Soldaten schliefen dann teils in den Wachstuben, teils bauten sie sich Holzhütten an oder auf dem Walle. Hier führten die Frauen der Verheirateten auch für unbeweibte Kameraden die Küche.

Auf das Kriegswesen wirkte der dreißigjährige Krieg fortbildend. In der kaiserlichen Armee wurden der Reiterei die „Kroaten" und „Dragoner" beigefügt. Die letzteren waren ursprünglich eine eigentümlich amphibische Truppe. Im Kampfe stellten sie sich als Fußsoldaten, die Märsche aber machten sie als Reiter. Die schwedische Reiterei bestand nur aus solchen Dragonern und Kürissern, welch letzteren aber Gustav Adolf eine viel leichtere Ausrüstung gab, als sie bisher gewesen war. Die Infanterie schied sich immer noch in die zwei Gruppen der Spießträger — Pikeniere — und Feuerrohrträger — Musketiere. Aber Gustav Adolf trug dem Fortschritte der Zeit Rechnung, indem er, das alte Verhältnis annähernd umkehrend, volle zwei Drittel seiner Infanterieregimenter mit Musketen und nur eines mit Lanzen bewaffnete. Fortan verschob sich dieses Verhältnis immer mehr zu Gunsten der ersteren.

Eine Umwandlung der ganzen Art der Kriegsunternehmung knüpfte sich an das grobe Geschütz, insbesondere seine Art der Beschaffung und Unterhaltung. Auf diesem Gebiete mußte der Kriegsherr von Anfang an Waffe und Munition beschaffen, welches System später bei der Einrichtung stehender Heere auf alle Waffengattungen überging. Man verwendete noch Haubitzen, welche Steinkugeln von verschiedener Größe warfen; die Mehrzahl der Geschütze aber, im allgemeinen „Karthaunen" genannt, wurden mit Blei- und Eisenkugeln geladen. Die Feldgeschütze, zumeist als „Schlangen" bezeichnet, schossen kleinere Kugeln, von einer halbpfündigen aufwärts; die Kugeln der Belagerungsgeschütze wogen bis zu 100, die Steinkugeln selbst bis 200

Digitized by Google

Pfund. Ein Geschütz mit 40pfündiger Kugel wurde von zwei Büchsenmeistern und 16 Mann bedient, ein Falkonet brauchte nur einen Büchsenmeister und zwei Mann. Das Werfen von Handgranaten – durch Granadiere — war schon im 16. Jahrhunderte bekannt.

Geschütze und Lafetten waren so schwerfällig, daß auch mittlere Geschütze während der Schlacht ihren Standplatz nicht ändern konnten. Das Laden geschah ohne Patronen, indem der Konstabler aus dem offenen Pulverfasse, das neben der Karthaune stand, das Pulver mit einer Schaufel in die Mündung füllte; zur Entzündung diente noch allgemein die Lunte. Wallenstein vermehrte die Artillerie bei der kaiserlichen Armee, Gustav Adolf aber schuf eine leichter bewegliche.

Die Befestigung der deutschen Städte machte im 16. Jahrhunderte einen Fortschritt durch die Thätigkeit Albrecht Dürers auf diesem Gebiete, gegen Ende des 17. durch Nachahmung niederländischer und französischer Neuerungen. Doch vereinigten größere Städte häufig verschiedene Formen, weil ihre Befestigungen nur allmählich ausgebaut wurden. Das wegen seiner Festigkeit berühmte Magdeburg hatte noch im Jahre 1525 auf einer kleinen Strecke gegen Süden zu eine bloße Verplankung ältester Art statt einer Mauer. In jenem Jahre machte aber auch hier die alte Planke einer Mauer mit Wall und Brustwehr Raum. Die Mauern liefen gradlinig hin, und die zum Zwecke der Bestreichung vorspringenden Türme und die Bastionen — Rundeln — an den Hauptecken hatten noch vorzugsweise die runde Form; bei Neubauten des 17. Jahrhunderts wurden scharfkantige Formen vorgezogen.

Vom Innern der Stadt aus gelangte man auf einen möglichst breiten Wall, den nach außen hin eine Brustwehr abschloß.

Über dieser fiel der Wall steil zum Graben ab; vor demselben aber lief noch ein niederer Wall zum Schutze für Schützen hin, die Fausse-braye, die zuerst in den Niederlanden aufgekommen war. Von da aus bestrichen die Musketiere den wo-

Digitized by Google

möglich mit Wasser gefüllten Graben, der jenseits noch einmal durch Sturmpfähle abgeschlossen wurde. In Friedenszeiten hielten die Städte in den trockenen Wallgräben gerne Hirsche oder andere Tiere.

Das schwere Geschütz hatte seinen Platz auf dem Walle und auf den Türmen. Im 16. Jahrhunderte kam es oft vor, daß man auch die massiven Kirchtürme zur Aufstellung des schweren Geschützes benutzte. Man brachte es zuerst so hoch wie möglich hinauf und behängte die Turmwände zum Schutz gegen die feindlichen Kugeln mit Wollsäcken und dergl. Litt der Turm dennoch Schaden, so trug man ihn stückweise ab und verlegte die Geschütze immer tiefer, bis man oft in die Mauern der Untergeschosse Schießlucken brechen mußte.

Während der berühmten Belagerung Magdeburgs durch Tilly hatte diese Stadt von ungefähr 30 oder 40 Tausend Einwohnern ein Söldnerheer von 2000 Fußtruppen und 250 Reitern. Daneben thaten noch 2000 bewaffnete Bürger und 3000 Knechte und Gesellen Dienst. Die Soldaten besetzten die Fausses-brayes im Zwingerraum, die Bürger aber die Wälle. Die Verteidigung wurde keineswegs planvoll und gut geführt. Die Bürger zechten oft auf den Wällen und trieben Klatsch, oder verknallten mit dem groben Geschütz plan- und erfolglos das kostbare Pulver, so daß es im entscheidenden Augenblicke daran völlig fehlte. Die vielen Ausfälle, die gemacht, und die kleinen Schlachten, die dabei geschlagen wurden, hatten häufig eben so wenig Zweck, wurden vielmehr in der Regel improvisiert. So oft die Vorposten vor der Stadt einander ansichtig wurden, begannen sie sich zu necken und zu beschießen; die gerade zunächst waren, eilten auf beiden Seiten herbei, und sobald der Türmer der Stadt bemerkte, wie ein Trupp auf diese Weise handgemein geworden sei, dann gab er sein Signal, und alles lief zu den Waffen. Ein Teil fiel dann aus, die Hauptmenge aber füllte den Wall nach der betreffenden Richtung und unzählige Schüsse fielen schad- und nutzlos. Häufig aber entspannen sich auf solche

Digitized by Google

Weise kleine Schlachten, ohne daß sie viel zur endlichen Entscheidung beitrugen. Diese wurde in der Regel erst bei eintretendem Munitions- und Proviantmangel herbeigeführt.

Das offene Land litt durch die damalige Kriegführung ganz außerordentlich. Die Bauern wurden in der Regel zu der gefährlichen Arbeit in den Laufgräben gezwungen. Daß sie den Armeen, und zwar Feind wie Freund, auch in anderer Weise jeden benötigten Dienst leisten, ihnen ihre schlechten Wohnungen und ihre Vorräte preisgeben mußten, ist selbstverständlich, aber die Art, wie man immer noch im Unterthan den Kriegsherrn zu treffen und zu schädigen suchte, trug noch alle Zeichen der Barbarei an sich. Das Schlimmste sagte man den Schweden und denen, die später in ihren Heeren dienten, nach. Trotzdem wurde die Mannszucht der Truppen auf beiden Seiten durch Mittel und Strafen von gleicher Barbarei aufrecht erhalten. Man sagt Gustav Adolf die Erfindung des Spießrutenlaufens nach. Es kann aber auch schon der alte Landsknechtbrauch, den Verurteilten in die Spieße zu jagen, dahin geführt haben, für mildere Strafen die Spieße durch Stecken und Ruten zu ersetzen.

Das gemeine Mordbrennen war im 16. und 17. Jahrh. ein nicht selten angewendetes Mittel der Kriegführung. Die Städte, die jederzeit genug Feinde unter ihren Nachbaren wußten, lebten in steter Angst vor gedungenen Mordbrennern. Ihre Beängstigung schrieb freilich auch vieles solchen Leuten zu, was die Unvorsichtigkeit der Bürger selbst verschuldet haben konnte; anderseits aber kamen auch genug Fälle feindseliger Brandanlegung vor. Man glaubte, daß der bestellte Mordbrenner für seinen Auftraggeber die Quittung in einem verabredeten Zeichen an das Thor male, durch welches er die Stadt wieder verläßt, ehe die Feuerquelle noch entdeckt ist. Fand man also nach einem Brande irgend ein Gaunerzeichen solcher Art an einem Thore, so schob man das Unglück seinen Feinden in die Schuhe.

Selbst eine nicht feindlich behandelte und von Truppen gar nicht besetzte, sondern gleichsam in ihrem Festungsgürtel

Digitized by Google

neutrale Stadt litt fürchterlich. Es war das erste, daß die Kommandierenden im ganzen Lande, das sie besetzt hielten, ein strenges Verbot auf den Getreideverkauf legten, dagegen erzwangen, daß alles vorhandene Getreide, Bier, Wolle und dgl. zu festgesetzten Preisen an ihre Proviantverwaltung eingeliefert werde. Nicht selten trieben dann die Offiziere mit dem Überschusse dieser Produkte, deren Preise sie selbst bestimmten, einen einträglichen Handel — im Kriege war für den Soldaten eben noch auf alle Weise zu gewinnen. Aus Angst, noch zu persönlichen Leistungen herbeigezogen zu werden, pflegten die Unterthanen zu entweichen, und so wurden den Städten im Lande alle die Hilfsquellen abgegraben, durch die allein sie sich erhielten.

Ihre Märkte verödeten; die Pachten, Zehnten und Zinsen, mit denen die Landleute an die Bürger gewiesen waren, blieben aus; Schuldposten waren nicht einzutreiben, die Ländereien der Bürger blieben unbebaut. Wurde eine Stadt erst feindlich behandelt und der Plünderung preisgegeben, dann war der Schaden weit nachhaltiger als auf dem Lande. Bauern fanden sich zur Not immer wieder für leerstehende Güter, aber die Tradition der kunstvollen Ordnung des gesellschaftlichen Lebens in den Städten, der Verwaltung dieser kleinen Staaten ging durch das Kriegsunglück oft für lange, oft für immer verloren.

Es war aber die Plünderung einer feindlich genommenen Stadt gerade dasjenige, was dem Berufssoldaten, und nicht bloß dem gemeinen Manne, als der große Treffer vorschwebte. Das verhältnismäßig behäbige Leben in den Städten des 16. und 17. Jahrhunderts im Vergleiche zu dem der Bauern und der Kleinadeligen, aus deren Kreisen die Soldaten stammten, machte die Städte über Gebühr berufen als Schatzkammern alles Reichtums. Als die Plünderung von Magdeburg den Soldaten Tillys in Aussicht stand, ging unter ihnen die Rede, es lägen in ihr Schätze vom Werte dreier Königreiche. Tilly that das Möglichste, um die Stadt zu retten; aber es war nun einmal Soldatenrecht. So lange die Bürger den in die Häuser

Digitized by Google

truppweise eindringenden Mannschaften noch etwas zuzuwerfen hatten, ging es gewöhnlich nicht an ihr Leben. Fürchterlich aber wurde das Unheil, wenn die Truppenzahl zu groß war, und die zuletzt Kommenden die Häuser schon leer, sich in ihren Hoffnungen betrogen fanden. Dann trat der uralte Grundsatz wieder ins Leben, wonach der Unterlegene selbst eine Beute des Siegers wurde. Es schien des Soldaten gutes Recht, den Gegner, der nichts mehr gewähren konnte, aus Ärger zu quälen, zu verstümmeln, zu töten oder zu seinem Sklaven zu machen. Dann entstanden auch im 17. Jahrhunderte noch wirkliche Sklavenmärkte in Deutschland. Man schleppte die Gefangenen in ganzen Reihen gefesselt oder an Wagen und Pferde gebunden in die nächsten Ortschaften und verkaufte sie hier gewöhnlich wegen des ungünstigen Marktverhältnisses zu Spottpreisen. Die erfahreneren Kriegsleute gingen daher gleich bei der Gefangennehmung wählerischer zu Werke und zogen diejenigen vor, von denen zu erwarten war, daß sie sich selbst noch mit irgend wo verborgenen Schätzen oder ausstehenden Forderungen loskaufen könnten.

Nicht jede Stadt hat der dreißigjährige Krieg so unheilvoll heimgesucht, wie das wegen seiner Stellung im Zentrum der Bewegung jener Zeit oft genannte Magdeburg, eine Stadt, die durch eine einzige Erstürmung von 35000 Einwohnern (mit Einschluß der Flüchtlinge) so weit herab kam, daß sie sich um ein halbes Jahrhundert später (1683) erst wieder auf 5155 Einwohner erheben konnte. Was nicht unmittelbar das Schwert vollbrachte, das thaten auf dem flachen Lande Obdachlosigkeit und Hunger und ihre Folgen, die verwüstenden Seuchen. So soll die Bewohnerzahl von Deutschland im Laufe des 30jährigen Krieges von 16 auf 4 Millionen herabgekommen sein.

Nach dem Sturme.

Szenen aus dem Kriegsleben des XVII. Jahrhunderts.

Einige — zweckmäßig gekürzte — Berichte Beteiligter dürften den Leser am besten in die Art jenes Kriegslebens ein-

Digitized by Google

führen. Prediger Christof Thodänus hatte eben, wie man während der Belagerung in einer solchen Stadt den gewöhnlichen Lebenslauf zu führen pflegte, seine Wochenpredigt zu St. Katharina (in Magdeburg) gehalten, als Leute aus der der Stadtmauer näher liegenden Jakobspfarre die Nachricht brachten, der Feind sei auf dem Walle. Thodänus nahm seine Frau und seine Magd und brachte beide zum Hauptpfarrer, wo auch andere Leute zusammenkamen, betend und weinend. Da kam ein Bote, ein magdeburger Obrist liege schwer verwundet im Gasthofe „zum langen Halse" und verlange die letzte Tröstung. Thodänus ließ sich noch aus seiner Wohnung den Chorrock holen, nahm Abschied von seiner Frau und eilte in den Gasthof. Hier lag der Verwundete in der vordersten Stube auf der Erde. Er hörte den Priester aufmerksam an, bat, ihm ein ehrliches Begräbnis zu halten, und ließ ihm durch seinen Diener einen Dukaten reichen, der aber auf dem Tische liegen blieb. Denn eben stürzten des Predigers Frau und Magd in die Stube; wie eine Herde Vieh brachte der Feind die Volksmenge auf dem Breitenwege daher getrieben; schon wurde dicht vor dem Hause geschossen und der Pulverdampf drang hinein. Die Frau Pastorin riß ihren Gemahl von dem Sterbenden weg, alle drei flohen über den Hof in ein Hintergebäude und verriegelten die Thür.

Kaum war das geschehen, so schlugen auch schon die Soldaten von außen daran; es mußte geöffnet werden, die Soldaten riefen nach Geld. Der Prediger hatte ein Schächtelchen mit 6 oder 7 Thalern bei sich, und wie er sagt, unbekannt „auf solcher Fechtschule", gab er sogleich das ganze hin. Der Soldat fand aber, das sei kein Gold, er wolle Gold. Er nahm aber Belehrung an. Die andern schleppten aus der Kammer, was los zu machen war, und verschwanden. Der Unkundige glaubte, der Sturm sei vorbei.

Aber nun kam Trupp um Trupp mit demselben Verlangen. Die Magd hatte, als sie den Chorrock holte, instinktmäßig zwei

Digitized by Google

Thaler und zwei silberne Löffel gerettet; die bekam der nächste. Ein Kerl „wie der leidige Teufel", mit zwei Musketen, der in jede Backe eine Kugel gesteckt hatte, blies seine Lunte an und feuerte los; die Pastorin fiel ihm beherzt in die Arme, und die Kugel ging in die Wand. Sein Raub beschränkte sich auf zwei silberne Haken von ihrem Leibchen. Für einen dritten fand der Prediger noch drei böhmische Groschen in der Tasche.

Eine Pause benützten die Geängstigten schnell zwei Treppen höher in eine Kammer des obersten Bodens zu fliehen. Hier hörten sie mit Todesangst das Rossegetrapp, die Trommelwirbel und ein furchtbares Wehgeschrei auf der Straße und das Pochen von Äxten unten im Hause. Die Haare standen ihnen zu Berge, aber an einem hing noch ihre Hoffnung — sie hörten unten nur deutsch rufen, es waren doch die Deutschen vom kaiserlichen Heere. — Nun pochte und hämmerte es auch auf dem mittleren Boden. Eine Rotte drang herauf; einer schwang eine spitze Keilhacke über dem Prediger, aber ein Kamerad hielt ihn auf, indem er sprach: es ist ein Prediger! Sie gingen, wieder andere folgten, rissen der Frau den Schleier vom Halse. Ein anderer hieb sofort mit dem Stechdegen nach dem Kopfe des Predigers, daß ihm das Blut über das weiße Chorhemd rann; dann führte er die Waffe gegen die Frau, verletzte ihr aber nur das Gewand. Der Verwundete legte sich nun aufs Bitten und stellte dem Wüterich recht beweglich seine Lage dar, lud ihn ein, mit in die Wohnung zu kommen, und versprach ihm dort zu geben, was er hätte. „Nun so komm, Pfaff!" antwortete der in schlechtem Deutsch, „gieb mir dein Geld, ich will dir's Wort sagen. Jesus Maria! ist das Wort. Wenn du das sagst, thut Dir Soldat nichts." Nun ging es die Treppe hinab, indem die Pastorin den Soldaten am Mantel hielt, und über den Breitenweg, in dem überall die Leichen herumlagen. Da trafen sie einen Obristen zu Pferde, der dem Soldaten eine Mahnung zurief, die Frau aber aufforderte, den Steigbügel zu fassen, ihren Gemahl an der Hand zu nehmen und ihn, den Obrist, in

Digitized by Google

ihr Haus zu führen: „ihr sollt Quartier haben.“ Zu dem Prediger aber sagte er leise: „Ihr Herrn, ihr Herrn, ihr hättet es auch wohl anders haben können.“ Inzwischen hatte es der Soldat für gut befunden, die Gesellschaft zu verlassen.

Wie so der Prediger an sein Haus kam, da war es voll plündernder Soldaten und einer trug gerade seiner lieben Frauen bunte Röcke heraus. Sprach der Obrist — er war vom Savellischen Regiment —: „Nun, Frau, geht hinein und verbindet Euern Herrn, bis wir einen Feldscheer bekommen.“ Dann kommandierte er zwei seiner Leibschützen als Wachen vors Haus, jagte die Soldaten heraus und sagte, er wolle hier sein Quartier aufschlagen. Dann ritt er davon, und so viel noch Soldaten kamen, sie mußten abziehen, so viel sie murrten. Vergnügt gaben die Eheleute den Schützen zu trinken und ein Stück Geld für den Entgang des Plünderns, womit sie sich ganz zufrieden zeigten.

Nun schien das Schlimmste glücklich überstanden; da hörte man ein Roß ansprengen. Der Oberst kehrte zurück und rief: „Frau, nehmt mein Pferd beim Zügel und Euern Herrn bei der Hand und führt mich zur Stadt hinaus, oder wir müssen alle verbrennen.“ Durch die brennenden Thore war kein Entkommen mehr. Durch eindringende Soldatenhaufen, zwischen Leichen hindurch ging es steil über einen Wall hinab. Sie kamen in das kaiserliche Lager, von Spott und Lästerung verfolgt. Der Obrist führte sie ein wenig aus dem Gedränge und sprach dann zur Frau: „Ich habe Euch und Euerm Herrn das Leben gerettet, — was könnt Ihr mir nun geben?“ Man bot ihm das Gold- und Silberzeug, das, im Keller versteckt, sich hoffentlich noch vorfinden werde. Er war zufrieden. In seinem Zelte ließ er ihnen einen Becher Wein anbieten und lud sie abends spät zu seinem Tisch; man aß, ohne ein Gebet zu sprechen, was dem Protestanten auffiel. Als Nachtlager wurde ihnen die Hütte des Koches angewiesen.

Des andern Morgens mußte die Magd einige Soldaten

Digitized by Google

in die niedergebrannte Stadt begleiten; sie sollte ihnen das Haus zeigen, aus dem sie das versprochene „Ranzionsgeld“ abholen sollten. Aber das Haus war niedergebrannt und über dem Keller lag noch eine Feuerglut, daß an ein Abräumen und Eindringen nicht zu denken war. Sie kehrten unverrichteter Dinge heim.

„Endlich,“ erzählt unser Bericht weiter, „brachte die Magd unser Lösegeld. Meine Frau behändigte es unserm Retter, der alles auf den Tisch schüttete; es war mancher schöne alte Thaler darunter, den ich selbst lange Zeit nicht gesehen hatte. Er gab meiner Frau ihre neuen silbernen Haken und einen Thaler Zehrgeld zurück; alles übrige, Geld und silberne Becher, behielt er. So sauer es uns auch geworden war, solches zu erwerben, so gönnten wir es ihm doch gern, weil er als wackerer Cavalier an uns gehandelt.“

Diese kleine Erzählung aus dem Leben jener Zeit zeigt recht deutlich, wie es immer noch die Auffassung von dem Wesen des Krieges war, welche denselben so grausam machte. Überall, nicht bloß in den höheren Kreisen feingebildeter Offiziere, zu denen wir unsern Obrist-Wachtmeister Don Joseph de Aynsa — so unterschrieb er den Paß — rechnen müssen, auch unter den rohesten Rotten begegnen wir wohlwollenden, ja kindlich gutmütigen Menschen; aber allen, auch jenen Cavalieren, bleibt der Krieg doch Erwerbsache im alten Sinne, und der gemeine Mann glaubt seinen Ansprüchen durch Grausamkeit Nachdruck geben zu müssen. Dadurch wird es ungemein schwer, ein Urteil über die subjektiv moralische Qualität der Menschen jener Zeit abzugeben. So dunkel die Schatten sind, ein Zug von Menschlichkeit leuchtet doch überall durch. So auch in dem folgenden Berichte.

Oberstadtschreiber Daniel Friese kannte den Kriegsgang besser. Aus dem Rathause, von jener Unheilsmorgensprache, stürzte er in sein Haus, um sich und die Seinen in elende Kleider zu stecken — des niederern Lösegeldes wegen. Schon schallt

Digitized by Google

näher das Wehegeschrei, dann der Kaiserlichen „All gewonnen, All gewonnen!“ Dem ersten Trupp, der ins Haus drang, gab Friese Geld, Kleider und Geräte, dann aber schlug er selbst mit der Axt den Ofen und die Fenster ein, riß das Stroh aus den Betten, warf die Töpfe umher und sperrte die Hausthür angelweit auf; in den Flur aber stellte er einen mit Speisen bedeckten Tisch. Dann verkroch sich die ganze Familie, Vater, Mutter und vier kleine Kinder, in der Kohlenkammer des Stalles. Auch eine frühere Magd, die ihren Mann, der auf dem Walle gestanden, verloren gab, folgte dahin. Mancher Trupp kam in das Haus, einer entdeckte auch den hervorspähenden Vater — es kostete Kleider, Leinwand, Zinn. Man entschloß sich, in eine Art Taubenschlag über dem Boden zu übersiedeln. Die Magd aber machte sich noch mit ihrem Korbe zu schaffen und wurde, als sie nacheilte, von einem Soldaten entdeckt. Sofort drang dieser in das Versteck und schwang den Spitzhammer über dem Stadtschreiber. Die Mutter schrie laut auf, und die Kinder zerrten an dem Soldaten und flehten weinend, den Vater zu schonen. Das kleinste aber, das kaum laufen und lallen konnte, bot dem Barbaren seinen Sonntagsdreier, wenn er nur den Vater leben ließe. Der Wüterich sah sich um und sagte freundlich — er war ein Nürnberger — : „Ei, das sind ja feine Büble!“ Er riet den Versteckten, sich sofort aus der Stadt zu flüchten, denn hinter ihnen kämen die Kroaten. Er würde sie selbst hinausführen, aber er habe noch keine Beute gemacht! Man versprach ihm 200 Thaler Lösegeld; aber er blieb dabei, Beute müsse er erst machen. Er hatte nämlich, wie das oft der Fall war, seine Frau bei sich, und die wartete im Lager auf Beute. Der Krieger war daheim nicht ganz unbeschränkter Herr. Er wolle nur geschwind ein paar Häuser nach Kleidungsstücken und dgl. absuchen und dann wiederkommen. Da legte sich die ehemalige Magd ins Mittel. Wenn er schon Beute haben müsse, so wolle sie ihm die Sachen ihres Mannes geben. Beide verschwanden; es verging eine lange, angstvolle Stunde, in der

Digitized by Google

grauenerregende Laute aus den Nachbarhäusern heraustönten; man verzweifelte an der Wiederkehr der beiden.

Da rief es wie Verrat herauf: „Herr Oberstadtschreiber, kommt herunter!“ Doch war es der Nürnberger; er hatte die Titulatur von der Magd erfragt. Er führte die Familie durch die Menge der Soldaten und Pferde hindurch, die das Haus füllten, indem er für sie als seinen Beuteteil eintrat und wo nötig sich wehrte. Auf dem Wege holte er schnell noch Würste und Speckseiten aus einem Hause, die er in einen türkischen Teppich einschlug. Ein Fäßchen Bier, das er aus einem Keller brachte, zapfte er für die Kinder an. Dann ging es weiter, den Wall hinunter in das Lager.

Hier gab es aber keinen freundlichen Empfang. Die Frau des Soldaten, welche für mehrere Kameraden die Küche besorgte, und so ihrem Manne verdienen half und keineswegs ein Leben von beneidenswerten Annehmlichkeiten führte, hatte schon lange dem Tage der Eroberung als dem der Erlösung von aller Not entgegengesehen. Konnte ihrem Manne nicht ein Schatz zufallen, der sie für immer zu einer reichen Frau machte? Und was brachte er nun statt dessen? — eine Herde Kinder. Sie hatte selbst ein unversorgtes, dessen Pflege ihr bei dem Zigeunerleben sauer genug wurde. Sie stand gerade vor der Lagerhütte und grüßte ihren Mann, der doch aus schwerer Gefahr heimkehrte, nicht sehr sanft: „Was zum Teufel bringst Du da? — Die Hütte voll Kinder! Das wäre die Beute?“

Der Mann besänftigte sie, die alten Sachen, den Teppich und die Speckseiten vor ihr ausbreitend, mit den Worten: „er habe vorerst die Büble herausführen müssen; dann werde ihm der liebe Gott schon Beute bescheeren.“ Darüber und weil die Frau Stadtschreiberin sich gut anstellte, ihr beim Kochen zu helfen, besänftigte sich allmählich die Frau des Soldaten.

Des andern Tags, den 11. Mai, mußte sie aber selbst mit ihrem Manne zur Stadt, um Beute zu holen. Die Gefangenen blieben allein in der Hütte und sahen den ganzen Tag Züge

Digitized by Google

gefesselter und wund geschlagener Bürger durch das Lager führen und viel Beute herbeischleppen, den Jahrzehnte und Jahrhunderte lang aufgesparten Erwerb fleißiger Menschen. In die Hütte kam ein wilder Soldat, dem die Finger von Ringen strotzten. Als er die Frau des Stadtschreibers weinen sah, schenkte er ihr anderthalb Thaler. Abends kam der Nürnberger mit seiner Frau und beide waren mit schönem Leinenzeug schwer beladen, hatten aber auch Geschmeide und Geld gefunden, und äußerten sich über ihren Fischzug ganz befriedigt. Am dritten Tage gelang es der Familie Friese, einen Paß und einen Leiterwagen zu gewinnen, der sie nach Wolmirstädt bringen sollte. Man fragte den Soldaten wegen des Lösegeldes — der Brave lehnte jedes ab, denn er blieb dabei, daß ihm Gott nur darum die immerhin reiche Beute geschenkt habe, weil er den Kleinen das Leben gerettet hätte. Nur mit Mühe ließ sich seine Frau erbitten, zwei Silberlöffel als Andenken zu nehmen, welche die Frau Friese daheim noch schnell eingesteckt hatte.

So war eben damals Soldatentum echtes und rechtes Handwerk. Man konnte es ganz ordentlich betreiben und dabei im Herzen ein kindlich guter Mann sein; aber der Betrieb selbst war ein grausamer. Das minderte aber nicht den starken Zudrang zu diesem Gewerbe, eben so wenig that das die tägliche und stündliche Gefahr; denn die teilte doch eigentlich in Kriegszeiten in kaum minderem Grade der Bauer mit dem Soldaten; nur der Bürger genoß einigen Schutz. Reichte er nicht aus, dann brach das Verhängnis um so schlimmer über ihn herein.

Die zuletzt erzählte Begebenheit bietet eher einige Ausnahmen von dem gewöhnlichen Kriegsleben, als die erstere. Es war nicht so gewöhnlich, daß der gemeine Mann „Quartier gab", noch ungewöhnlicher, daß er auf ein Lösegeld verzichtet hätte. Dagegen gingen vorzugsweise die Offiziere auf diese Art Beute aus, denn anders wurde die Sache nicht betrachtet; nur die Formen der Behandlung und der nicht immer uneigennützigen Galanterie hingen von der Persönlichkeit ab. Dem Grundsatze

Digitized by Google

nach verlor jeder Gefangene seine Freiheit und ging in den Besitz des Erbeutenden über, und Personenankäufe waren auch damals noch möglich.

Das Lösegeld stellt den Preis für den Wiederkauf der Freiheit vor, der entweder durch das Geld der Verwandten oder die angelegten, der Plünderung entgangenen Kapitalien des Gefangenen bewerkstelligt wird. Unter Umständen ist also die Person das beste Beutestück. Sobald sie jemand ergriffen und für sich in Besitz genommen oder ihr sein „Quartier" geöffnet hat, ist sie dem Kampfkameraden gegenüber unantastbar und somit wenigstens in betreff ihres Lebens geschützt. Wir finden dieses Schutzverhältnis gewöhnlich dadurch ausgedrückt, daß derjenige, welcher „Quartier giebt", den Gefangenen heißt, sich an sein Roß oder den Steigbügel zu halten. Es wird aber dem Offizier leichter, seinem Besitze vor den Soldaten Respekt zu verschaffen, als dem gemeinen Manne; er kann einen lebendigen Besitz dieser Art auch leichter unter- und fortbringen. Darum fällt diese Beute gewöhnlich dem Offizier zu, während sich die Mannschaft auf das wirft, was sie auf dem Rücken forttragen kann.

Aber auch die höchsten Offiziere scheuen sich durchaus nicht, diesen Handel ganz geschäftsmännisch zu treiben. Die Frau eines wohlhabenden Büchsenmachers, der sich hinter der Esse verkrochen hielt, stand händeringend in der Hausthür; da ritten drei vornehme Offiziere mit ihren Dienern vorbei. Der eine sprach die Frau an, sie rückte nach einigen Querfragen mit dem Sachverhalt heraus und jener, ein Obristleutnant, bewog sie, den Mann hervorzubringen. Er sprach ihn sofort ebenso höfisch wie geschäftsmännisch an: „Ist mir leid, Euch so zu finden; Ihr sollt Quartier haben; aber ich verlange dafür eine Ergötzlichkeit. Ihr habt wohl noch etwas verborgen; kommt doch darum, darum nur her!" Die drei vornehmen Herren ließen sich's auch nicht verdrießen, mit ihren Dienern sofort selbst in den Keller hinabzusteigen, und eine ihnen bezeichnete

Digitized by Google

Eisenlade hervorzuziehen. Man sprengte den Deckel, und die drei Herren teilten sich in allem Frieden in den Inhalt; dann aber wandte sich der etwa 50 Jahre alte Oberstleutnant ganz freundlich zu den Hausbewohnern: „Kommt nur alle! Ich habe draußen Kutsche und Pferde stehen; Ihr sollt mitfahren, — aber Ihr müßt mir draußen noch Geld geben, dann will ich Euch hinbringen lassen, wohin Ihr wollt; — was soll ich dafür haben?“ Mit 100 Thalern wurde abgeschlossen, und der Mann handelte wie ein ehrlicher Geschäftsmann. Abends, als der Himmel von den Flammen Magdeburgs widerstrahlte, saß der Büchsenmacher mit seinem Sohne unter den Offizieren in einer Bauernstube zu Dornitz unweit Kalbe, und der Oberstleutnant legte ihm vor und hieß ihn aus dem neuerworbenen vergoldeten Becher Tillys Gesundheit trinken.

Die Einführung der stehenden Heere.

Erst die Entstehung der stehenden Heere änderte die Kriegführung an einem wesentlichen Teile: es schied sich nun der Bürger der Stadt von der Besatzung derselben. Jener hörte, wenigstens der Regel nach, auf, als Kombattant betrachtet zu werden, und das Kriegsrecht verzichtete auf einen so lang gewahrten Brauch; das war ein Fortschritt auf dem Wege der Humanität, und es dürfte schwer zu berechnen sein, ob oder wie sehr die Völker ihn etwa überzahlten.

Diese Umwandlung begann unter dem Einflusse der planmäßiger geführten, aber auch weit voraussehend angelegten Kriege, welche dem dreißigjährigen folgten, im Westen veranlaßt durch die Eroberungssucht der Franzosen, im Osten durch die Türken, im Norden durch die auf deutschem Boden zurückgebliebenen Schweden. Ludwig XIV., der große Kurfürst von Brandenburg, Kaiser Leopold I. konnten der Truppen niemals ganz entbehren, es verlängerten sich die Soldkontrakte, und die Kriegsherren hörten auf, den Unternehmergewinn im Großen den Obristen und Generälen zu überlassen. Sie nahmen vielmehr unmittelbar

Digitized by Google

eine Klasse von Menschen in ihren Dienst, welche das Werben von Soldaten im einzelnen berufsmäßig betrieben. Schritt für Schritt ging die Ausrüstung, Montierung, dann die Verpflegung und Kasernierung an die Kriegsherren und Regierungen selbst über. Demgemäß sank aber dann auch der Sold an barem Gelde außerordentlich herab, während nur noch die Höhe des Handgeldes verlockend blieb. In Wirklichkeit sank aber dieses, weil es nun für einen langen Zeitraum nur einmal gegeben wurde. Richtig und ehrlich betrieben war dieses System viel wirtschaftlicher als das ältere, welches noch im dreißigjährigen Kriege eine Menge von unternehmenden Generalen auf Kosten der Völker ungebührlich bereichert hat. Schlimmer war nur, daß die Nachbaren einander zwangen, dasselbe in einer steigenden Progression anzuwenden.

Mit diesem System tritt auch die eigentliche Uniformierung der Truppen hervor, zu welcher früher nur in unvollkommener Weise Anläufe genommen worden waren. Um die Zusammengehörigen zu erkennen, hatte man früher Abzeichen, wie Binden von bestimmter Farbe gebraucht. Parole und Losung, die dem gleichen Zwecke dienten, entsprachen, ins Militärische übersetzt, ganz dem oben erwähnten geheimen Erkennungsgruße der Zunftangehörigen, nur daß die besonderen Verhältnisse einen häufigeren Wechsel notwendig machten. Auch die Bewaffnung änderte sich allgemein seit dem Ausgange des 17. Jahrhunderts, aber immer in der schon bemerkten Richtung. Das Feuergewehr wurde nun bei der Infanterie so allgemein, daß nur noch die Unteroffiziere den, überdies verkleinerten, Spieß führten. Seit 1680 verallgemeinerte sich der Gebrauch des Bajonetts. Jedes Regiment hatte nun eine Anzahl von Grenadieren, welche außer der Schußwaffe Handgranaten führten. Die Panzerung war schon früher beim Fußvolke gänzlich weggefallen. Aus dem untern Beinkleid der alten Zeit waren Strumpf und Gamasche geworden, das Oberbeinkleid wurde zur enger anliegenden Kniehose, über welche eine Weste mit Schößen ziemlich weit herabreichte.

Digitized by Google

Diese deckte ein bis ans Knie reichender Rock, dessen gewöhnlich grellfarbiges Futter im Aufschlage der weiten Ärmel zum Vorschein kam. Aufschläge, Knöpfe, farbig gesäumte Knopflöcher und dergleichen, was zur technischen Konstruktion dieses Kleides gehörte, sind später als Zierraten der Uniform stehen geblieben.

Auch bei der Reiterei ging die nämliche Umwandlung vor sich, welche mehr auf leichte Beweglichkeit, als auf den Schutz des Einzelnen abzielte. Früher, da bei all dem die Individualität noch mehr hervortrat, war gerade dieser Schutz jedermann die Hauptsache gewesen. Nun gelangte man bei der Reiterei zum Teile dadurch zu der gewünschten Neuerung, daß man die Ausrüstung solcher Völker nachahmte, welche es zu der deutschen Wappnung des 15. und 16. Jahrhunderts überhaupt nicht gebracht hatten. So wanderte aus Ungarn mit der Husarenrüstung das altfränkische, knappgeschnürte Kleid wieder nach Deutschland zurück und entwickelte sich überall. Nur bildeten natürlich Schnüre und Knebel fortan eitel Zierrat. Von Polen fand der leichtgerüstete Lanzenreiter Eingang; in originalerer Weise bildete sich aus dem ehemaligen Fußvolke der Dragoner eine leichte Reiterei, neben welcher die „Kürassiere" fortbestanden.

Nächst dem Kaiser, der seine Heere unablässig gegen Franzosen und Türken brauchte — 1683 Türken von Wien! — war der Kurfürst von Brandenburg der erste deutsche Fürst, der zu dem neuen Systeme überging. Schon sein Nachfolger hinterließ (1713) ein wohlgeordnetes stehendes Heer von 30000 Mann, und alle brandenburgisch-preußischen Fürsten, so verschieden ihr Charakter war, hielten fortan an der Maxime fest, dieses System zugleich nach der Seite der Vollkommenheit und der Sparsamkeit aufs höchste zu entwickeln. Das deutsche Reich als solches aber — der Kaiser war ja außerdem noch Landesherr — hatte kein stehendes Heer, sondern blieb bei der alten Einrichtung und mit dieser hinter seinen ersten Fürsten zurück. Die Reichsarmee wurde immer noch von Fall zu Fall in den einzelnen Kreisen des Reiches aufgestellt und bestand nur noch aus dem schlech-

Digitized by Google

teren Materiale, nachdem das bessere in den stehenden Heeren ein dauernderes Brot gesucht und eine bei weitem bessere Ausbildung gefunden hatte. Daher die traurige Rolle, die manchmal die Reichsarmee im siebenjährigen Kriege der preußischen gegenüber spielte. Der Nachfolger des ersten Königs in Preußen ging dagegen ganz in der Soldatensorge auf, und man hat ihn darum oft als „Soldatenkönig" verspottet; aber unanfechtbar blieb der Ernst der Thatsache, daß sich unter seiner Regierung eine wohlgeschulte und gerüstete Armee von 30000 auf 90000 Mann vermehrte. Das Musterkorps bildeten die riesenlangen Grenadiere des Potsdamer Regimentes. Sie trugen blaue Röcke mit umgeschlagenen Schoßecken, gelbe Westen und Hosen und weiße Gamaschen. Die Haare wurden gepudert und rückwärts in einen Zopf zusammengewunden, was seither wieder Mode wurde. Die hohen, spitzigen Mützen sahen den Inseln der Bischöfe nicht ganz unähnlich, nur daß sie nur in eine Spitze nach vorn hin ausliefen.

Die Kosten, die das Land zu tragen bekam, waren groß; aber auf der andern Seite verschwanden auch die „Gardebrüder", die wir oben kennen lernten, und ein System innerer Kolonisation ging Hand in Hand mit den erweiterten Bedürfnissen. Bald genügte die Werbung gar nicht mehr; wieder trat ein neues System an ihre Stelle: Preußen griff zuerst auf die alte Verpflichtung jedermanns zum Heerbann-Dienste zurück und gab ihr in der Verknüpfung mit der Einrichtung des stehenden Heeres eine neue Form. Friedrich Wilhelm I. erließ 1733 das sogenannte Kanton-Reglement, welches jedermann mit Ausschluß des Adels und der Bürgerschaft von einem bestimmten Census an zum Militärdienst verpflichtete.

Friedrich der Große, so gegensätzlich sein Wesen auch zu dem seines Vaters war, hielt doch an diesen Maximen fest und wurde nach dem großen Kurfürsten der zweite Begründer des preußischen Staates. Mit Abrechnung der Greise und Kinder sollte jeder siebenundzwanzigste Mann in der Armee stehen. So

Digitized by Google

hörte das Soldatenhandwerk als solches, der letzte, verkümmerte Rest des alten Wikingwesens, völlig auf; nur im Offiziersstande dauerte noch etwas ähnliches fort. Der Mann that im Heerdienste nur noch seine Pflicht gegen einen Ersatz, der nicht mehr als die notwendigste Erhaltung bedeutete; der Offizier, vorzugsweise dem Stande des Adels angehörig, suchte dabei wie in alten Zeiten sein Glück. Schon dieser Unterschied ließ den Abstand zwischen beiden Elementen der Armee außerordentlich groß erscheinen. Noch wurde auch im vorigen Jahrhunderte die rohe Masse nur durch barbarische Strafen im Zaume gehalten; aber doch zeigt sich gegen das Ende desselben schon häufiger das Eindringen eines humanen Geistes. General Möllendorf verbot 1785 seinen Offizieren in einem oft angeführten Befehl nicht nur das Prügeln und Stoßen, sondern auch das Schimpfen des gemeinen Soldaten, „denn Se. Majestät der König haben keine „„Schlingel, Canailles, Racailes, Hunde und Kruppzeug““ im Dienste, sondern rechtschaffene Soldaten.“ Von demselben Geiste zeugt die berühmte 1798 erlassene Kabinetsordre Friedrich Wilhelms III., worin er die sich über den Bürger erhebenden Offiziere ihre Ehre auf dem Schauplatze des Krieges suchen heißt; „im übrigen darf sich kein Soldat, wess' Standes er auch sei, unterstehen, einen der geringsten meiner Bürger zu brüskieren; denn diese sind es, nicht Ich, die die Armee unterhalten; in ihrem Brote steht das Heer der meinen Befehlen anvertrauten Truppen, und Arrest, Kassation und Todesstrafe werden die Folgen sein, die jeder Kontravenient von meiner unbeweglichen Strenge zu erwarten hat.“

In Österreich stand das Heerwesen der habsburgischen Hausmacht unter der Oberverwaltung eines „Hofkriegsrates“, und auch hier mußte man von der alleinigen Werbung zur Zuhilfenahme des Dienstzwanges übergehn, was aber erst 1772 durch die Einführung der Militärkonskription in allen Erblanden mit Ausnahme Tirols geschah. In beiden Staaten bildete dieses neue System eine Verschmelzung von Werbung und Aushebung.

Digitized by Google

Das Land wurde in Kantone eingeteilt, auf deren jeden eine bestimmte Zahl von Rekruten entfiel. Diese suchte man zuerst durch Werbung zu gewinnen, und nur insoweit diese den Bedarf nicht deckte, mußten die Gemeinden für den Rest aufkommen, die dann zunächst in die ärmsten Volksklassen und gewöhnlich nach jenen Individuen griffen, die sie gern los wurden. Es konnte für das Schicksal des deutschen Reiches nicht gleichgiltig sein, daß gerade dieses selbst, dem es immer schon an einer kräftigen Exekutive gefehlt hatte, in betreff des Heerwesens auf einer veralteten Stufe stehen blieb, indes die beiden Reichsfürsten, welche außerdeutsche Besitzungen hatten, zu rivalisierenden Militärmächten wurden. Vom siebenjährigen Kriege an hielten sich ihre Streitkräfte ungefähr die Wage; in betreff der Oberleitung aber lag in Preußen alles in einer Hand, was in Österreich zwischen Hofkriegsrat und Generalissimus verteilt war.

In den Kriegen mit Napoleon I. und seinen neuartig organisierten Volksheeren erwies sich auch jenes kombinierte System der beiden deutschen Großmächte als ungenügend. Wieder ging Preußen 1808 mit der Schaffung eines auf den Grundsätzen der allgemeinen Wehrpflicht ruhenden Konskriptions- und Landwehrsystems voran, und Österreich folgte ihm 1809. Aber die Grundsätze beider Staaten blieben gleichsam nur einen Augenblick auf gleicher Höhe; dann betrat die weitere Entwicklung auseinander gehende Wege. Preußen beharrte auch in der langen Friedenszeit, die unser Jahrhundert nach dem Sturze Napoleons genoß, bei dem Grundsatze der allgemeinen Wehrpflicht, und suchte ihn schrittweise immer mehr zu verwirklichen; Österreich suchte umgekehrt die Strenge des Prinzipes immer mehr zu mildern, und kam durch die Befreiungen, die es einzelnen Bevölkerungsklassen erteilte und durch das Prinzip des Loskaufes und der Stellvertretung, das es durchwegs gestattete, von jenem Prinzip wieder ganz ab.

Digitized by Google

Das geistige Erwachen.

Der dreißigjährige Krieg brachte in Deutschland durch ein Menschenalter hindurch alles unter die Waffen, was das Kriegshandwerk treiben mochte, und führte die Armeen Spaniens, Frankreichs, Dänemarks und Schwedens auf den deutschen Boden. Eine solche Katastrophe wäre wohl geeignet gewesen, alle Kulturbestrebungen und -Entfaltungen abzuschneiden nnd die deutsche Nation in die Anfänge derselben zurückzuversetzen. Dies war nicht der Fall. Allerdings trat eine Entfaltung der dramatischen Kunst, wie sie Spanien, Frankreich und England erlebten, damals noch nicht ein; die deutsche Gesellschaft war viel zu zerrüttet für eine solche Sammlung. Allerdings war die deutsche Sprache damals in Gefahr, zu verschwinden, wenn die Erhaltung der Sprache als des Wahrzeichens eines Volkes lediglich Sache der Höfe und Fürsten gewesen wäre. Sie war daran, in deren Munde und im Munde aller, die das Befehlswort nach unten hin weiter trugen, in ein neues Idiom romanischen Schlages sich umzubilden, wozu außer dem Latein des Geistesadels die neue Völkerwanderung der Romanen auf deutschem Boden den Einschuß lieferte; aber Sprache und Volkstum gingen dennoch nicht unter.

Was sie damals erhielt, das war das immer noch ziemlich selbständige Bürgertum in den Städten; was ihr mächtig zu Hilfe kam, das waren die ein Jahrhundert lang und länger geübte Kunst des Druckes und das seit der Reformation erweiterte niedere Schulwesen. Ohne diese Stützen, welche der bereits fixierten Volkssprache zur Seite standen, würde das Neuromanisch der Herren auch die Sprache der Unterthanen umgewandelt haben. Das minder abhängige, in seinem eigenen Lebens- und Strebenskreise sich bewegende Bürgertum hielt sie durch Schriftdruck und Schule fest, und es ist nicht zufällig, daß fortan ein bewußter Kampf für die Sprache sich erhebt, daß die Kunstschöpfungen der Sprache, die Pflege der werdenden

Digitized by Google

Künste fortan die höchste Kulturbestrebung des deutschen Volkes einschließen, so daß dieses Verhältnis unser Volk vor anderen zu kennzeichnen beginnt. Wir treten in das Zeitalter, wo wirklich die deutsche Kulturgeschichte aufgeht in der deutschen Litteraturgeschichte.

Es ist kein Zufall, daß fortan den werdenden Künsten, derjenigen Litteratur, die wir die „schöne" nennen, eine Bedeutung zufällt, die unser Urteil bis heute noch gefangen hält. Der Neuromanismus, wenn wir bei der Bezeichnung bleiben dürfen, hat nicht bloß die Sprache, sondern das gesamte Leben ergriffen, soweit es sich im Machtbereiche der Landesfürsten gestaltet. Erst wiegt der spanische, dann der französische Einschuß vor. Das spanische, halb und halb kultartige Hofzeremoniell bereitet dem französischen Absolutismus den Platz. Die eben skizzierte Heeresreform wird eine Stütze desselben. Die alte Roheit weicht fremden Formen; aber diese „Verfeinerung" hat nichts gemein mit einem Fortschreiten der Sittlichkeit. Kleider, Küche und Tafel, Sprache, Gesellschaft und Buhlschaft, Etikette und Regiment, alles wird französisch im Stile Ludwigs XIV. — so wütet lange nach geschlossenem Frieden der siegende Feind im Lande fort. Er wütet gegen die letzten Reste des Volkstums, und diese raffen sich auf, sammeln, einigen sich allmählich zum großen Kampfe; keine Söldnertruppen sind es, die diesen ausfechten.

Unsere gesamte Litteratur, die wir die klassische nennen, ist gekennzeichnet durch den Kampf gegen den Neuromanismus auf allen seinen Gebieten; sie hat nach jeder Richtung hin eine befreiende Tendenz, und daß sie diese Tendenz hat, das stellt sie in den Mittelpunkt der Kulturgeschichte jener Zeit. Sie ist durchaus bürgerlich; denn im Bürgertume hat sich jenes Volkstum und seine Sprache gerettet, das den Kampf führt. Wie sehr unterscheidet sie sich dadurch von der Litteraturblüte des Mittelalters! Wo sind die adeligen Sänger der Fürstenhöfe? An den Höfen ist der deutsche Gesang verstummt; in ganz Österreich ist kein Walter von der Vogelweide mehr. Nicht zufällig

Digitized by Google

sind nun bürgerliche Namen die Träger der zweiten Blütezeit der schönen Litteratur. Wie die Adelsnamen wieder auftauchen, und Männer die deutsche Dichtung an die Höfe ziehen, da ist die Tendenz- und Kampfzeit vorbei; es beginnt die tendenzlose Tändelei der Romantik; die Poesie wird wieder, was sie einst war, ein Gegenstand für Zeitvertreib und Unterhaltung. Sie behauptet, nun erst wieder sich selbst gefunden zu haben — nicht ganz mit Unrecht. Damit hört sie aber auch wieder auf, ein wesentlicher Motor der Kulturgeschichte zu sein. Die Errungenschaften des forschenden Geistes werden für diese fortan unendlich wichtiger.

Jene Kampflitteratur nimmt den Faden der Reformation wieder auf und setzt die Geistesbefreiung in einer Weise fort, vor der jene noch zurückschreckte. Sie wird zum Gegensatze der orthodoxen Beschränkung, in welche jene durch den Wert, zu welchem mit dem Glauben das Dogma erhoben worden, geraten war. Die Hochflut dieser Strömung bezeichneten Ereignisse, welche einen Sieg derselben auf dem Gebiete des sozialen Lebens bedeuteten: in den beiden wichtigsten Staaten Deutschlands verzichteten die Landesherren auf das Recht der Religionsbestimmung für den Unterthan, dem so viele grausame Opfer dargebracht worden waren, und in beiden Staaten wurden die Ketten der Hörigkeit gelöst. Es scheint unmöglich, einen ursächlichen Zusammenhang zwischen diesen beiden Erscheinungen, der Strömung in der Litteratur und den so bedeutsamen Umgestaltungen des sozialen Lebens zu leugnen, und doch ist derselbe äußerlich nicht herzustellen. In Österreich konnte jene litterarische Strömung gar nicht Fuß fassen, denn dort herrschte teils die jesuitische Gegenströmung, teils eine Theaterpoesie vor, die in tendenzlosester Weise dem Vergnügen diente; in Preußen aber huldigte der Hof, was die Teilnahme an der Litteratur anlangt, völlig der französischen Richtung unter Abweisung aller deutschen Bestrebungen auf diesem Gebiete. Damals freilich berührten sich die beiden Litteraturen in ihrer Tendenz. Dennoch muß der

Digitized by Google
OF THE
UNIVERSITY

innere Zusammenhang der Litteraturströmung und der sozialen Umwälzung in einem dritten Momente gesucht werden, das nach beiden Richtungen hin einen zwingenden Einfluß übte; das war die unbefriedigende soziale Lage selbst. Ähnliche Rätsel hat uns unsere eigene Zeit gezeigt: die litterarische Strömung zu Gunsten der Einheit Deutschlands, die abweisende Haltung der betreffenden Regierung, und schließlich die Thatsache der Einigung.

Das deutsche Volkslied hörten wir auch durch den Lärm des dreißigjährigen Krieges hindurch; es hielt fest an der echten deutschen Sprache. Es entstehen litterarische Gesellschaften, die nicht ganz nach dem Formalismus der Meistersinger die deutsche Dichtung pflegen. Die älteste derselben, „die fruchtbringende Gesellschaft", entstand noch vor dem großen Kriege, 1617, und hatte die italienischen Akademien zum Vorbilde. Noch bestand nicht der tiefe Riß im Volke, noch war ein deutscher Fürst, Ludwig von Anhalt-Köthen, ihr Begründer, Fürsten und Edelleute zählten zu ihren Mitgliedern. Die „Erhebung der Muttersprache", welche das Programm der Gesellschaft wurde, mag sich noch mehr gegen das Latein der Juristen und Theologen, als gegen das Neuromanische der höheren Gesellschaftskreise gekehrt haben; oder das letztere zeigte sich erst als Hinneigung zur fremdländischen Litteratur. Die Gesellschaft gab sich die Verfassung eines Ordens und ihren Mitgliedern Ritternamen, welche eine spöttelnde Kritik der Nachwelt herausgefordert haben. Mag er auch wirklich Hervorragendes und Dauerndes so wenig geschaffen haben, wie die Meistersingschule, so hat doch der Orden ein gleiches Verdienst um die deutsche Kultur wie jene.

Kämpfer für die Sache der bedrohten deutschen Sprache, wie Martin Opitz, fanden einen Rückhalt im Anschlusse an denselben, und als der Neuromanismus von allen Seiten hereinbrach, da wurde er das Vorbild ähnlicher Genossenschaften. Der Kampf eines Georg Rudolf Weckherlin (1584—1651) und Martin Opitz (1597—1639) aus Bunzlau in Schlesien galt immer noch jenem gelehrten Latein, das die Dichtung der Zeit

Digitized by Google

mit ungeheuren Ansprüchen beherrschte, ohne sie zu bereichern. Dem Stoffe nach riefen sogar beide den doch wenigstens lebensfrischen Romanismus gegen die tote Sprache zuhilfe. Weckherlins Gedichtsformen sind romanische, seine Sprache ist unbeholfen, aber sie ist doch deutsch und ist es mit bewußtem Trotze. Auch Opitz bildete sein kritisches Verständnis für die formale Seite der Poesie an ausländischen Mustern, aber er wurde doch durch sein „Buch von der teutschen Poeterey" (1624) und seine Lehrgedichte der Lehrmeister eines deutschen poetischen Stils.

Im Jahre 1642 entstand der „Pegnitzschäfer-" oder der gekrönte Blumenorden zu Nürnberg, der den opitzischen Formen mehr seelischen Inhalt einzuhauchen gedachte; auch an ihm ist die deutsche Tendenz das bedeutsamste. Eine ähnliche Gesellschaft, welche 1643 zu Hamburg errichtet wurde, nannte sich geradezu die „deutschgesinnte Gesellschaft". Ein „Schwanenorden an der Elbe" kam 1656 hinzu.

Bald konnten ohne Furcht, ihren Ruhm preiszugeben, bedeutende Persönlichkeiten für die Sache der Muttersprache eintreten. G. W. Leibnitz (1646—1716), der Begründer der Berliner Akademie der Wissenschaften, scheute sich nicht, wiewohl den höfischen Kreisen nahestehend, die deutsche Sprache zum Gebrauche bei wissenschaftlichen Arbeiten zu empfehlen, und der edle, gelehrte Christian Thomasius (1655—1728) beging das unerhörte Wagnis, 1687 die deutsche Sprache an der Universität zu Leipzig einzuführen.

In Gottsched (1700—1766) wiederholte sich gleichsam auf einer vorgerückteren Stufe das nationale Streben Opitz'. Auch jener, der eine Zeit lang von Leipzig aus die Führung des deutschen Litteratentums übte, war befangen in der Überschätzung französischer Mustergiltigkeit und nichts weniger als ein geborener Dichter; aber auch seine großen Verdienste liegen wieder auf derselben Seite: ihm war es um „die Grundlegung einer deutschen Sprachkunst" — um die deutsche „Redekunst", um die Hebung der deutschen Litteratur zu thun. Und wie

Digitized by Google

viel er mit allen seinen Kräften danach strebte, ihr eine gleichgeachtete Stellung neben jeder fremdländischen zu schaffen, hielt er mit so schulmeisterlicher Strenge an jenen Regeln fest, die er sich von der gefeiertsten Litteratur jener Zeit abstrahiert hatte. Die Görlitzer Gesellschaft wurde durch ihn 1726 in eine „deutsche Gesellschaft“ umgeschaffen, und die Reihe von Zeitschriften, die er herausgab, nahm einen wirksamen Einfluß auf die Verbannung der Fremdwörter aus der deutschen Sprache und deren Zurückführung zu ursprünglicher Reinheit und Ausbildung zum Ausdrucke feinerer Gedanken. Es war eben immer wieder die Tendenz, die in all diesen Bestrebungen hervortrat, und vereinigend und formbessernd, aber nicht für sich selbst schaffend aus sich heraus wirken konnte; dazu hätte sich ihr das Genie gesellen müssen.

Von derselben Art war der Einfluß, den Gottsched auf das deutsche Drama nahm. Dieses, das nur im Sonnenscheine des gesellschaftlichen Lebens gedeihen kann, fühlte wie keine der bescheidenen Dichtungsarten die Ungunst der Zeit; alle Nachbaren waren weit vorangeeilt. Was die in ihrem Wohlstande so sehr geschädigten Städte den wandernden Komödiantentruppen zu bieten vermochten, das konnte diese nicht dauernd an einen Platz fesseln, die Institution nicht zu künstlerischer Bedeutung emporsteigen lassen. Die Höfe aber wandten ihre Unterstützung lieber dem fertigen Institut der italienischen Oper zu, welche höhere und mehrseitigere Genüsse bot; die Oper brachte zuerst Frauen als Darstellerinnen auf die Bühne, während das Volksschauspiel bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts nur von Männern gespielt wurde. Bei so ungleicher Verteilung der Zeitgunst verwilderten die Anfänge des deutschen Schauspielwesens, und wo ein Versuch der Veredelung durch Ständigkeit der Einrichtung gemacht wurde, war das Gelingen zumeist von kurzer Dauer. Die höfische Oper besiegte alle derartige Konkurrenz. In Wien wurden am Beginne des vorigen Jahrhunderts ganz unglaubliche Summen auf Ausstattungsstücke der Oper ver-

Digitized by Google

wendet, und die reicheren Städte, wie Nürnberg, Augsburg, Hamburg und Leipzig, glaubten dem Beispiele der Höfe folgen zu müssen.

Diese Verhältnisse wirkten dahin, daß das deutsche Volksschauspiel aus einem Grade der Roheit nicht herauskam. Seine Komödie war noch immer ein Stegreifspiel; die Schauspieler füllten ein gegebenes Schema der Handlung mit improvisierten Reden und Witzen aus, welche sich dem trivialsten Geschmacke anpaßten. Ein Moment, welches beitrug, den Schauspieler auf diesem niederen Standpunkte festzuhalten, war zweifellos auch das, daß sogar der Protestantismus den alten Bann mit übernahm, den einst aus ganz besonderen Gründen die katholische Kirche gegen die Lustigmacher und Schauspieler geschleudert hatte. Noch im vorigen Jahrhunderte verweigerte sowohl der katholische wie der protestantische Klerus den Schauspielern die Sakramente und ein ehrliches Begräbnis. Diese bildeten darum eine geschlossene Kaste für sich, die sich an ihre eigenen Moralgesetze hielt; zwischen ihnen und dem Publikum konnte ein gegenseitig veredelnder Einfluß nicht stattfinden.

Zu einer größeren Entwickelung gelangte die genannte Spezialität des deutschen Volkstheaters — das Stegreifspiel mit dem Hanswurst als Hauptperson — in Wien, wo 1708 die erste stehende Volksbühne dieser Art begründet wurde. Neben dieser nationalen Komödie, aus welcher die Wiener Posse und das Volksstück hervorgingen, gab es auch ein volkstümliches „Heldenschauspiel", die sogenannten „Haupt- und Staats-Aktionen", Darstellungen aus der biblischen und Profangeschichte, die sich an die älteren Weihnachts-, Passions- und ähnliche Spiele historisch anschlossen, und gleich der Darstellung des Herodes im Weihnachtsspiele dem Geschmacke des Publikums nur genügten, wenn sie das Grauenerregende in der Handlung möglichst hervorkehrten, in der Deklamation möglichst zum Ausdrucke brachten. Um dann wieder das Unheimliche eines solchen Reizes, der noch ganz der mittelalterlichen Schauluft entsprach,

Digitized by Google

welche die Hinrichtungsplätze füllte, ein wenig zu verwischen, mußte immer wieder der Hanswurst mit seinen Possen dazwischen fahren.

Es waren ganz ähnliche Elemente, aus denen sich bei unseren Nachbaren das ernste Drama und die feinere Komödie entwickelt hatten; aber dieser Fortschritt hatte nicht ohne die Gunst der höheren Gesellschaftskreise stattfinden können. In Deutschland aber hatte sich diese abgewendet; da war es nun wieder die That des im Volke stehenden Litteraten, welche das Reformwerk versuchte, den bessern Kern aus dem Schmutze der Gemeinheit emporzuheben sich bemühte. Gottsched versuchte es, aus der wandernden Volksbühne zu Leipzig eine deutsche Kunstbühne zu schaffen. Er schaffte die polternden Haupt- und Staats-Aktionen ab und verbannte 1737 in einem eigens dazu geschriebenen Festspiele den volkstümlichen, aber rohen Hanswurst von der Bühne.

Nun sollte die „deutsche Schaubühne" auf die Höhe der griechischen und römischen gehoben werden, nicht durch der Höfe und Fürsten Gunst, sondern durch eine litterarische Gesetzgebung des Gelehrten. Was aber dieser an Mustern zu bieten, an Regeln festzustellen wußte, das entnahm er der eben blühenden Kunst der Franzosen, die unter glücklicherem Sonnenschein herangewachsen, ein glänzendes Vorbild zu sein schien. So unterdrückte das redliche Bemühen, die nationale Kunst zu heben, den eigenen Keim in ihrem Innern. Aber der war nun doch nicht tot, er begann zu schwellen; es regte sich unter der gesprengten Schale.

Diese Regungen sind in der Litteratur als der Kampf „der Schweizer" mit Gottsched bekannt: es galt den Sturz des Tyrannen auf dem Gebiete der Poesie, den Sturz des Regimentes eines „aufgeklärten Absolutismus".

Bodmer und Breitinger, die beiden Schweizer, welche der englischen Litteratur mehr Geschmack abgewonnen hatten, als der französischen, wagten es, die Mustergiltigkeit der letzteren

Digitized by Google

in scharfen Streitschriften zu verwerfen, der Wärme des eigenen Gefühls und dem Fluge der eigenen Phantasie einen größeren Spielraum in ihren Poesien zu gönnen. Auf ihre Seite traten, ausgerüstet mit schöpferischem Geiste und kritischen Waffen, Klopstock und Lessing. Mit ihnen erschien die Ära des Glanzes der deutschen Nationallitteratur, sie vollendete die Befreiung des deutschen Geistes, während gleichzeitig in Christian Fürchtegott Gellert (1715 1769) auf der Lehrkanzel Leipzigs ein Mann erschien, der versöhnend alle Geister seiner liebenswürdigen Muse gewann, der einzige Deutsche, der als Dichter und Mann auch Friedrich II. Achtung abrang, jenem großen Könige, der aus einer Art geistiger Genußsucht die Reife der französischen Litteratur dem noch jung gährenden Tranke der deutschen vorzog.

Das ganze Ringen des patriotischen deutschen Herzens seit der schrecklichen Niederlage des Volkes ist verkörpert in Friedrich Gottlieb Klopstock (1724—1803). Seine Oden sagen es mit unsterblichen Worten, was er wollte: sein Volk sollte die geistige Höhe derer erklimmen, zu denen es mit knechtischer Scheu aufzublicken gelernt hatte, seine Sprache keiner auf Erden weichen. Und Klopstock wußte nicht nur die Glut dieses Sehnens zu schüren, er wußte, was mehr ist, durch den Glanz seiner Dichtung, die Kraft seiner Sprache, er der erste, das Selbstvertrauen dem gefallenen Volke wiederzugeben. Selbst daß er sich in der Stoffwahl seines größten Werkes schwer vergriff, selbst dieser Fehler, den er mit der Verdunkelung seines Bildes vor der Nachwelt büßte, war Patriotismus. Er wollte gerade seinem Volke das Höchste schaffen, das die Kunst noch erreichen konnte, und um hoch genug zu greifen, griff er zu hoch. Seine Opposition galt nur dem Fremden; das überkommene Eigene hieß er sein Volk mit frommem Sinne wahren. Aber auf der Höhe des Bewußtseins, zu dem er es hob, durfte es auch den kritischen Blick in den eigenen Busen werfen: der Kampf, der nun begann, dem ein Lessing die Fahne vorantrug, war viel um-

Digitized by Google

fassender; er führte das deutsche Geistesleben auf die volle Höhe seines Ruhmes.

Die Zeit der Litteraturblüte.

Während im Katholizismus eine große Gleichförmigkeit der Anschauungen durch den Jesuitismus und seiner verwandten Orden Lehr- und Missionsthätigkeit befördert, durch die Einheit des Kirchenregimentes erzwungen wurde, gingen die Meinungen auf protestantischem Gebiete immer weiter auseinander, und die Gegensätze wurden durch die Schroffheit der Diskussion immer unvereinbarer. Mit dem Gewichte, das hier gerade dem Glauben und zwar dem richtigen Glauben beigelegt wurde, nahm der theologische Kampf um den Inhalt desselben überhand, und dieser wurde mit aller Heftigkeit, hier und da mit der Roheit jener Zeit geführt. Es entstand ein unverträgliches, liebloses Sektenwesen, das wirklich religiös fühlende Gemüter abstieß Auch der forschende Sinn des Menschen, dem Humanismus und Reformation Nahrung geboten hatten, fühlte sich beschränkt durch die Satzungen der ihren Glaubensinhalt sorgsam hütenden Sekten und Bekenntnisse. In England öffnete sich diesem natürlichen Forschungsdrange des Menschen ein Ventil. Der Baconismus (Baco von Verulam 1561—1626) leitete den englischen Geist auf die induktive Erforschung der Natur und des Menschen und rettete das gesammte religiöse Gebiet gleichsam auf eine dem menschlichen Erkennen von allen Seiten unnahbare Insel; hier Offenbarungsglauben und Unterwerfung, dort Forschung und Kritik. In Frankreich dagegen begründete Descartes (Cartesius 1596—1650) eine Philosophie, welche aus dem Innern des Menschen selbst das einzige sichere Prinzip herholte, auf dem sie alle Erkenntniß, einschließlich der religiösen, überprüfend aufzubauen unternahm.

Das deutsche Denken blieb dem der Franzosen näher. Abgestoßen von dem starren Dogmatismus, suchten auch deutsche Denker in ihrer eignen Brust alles Erfahrungsmaterial, mit

Digitized by Google

dem sie die ganze große Welt nachbauend begreifen zu können glaubten. Descartes hatte in sich nichts, als die Thatsache des Denkens, und in seinem Denken den nach seiner Meinung angeborenen Gottesbegriff gefunden, und erschloß daraus als die zwei Grundwahrheiten sein eigenes — geistiges — Sein und das Dasein Gottes; deutsche Frömmigkeit aber fand in ihrer Brust die Träume eines glühenden Andachtsgefühls, ein Liebessehnen und seeliges Durchdrungensein. Aus diesen Erfahrungen des eigenen Herzens arbeitete die deutsche Mystik jener Zeit ihre Weltsysteme. Der physikalischen, der astronomischen Forschung, der mathematischen Berechnung konnten sie entraten unter der durch die Leidenschaft des Ergriffenseins besiegelten Voraussetzung, daß das Wogen und Weben im eignen Herzen gleichen Wesens sei mit jenem Wogen und Weben, welches die große Welt durchzittert und gestaltet. So konnte ohne Forschungsapparat von seinem Handwerksschemel aus der geist- und phantasievolle Schuster Jakob Böhme (1575—1624) das Ringen in der Natur und die Gestaltung der Welten verfolgen. Nicht aus Elementen, wie sie die moderne Chemie feststellte, setzt sich dieser Forschung die Welt zusammen, sondern aus jenen, welche die jahrtausende alte religiöse Erziehung dem Menschen als Vorstellungen eingepflanzt hatte: aus dem „Guten“ und „Bösen“, der „Gottheit“ und der „Kreatur“ — ihrem Suchen und Widerstreben und allen gegenständlich vorgestellten Empfindungen eines religiös bewegten Gemütes. Die Übertragung der Namen von einer Kategorie der Begriffe auf die andere gab zur Schaffung neuer Vorstellungen, zu epischer und dramatischer Ausgestaltung Anlaß. Das Unklare, Geheimnisvolle solcher Systeme bildete ihren mächtigen Reiz, und das Vielversprechende und wenig Voraussetzende führte ihnen eine Menge Jünger zu.

Auch die streng wissenschaftliche Philosophie, welche in Deutschland durch Leibnitz (1646—1716) begründet wurde, um fortan mit fast gleicher Einseitigkeit als die echte Wissenschaft an sich die Theologie abzulösen, steht auf jener Seite: sie sucht

Digitized by Google

im Innern des Menschen die Prinzipien, aus denen sie das höchste Wissen konstruiert. In Descartes' System blieben die Begriffe des Geistigen und Körperlichen unvermittelt; Leibnitz vereinigte sie in seinem idealistischen „Monismus".

Wieder auf einem anderen Gebiete erzeugte die Auflehnung des deutschen Gemütes gegen den unerbaulichen Dogmenzank und die Gehässigkeit, zu welcher er die Herzen verhärtete, den Pietismus, — ein Name, der übrigens in verschiedenen Perioden sehr verschiedene, bald fördernde, bald hemmende Geistesströmungen bezeichnete. Jener Pietismus, welchen Philipp Jakob Spener (1635—1705) und August Hermann Francke (1663 bis 1727) begründeten, suchte vor allem den geist- und gemütslosen Dienst des Bibelbuchstabens durch Erwärmung und Erhebung der Herzen zu verdrängen. Francke, Professor und Seelsorger zu Halle, führte in das trockene Theologenchristentum seiner Zeit eine von Gemütsveredlung getragene christliche Werkthätigkeit ein, die hie und da wohl ein wenig den katholischen Werkglauben streifte. Er umfaßte namentlich die Jugend mit liebevoller Lehrthätigkeit und näherte sich der ganz verlassenen Armut. Er wurde der Begründer der Armenschulen, welche in jener Zeit eine segensreiche Ergänzung eines unvollkommenen Systemes waren. Aus ganz winzigen Anfängen, bei welchen Francke nur seine eigene Kraft einzusetzen hatte, entstunden allmählich großartige und mustergiltige Anstalten für Pflege und Unterricht der Waisen und jene berühmten „Franckischen Stiftungen" zu Halle. Er schuf die geordneten Lehrkurse für Lehrer der Volksschulen, und was sehr wesentlich war, gerade dieser „Pietismus" zog zuerst die Elemente der Naturwissenschaften, die sogenannten „Realien" in das Bereich des Jugendunterrichtes. Allerdings ging neben diesen höchst fruchtbaren Neuerungen auch ein großes Maß von religiösen Übungen einher, welches unter seinen minder begabten Nachfolgern zum Übermaße wurde und dem Pietismus eine höchst einseitige, seinen Anfängen gegenteilige Richtung gab. In der Betonung von

Digitized by Google

Erziehung und Unterricht, und in der Herbeiziehung aller Mittel — das hallische „Waisenhaus“ machte in wunderlichen Apothekerwaren glänzende Geschäfte — stellten der Pietismus und seine Tochterschöpfung, das Herrnhutertum den Jesuitismus auf protestantischem Boden dar.

Der Graf Nikolaus Ludwig von Zinzendorf (1700 - 1760) empfing seine Geistesrichtung auf dem Pädagogium zu Halle durch Francke. Ein wohlvorbereitetes Material für die 1722 in Herrnhut begründete „Brüdergemeinde“ boten ihm die aus ihrer Heimat vertriebenen Reste der „mährischen Brüder“, denen sich allmählich Eingeborene zugesellten, so daß 1727 jene in der Gemeinde Herrnhut nicht mehr ganz die Hälfte der Mitgliederzahl ausmachten. Die gleichartigen Kolonien, welche Zinzendorf in Hessen und Schlesien begründete, rekrutierten sich sofort aus Einheimischen. Alle zusammen bildeten eine „Brüderunität“, die erste Organisation ähnlicher Art, in welcher das lutherische, das reformierte und das Bekenntnis der mährischen Brüder keinen Scheidungsgrund bildete. Die innere freudige Gewißheit von der Erlösung durch Christus bildete das alleinige dogmatische Band, das nächst christlicher Liebesthätigkeit alle einigen sollte. Letztere fand ihren Ausdruck vorzugsweise in einer wirklich großartigen und bedeutsamen Missionsthätigkeit der Brüder zum Teil in den unwirtlichsten Gegenden, wobei wie bei den Jesuiten die Vorteile von Handelskolonisationen dem Werke der Liebe die Wage halten mußten.

So können wir erkennen, wie sich das Volk aus seinem tiefen Falle schrittweise zu neuem Thätigkeitsdrange erhebt; das Hinbrüten in den Geheimnissen des Glaubens genügt seinem wieder gesundenden Körper nicht mehr. Gerade das religiöse Gefühl wendet sich jetzt, da die Gefahr der Verkennung der Absicht vorüber, der Streit um den egoistisch gefaßten Wert abgethan ist, wieder mit großer Innigkeit den Werken der Nächstenliebe zu; aber in den Formen der Organisation weiß die Zeit nichts Neues zu schaffen. Es ist immer wieder das alte Mo-

Digitized by Google

dell der Gilde mit ihren Graden der Mitgliedschaft, ihren geheimen Erkennungszeichen und Symbolen und ihrer nachgebildeten Familienhaftigkeit. Gerade in der Zeit, als diese Formen in den Handwerkszünften zerfielen oder in einer Weise degenerierten, daß man glaubte, durch ihre gänzliche Abschaffung von gesetzeswegen dem allgemeinen Besten zu nützen, erschienen, dieses profan-banausischen Zusatzes entledigt, jene Formen an sich in ihrer Altertümlichkeit um so verehrungswürdiger. Ein hervorragendes Beispiel der Einkleidung eines werkthätigen, dem Christentum der Liebe dienenden Strebens in solche bietet der Freimaurerorden, welcher in jener Zeit zu hoher Blüte gelangte. Friedrich II. und Göthe gehörten ihm gleichzeitig an. Seinen Formen nach knüpfte er an die vornehmste und verbreitetste der alten Gilden, an die der Steinmetze und Maurer, die großen Bauhütten an. Das Moment brüderlicher Geselligkeit und Wohlthätigkeit ließ sich um so leichter in diese Form hüllen, als es ja dem Verbande, auch so lange das Handwerk die Hauptsache, nicht fremd geblieben war.

Nach einer anderen Richtung hin vermehrte diese geschichtliche und darum für jene Zeit kaum abweisbare Form den Sinn für das Geheimnisvolle und Wunderbare; dem Wunderglauben aber hatte die Reformation keinen Eintrag gethan, der Pietismus und Mystizismus pflegten ihn, und die Forschung war in Deutschland noch nicht auf jene Wissenschaften gerichtet, die ihm hätten in den Weg treten können. Aus einer Mischung dieser Elemente entstanden eine Menge für jene Zeit charakteristische Erscheinungen, und eine eigene Art von Hochstapelei, welche das Geheimnisvolle als Mittel gebrauchte und die Wundersucht und Unwissenheit auf dem Gebiete des realen Wissens sich zu nutze machte, begann zu grassieren. Es entstanden allerlei Klubs, welche das Geheimnisvolle als das Wesentliche pflegten, und Wundermänner und Betrüger gingen aus ihnen hervor oder stützten sich auf sie. Schon damals (um 1775) betrieb Mesmer seinen Magnetismusschwindel. Es war die Zeit der

Digitized by Google

Alchimisten, Gold- und Diamantenmacher, der großen Wunderthäter, eines Grafen Saint-Germain, eines Casanova, Cagliostro.

Auch große soziale Reformpläne, welche die Erfassung der Bedürfnisse der Zeit in edeldenkenden Männern gezeitigt hatte, konnten nur in den Formen solcher Mysterienbündnisse Verwirklichung oder doch Propagierung suchen. Von solcher Art war der Illuminatenorden, welcher seit 1776 insbesondere in Süddeutschland und Österreich Verbreitung fand. Aber schon 1784 traf ihn die Verfolgung von seiten des baierischen Staates. —

Das mystische Ordenswesen beherrschte auch das Studententum an den Universitäten, dessen Lebensformen im übrigen noch viel von der alten Roheit gerettet hatten. Man hat die studentischen Ordensformen als vom Freimaurertum entlehnt betrachtet, aber wahrscheinlich haben beiderlei Orden nur aus derselben Quelle geschöpft, dem alten Gildewesen. Die Einteilung der Studenten in Pennale, Füchse und Burschen ist zweifellos mit veränderten Namen dem Handwerke entlehnt; aber auch die Sitte, so absonderliche Namen zu wählen, stammt daher, wie z. B. der Lehrling des Böttcherhandwerks ein „Ziegenschurz" hieß. Auch die Behandlung des Pennals und die rohgewaltthätigen Formen bei der Aufnahme in einen höheren Rang, die ganze Appretur des Fuchses entspricht genau dem „Hobeln", „Schleifen" ꝛc. des Lehrlings. Der bedeutendste geheime Studentenorden war der der Amicisten, welchen ein Reichstagsbeschluß aufhob. Seine letzten Mitglieder wurden 1798 in Jena relegiert; nachmals trat die Burschenschaft an seine Stelle.

Auf allen Gebieten regte sich ein geistiges Streben, gegründet auf ein Ungenügen der Verhältnisse, wie es das Mittelalter in seiner Standesabschließung und in seinem Glauben an den göttlichen Plan dieser Ordnung nicht zum Ausdrucke brachte. Die ursprüngliche Freude an der Reformation machte der Erkenntnis Raum, daß ihr Wert doch mehr auf der Seite der Negation gelegen sei. Was sie Positives schuf, Dogmen und Dogmenzwist, befriedigte nicht mehr den einmal entfesselten

Digitized by Google

Wunsch und Gedanken. Daher neben dem Dogmatismus die Mystik, der Pietismus. Das Dunkel der Gedanken und Gefühle bot keine dauernde Erlösung. Man suchte sie, unfähig Hand anzulegen an die drückenden sozialen Lebensverhältnisse, immer mehr auf dem Gebiete des Erkennens und Wissens. Daher das Tasten und Anklopfen bei allen geheimen Gesellschaften, als ob da die Wahrheit verschlossen läge; daher die ungewöhnliche Begeisterung für eine Litteratur, welche fern vom tendenzlosen Spiel der Unterhaltung die Fahne der Befreiung, der Aufklärung emporhielt. „Aufklärung" ist fortan die Parole der Zeit; Lessing, Schiller, Goethe sind ihre Männer. Der Kampf für die Sprache als das Symbolum des Volkstums erfüllt nicht mehr allein die Gemüter, der Kampf entbrennt nach vielen Seiten hin. Der Dichter, der ihn am vielseitigsten führt, der dieser Kampftendenz die zündendsten Worte leiht, der ist der Mann des Volkes.

Gotthold Ephraim Lessing (1729—1781) verdient nicht nur dem Jahre seiner Geburt nach den Vortritt unter den Heroen dieser großen Zeit, welche in ihrer Art selten in der Geschichte wiederkehren dürfte. Er überblickte mit seltenem Scharfblicke den ganzen Kampfplatz, auf welchen die Zeit ihn stellte; das Begonnene vollendete er und den Nachfolgenden zeigte er neue Ziele. Er befreite die deutsche Litteratur von dem letzten Reste der Fremdherrschaft, von der Herrschaft französischer Formen und Muster, das deutsche Nationalgefühl von der Unterwerfung unter fremde Geschmacksrichtungen; er schuf das langerstrebte deutsche Nationaltheater und verlieh ihm als einer ersten Volksbildungsanstalt eine Bedeutung, die es vor und nach ihm nicht mehr besaß; er nahm mit siegreicher Kritik den Kampf gegen den starren Dogmatismus auf und verkündete in seinem „Nathan" das lang vergessene Evangelium der Liebe als die Religion einer schöneren Zukunft.

Neben ihm, dem großen Feldherrn und Vorkämpfer, erscheinen als tapfere Männer, jeder in seiner Art tüchtig und verdienst-

Digitized by Google

voll, Wieland (1733—1813) und Herder (1744—1803), jener als ein zweiter Gellert der neugeschaffenen deutschen Sprache die Pforten der Schlösser und Herrschaftshäuser eröffnend, dieser den beengten spezifisch christlichen Anschauungskreis erweiternd durch den freien Ausblick auf die Antike und den Humanismus.

Der außerordentliche Volksenthusiasmus, von dem die Erscheinung Schillers getragen und gehoben wurde, bezeichnet diesen als denjenigen, der in der richtigen Mitte der Bewegung und zugleich dem Verständnisse des Volkes am nächsten stand. Er ist unbestritten der populärste deutsche Dichter geblieben — nicht ganz mit Recht, hat einmal eine späte Kritik behauptet. Statt echter Poesie biete er gar oft schöne Beredtsamkeit, statt der Naivetät der Kunst führe er die Tendenz eines Priesters der Zeitideale uns vor. Aber das ist es eben, was damals der Dichtkunst eine Bedeutung gab, die sie vor und nach nicht wieder besaß; nur damals wurde die Dichtkunst so ganz und gar die Verkünderin aller geistigen Strebungen des Volkes; und sie waren von solcher Art, sie standen noch in solch idealer Entfernung von der Umsetzung in die reale That, daß sie es werden konnte. Mochte Schiller im minderer Grade der geborene Poet sein als Goethe; er war in höherem Grade der Prophet und Sprecher seiner Zeit, ein Dichter in einem ganz anderen Sinne als jene, die einst zum Reigen der Großen sangen oder von Recken alter Zeit erzählten. Als solchen hat ihn sein Volk verstanden und über alle erhoben. Er lieh in seinen Jugendwerken dem noch unbestimmten Drange Worte, der das Volk durchzitterte, dem ratlosen Unbehagen und Ungenügen eines für edle Aufgaben geschaffenen, niedergetretenen Volkes — und seine reifsten Werke durchglüht das Feuer des Freiheitskampfes; kennt doch der in Fesseln und Kerker Schmachtende keinen näheren Wunsch als den der Freiheit; mit der Befreiung scheint jede andere Frage gelöst — aber wenn die Freiheit wirklich naht, dann wächst die dunkle Sorgengestalt dieser Fragen; dann findet

Digitized by Google

kein Sänger mehr so herzergreifende, so siegessichere Töne, wie sie Schiller fand.

Und selbst dieser einschmeichelnde Klang seiner wohlrednerischen Verse, er hob und entzückte ganz anders als heute das Herz des Patrioten. Klopstock durfte mit Stolz die deutsche Sprache jede andere in die Schranken fordern lassen; man mochte ihm glauben: hier war Siegesgewißheit. Man muß die entsetzliche Sprache des Jahrhunderts aus Akten, Briefen und Tagebüchern kennen, um die Begeisterung zu begreifen, mit der Eltern ihre Kinder hochhoben, daß sie den Mann sähen und es ihr Lebenlang erzählen könnten, den Mann, der mit solchem Glanze die Muttersprache geziert, das Wahrzeichen und Palladium der zertretenen Volkseinheit.

Goethe war nicht in diesem Sinne des Volkes Prophet. Er nahm nicht einen so unmittelbaren Anteil am Kampfe der Zeit, aber seine unerreichte Geistesgröße zeichnete ihm dafür ein weiteres Feld vor, steckte ihm entferntere Ziele. Auf die Höhe, von der aus er den ganzen Kampfplatz der Menschheit überblickte, folgte ihm das Volk nicht; aber seine Weltanschauung half eine bessere Zukunft vorbereiten, und seine Dichtergröße gewann dem lang zurückgesetzten Volke die Bewunderung der Nachbarn.

Es war die Erscheinung einer natürlichen Reaktion, daß die gesamte Aufklärung, in deren Dienst sich die schöne Litteratur auf der Höhe ihrer Entfaltung stellte, dem Dogmatismus und Pietismus gegenüber, diesen älteren Formen deutschen Geistesstrebens, sich ablehnend verhielt. Diese Abkehr des Geistes von dem älteren Gebiete seiner Thätigkeit erhielt durch Immanuel Kant (1724—1804) ihre wissenschaftliche Begründung. Auch der königsberger Philosoph konstruierte gleich Descartes und Leibniz das Gebäude der menschlichen Wissenschaft von dem inneren Wissen des Menschen aus und stellte dabei die unverrückbaren Grenzen des menschlichen Erkennens fest. Diese kritische Begrenzung zeigte dem strebenden Geiste, mit welcher hart-

Digitized by Google

näckigen und liebloſen Kampfluſt er ſich bisher gerade auf Gebieten getummelt habe, die außer aller Möglichkeit menſchlichen Erkennens liegen, und wie die ganze Beute, die er aus dieſen, oft wahrhaft blutigen Kämpfen heimgebracht, ſo weit ſie ein Wiſſen einſchließen wolle, ſolcher Blutarbeit nicht wert geweſen ſei. Das Überſinnliche, um deſſen Erforſchung ſich bis jetzt die Menſchen faſt allein bemüht, läßt ſich durch des Menſchen Geiſt gar nicht erforſchen; es können nur die Urteile und Überlieferungen über dasſelbe ſein, an welche die Forſchung anſetzt.

Dieſe Begrenzung und Sonderung der Wiſſensgebiete wirkte heilſam ernüchternd; ſie ſchien das Rätſel aller Kämpfe der Geiſter zu löſen und menſchlicher Geiſtesthätigkeit auch außer der theologiſchen ihren Ehrenplatz anzuweiſen. Dieſe Philoſophie, welche in ihrem ganzen Umfange wegen der fachwiſſenſchaftlichen Einkleidung nicht ſehr populär werden konnte, bildete umſomehr in ihren Grundſätzen das feſte Fundament der deutſchen Aufklärung.

Wurde ſo auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft der ſcholaſtiſchen Befangenheit der Menſchheit ein Ende bereitet, ſo begann der Hamburger Baſedow (1723—1790) mit dem alten Scholaſtizismus in der Schule aufzuräumen. Es war damals ein großes Werk, den Verſuch eines Elementarbuches „der menſchlichen Erkenntniſſe“ zu machen, und durch Leitung der Wahrnehmungen der Sinnenwelt den Unterricht beginnen zu wollen, eine Revolution. Auch ſein „Philanthropinismus“ kehrte ſich gegen den Konfeſſionalismus; ſein „Elementarwerk“ war für Schüler aller Konfeſſionen entworfen.

Der Schweizer Peſtalozzi (1746—1827) begründete auf ähnlichen Grundſätzen das moderne Schulweſen. Neben der auf Anſchauung gegründeten Methode, die ſchon Comenius ein Jahrhundert früher geſchaffen hatte, ruht ſein großes Verdienſt um die Kultur in dem allmählich durch ihn zur Geltung gebrachten Grundſatze, daß der Schulunterricht nicht wie bisher darin beſtehen ſollte, einer einzelnen Klaſſe von Menſchen die Fertigkeiten

Digitized by Google

für eine bestimmte Art Fortkommen zu bieten, sondern daß er auf die Entwicklung der echten, schönen Menschlichkeit in jedem Menschen hinzuwirken habe. Darin hing auch diese Bestrebung mit der großen Befreiungsbewegung zusammen, welche das Jahrhundert kennzeichnet. Das damals noch neue Prinzip der allgemeinen Volksschule war in diesen Forderungen eingeschlossen. Seine Anerkennung bildete einen Teil der langsam vorwärts schreitenden demokratischen Revolution, welche die Standesschranken des Mittelalters und mit ihnen dessen gesamte Lebensordnung einriß.

Diese Revolution ist noch nicht abgeschlossen, die Neuordnung angebahnt, aber noch nicht begründet. Ein Hauptziel der ganzen Reformbewegung, welcher damals, wenn auch nicht immer in bewußter Weise, alle geistige Arbeit diente, schien gegen das Ende des Jahrhunderts mit der Auflösung der Leibeigenschaft, Einführung der Toleranz, verschiedener Gerichts- und Verwaltungsneuerungen erreicht; bald brachte die französische Revolution auch einige deutsche Landesteile dem Ziele noch näher; da verstummte der Schlachtruf in der deutschen Litteratur. Goethe, dem es gegönnt war, zwei Jahrhunderte zu beherrschen, ließ die einst den Besten so nahestehenden Ziele hinter sich, dem allgemein Menschlichen, dem Kosmischen seinen heitern Formen- und Forschungssinn zuwendend.

Dem letzteren abgekehrt, folgte ihm in der Art der Dichtungsweise eine jüngere Schule der Litteratur. Die „Romantiker" legten die Sturmfahne, welche unsere großen Dichter der allgemeinen Bewegung vorangetragen, beiseite als ein Ding, das sich für den echten Dichter nicht schicke. Sie wurden tendenzlose Erzähler von Begebenheiten aus alter Zeit, oder sie suchten, des Kampfes und Kampfgetöses müde, ihren Frieden in jenem Sichversenken in die Vorzeit. Der man als einer Hölle entflohen, sie erschien jetzt wie ein verlorenes Paradies. Eine von der Wirklichkeit zeitlich weit entfernte Dichtung umgab sie mit einem Zauber, der verlockend genug war, den modernen Geist

Digitized by Google

zu bestricken. Gerade im Kreise der Romantiker mehrten sich die Fälle der Rückkehr von Protestanten zum Katholizismus; sie gaben den Verhältnissen einen richtigen Ausdruck. Auch die Trennung von bürgerlichem und höfischem Leben machte erst unter der Herrschaft der Romantiker einer größeren Annäherung platz. Es ist nicht minder bezeichnend, daß gerade die Romantiker wieder, wie einst die höfischen Minnesänger, in den Sälen der Fürsten erscheinen durften, allerdings nicht mit der Leier, aber als Vorleser. Dagegen gewannen sie nicht entfernt jenen Einfluß auf das Volk, dessen sich die älteren Klassiker erfreuten.

Nur die beiden Stolberge hatten noch im „Hainbunde" mit Voß der Freiheit Lieder geopfert; die übrigen Romantiker — Novalis, geb. 1772, Fried. Schlegel, 1772, Aug. W. Schlegel, 1767, Tieck, 1773, Brentano, 1777, und Arnim, 1781 — gehörten einer jüngeren Generation an. Auf ihre Jugend war der Schatten der tiefsten Erniedrigung des Vaterlandes nicht mehr gefallen; die Lieder an ihrer Wiege verrieten nicht mehr die bäurische Roheit, nicht mehr die neuromanische Verunstaltung der Muttersprache, sie wuchsen auf ohne die patriotische Leidenschaft eines Klopstock oder Schiller. Schon gab es damals wenigstens Einen nationalen Staat in Deutschland, der sich emporgerafft hatte, einen Träger deutschen Ruhmes und deutscher Hoffnungen. Diese Generation hatte es leichter, gesetzt zu werden und altklug über die Stürmer von ihr zu urteilen. So sticht die Denkweise der Jugend von heute von der der Väter ab.

Allein Preußen erfüllte die von ihr gehegten Hoffnungen damals noch nicht; seine Macht brach zusammen unter der des französischen Volksheeres. Da trat die Dichtkunst wieder in den Dienst des Patriotismus: Arndt, Körner, M. v. Schenkendorf, Heinr. v. Kleist erhoben den Schlachtruf. Auch sie wurden wieder echte Tendenzdichter; aber ihre Dichtung unterscheidet sich von der der ersten Klassiker durch den sehr lokalisierten Ton und die Richtung auf ein einzelnes festes Ziel. Nur der Süddeutsche Uhland näherte sich vom Boden seiner Romantik aus

Digitized by Google

dem umfassenderen Freiheitsgedanken der älteren Kampfdichter. Eben dahin gelangte das „junge Deutschland“, als auf die Befreiung des Vaterlandes vom äußeren Feinde die innere Tyrannei des Polizeistaates folgte.

Doch hörte die Dichtung immer mehr auf, die vorbereitende Aktion für soziale Umgestaltungen und Fortentwickelungen zu bilden. An ihre Stelle trat die Presse und weiter ausgreifend die Wissenschaft. Während sich die schöne Litteratur im überhand nehmenden Romane wieder vorzugsweise der Unterhaltung zuwendete, allenfalls auch die Zeitfragen zum Gegenstande derselben machte, gehört das laufende Jahrhundert vorzugsweise der Wissenschaft an. Erst eine spätere Zeit wird in einer einheitlichen positiven Weltanschauung zusammenfassen können, was jetzt auf den zerstreuten Gebieten mit kritischer Arbeit gesichtet und vorbereitet wird.

Die Höfe und die sozialen Reformen.

Höfe, wie der zu Weimar, der durch den Schutz, den er der deutschen Litteratur gewährte, sich einen unsterblichen Namen erworben hat, bildeten seltene Ausnahmen. Gerade die bedeutenderen Höfe standen in keiner fördernden Beziehung zu der Geistesarbeit, die wir eben skizziert haben. Nicht einmal von dem Regimente der freien Städte läßt sich solches schlechthin behaupten. Standen sie auch nicht unter dem Einflusse des Romanismus, so war doch der Einfluß der strenggläubigen Geistlichkeit in ihnen so groß, daß beispielsweise eines von den erwähnten verdienstvollen Büchern Basedows das Thor von Lübeck nicht einmal passieren durfte.

Der Wiener Hof stand bis zum Tode Karls VI. unter dem Einflusse der spanischen Etikette. Daneben galt die Pflege italienischer Kunst, insbesondere des italienischen Singspieles für hoffähig. Doch drang auch schon zu Karls VI. Zeiten französische Sitte immer mehr ein; vorzugsweise huldigten ihr die Minister und der Staatskanzler Kaunitz. Während man fran-

Digitized by Google

zösisch von den Diplomaten, lateinisch vom Beichtvater, italienisch von den Lippen Metastasios vernahm, waren der Hanswurst Stranitzky und der Prediger Abraham von Santa Klara diejenigen Organe, durch welche die deutsche Sprache ihre Vertretung vor dem Hofe fand. Wenn auch der brave Abraham in seiner Art seine Verdienste hat, so konnte doch die grob humoristische Art, wie er die Muttersprache gebrauchte, dieselbe nur als eine für höhere Zwecke unbrauchbare Bauernsprache erscheinen lassen.

Unter Maria Theresia wurde das Deutsche als Familiensprache des Kaiserhauses bevorzugt; aber von der Ausbildung, welche dasselbe damals schon durch die aufstrebende deutsche Litteratur erfuhr, nahm Wien überhaupt noch keine Kenntnis; man sprach auch am Hofe den Dialekt. Einem englischen Beobachter jener Zeit schien es, als ob der österreichische Adel beiderlei Geschlechtes überhaupt nie zu lesen pflegte und weder mit der schönen Litteratur, noch der Wissenschaft irgendwie bekannt sei. Dennoch blieb Österreich gegen den Zeitgeist nicht abgeschlossen; die Regierungen Maria Theresias und Josefs II. sind die reformenreichsten Österreichs, und diese Reformen bezeichnen alle das Gebiet der großen sozialen Bewegung, welche die skizzierte Litteratur jener Zeit einleitete oder begleitete. Die Berufung von Männern wie Sonnenfels und Felbiger aus Preußen bahnte den Weg. Es war ein erster Schritt zur sozialen Reform, daß Maria Theresia die Steuerfreiheit des Adels und der Klöster aufhob; sie brach damit im Prinzipe mit dem Patriarchalismus, auf welchen die Gesellschaft bis dahin beruhte. Der Leser, der sich vorausgeschickter Erzählungen erinnert, wird ermessen, was es für die Kulturentwickelung bedeutete, daß die Kaiserin sich von Sonnenfels bewegen ließ, die Anwendung der Folter im Gerichtsverfahren (1776) in ihren Ländern abzuschaffen. Durch ihre „allgemeine Schulordnung“ begründete sie 1774 in dem katholischen Lande ein staatliches Volksschulwesen.

Wenn zu diesen Neuerungen der Zwang realer Verhältnisse

Digitized by Google

hindrängte, so gestaltete sich in Kaiser Josefs II. Haupte ein idealer Plan der Menschheitsbeglückung, der hinter den Idealen der deutschen Dichter nicht weit zurückblieb. Nun der Kaiser voraneilte, zeigte es sich, wie sehr hier die Völker zurückgeblieben waren. Waren schon die hiesigen Deutschen in ihrer Abschließung von dem frischen Hauche unberührt geblieben, so war bei den übrigen Völkern des vielsprachigen Reiches eine ähnliche Geistesbewegung nicht vorangegangen; es fehlte ihnen sogar zum Teil jenes Element, das sie in Deutschland geboren: das Bürgertum. Wer sollte da des kaiserlichen Menschenfreundes Reformideen würdigen, stützen und tragen?

Er hob (1781) die Zensurgesetze auf und gewährte Rede- und Preßfreiheit einem Volke, das sich jedem ernsten Geistes-kampfe noch fern gehalten. Er erließ das berühmte Toleranz-edikt und legte damit freiwillig eines der härtesten Rechte der Patriarchalgewalt, das der Bestimmung der Religion des Unterthanen aus der Hand, ein Recht, unter dessen strenger Anwendung die wirtschaftlichen Interessen seines Staates bereits auf Jahrhunderte hinaus unheilbar geschädigt worden waren. Die Zertrümmerung der alten Patriarchalgewalt mußte naturgemäß im Mittelpunkte der sozialen Reformen stehen. Dahin zielte die Beschränkung der gutsherrlichen Strafgewalt, die Unterwerfung der Grundherren unter die von staatswegen eingeführten „Kreisgerichte" und die bald darauf folgende Aufhebung der Leibeigenschaft, eine Maßregel, für die „Vernunft und Menschenliebe" spräche (1782). Im Grunde war die 1787 erfolgte Aufhebung der Todesstrafe nur die äußerste Konsequenz der Vernichtung der Patriarchalgewalt. Das sind die wesentlichsten Punkte der großen Sozialreform.

Aber auch die Kirchenreform auf katholischer Seite nahm Josef II. in die Hand, jene Art Reform, welche allmählich den „Werken" einen sozialfördernden Inhalt zu geben sich bemühte und hierin dem protestantischen Pietismus in seiner älteren Gestalt sich näherte, vom späteren desto mehr sich entfernte.

Digitized by Google

Doch griff der edle Kaiser auch hier mit etwas stürmischer Hand ein, indem er einen langsam sich vollziehenden Prozeß rasch vorgreifend abschloß. Aber es war ganz im Sinne der sich äußernden Entwicklungstendenz, daß er nur denjenigen Orden den Fortbestand gestattete, die eine humane, gemeinnützige Thätigkeit zum Gehalte ihrer Werkheiligkeit gemacht hatten. Als solche galt ihm vorzugsweise die Schulpflege.

Die mittelalterlichen Schranken der geschlossenen Stände durchbrach er, indem er dem Geburtsadel einen zahlreich ernannten Verdienstadel hinzufügte, in seiner Rechtspflege und seinem Steuersysteme aber dem Adel jedes Vorrecht entzog. —

Leider dauerte der Zug dieser Reformen nur so lange Josef II. lebte. Als er die Augen schloß, begann die lange, düstere Reaktionszeit, welche 1848 die Völker zwang, zu erzwingen, was ihnen Josef II. gegeben oder verheißen hatte. Zu letzterem gehörte die Ablösung der nach Aufhebung der Leibeigenschaft gebliebenen bäuerlichen Verbindlichkeiten — 1789 ausgesprochen, erfolgte sie erst 1848.

Die glänzendste deutsche Hofhaltung im Beginne des vorigen Jahrhunders war die zu Dresden. Indem der Kurfürst Friedrich August von Sachsen — „August der Starke" — 1667 zum Katholizismus übertrat, entsagte sein Haus den großen Traditionen der Reformation. Dafür gewann er das Königtum Polen, und es bildete sich zwischen den beiden Ostmächten Deutschlands eine dritte, welche gleich Preußen und Österreich ihr Schwergewicht außer dem Reiche hatte. Seither bot Dresden das vollendetste Abbild einer französischen Hofhaltung mit einem Luxus und Aufwande, der sich in dem sonst noch so armen Lande doppelt glänzend abhob.

Die Prachtliebe und die Wüstlingsgroßthaten August des Starken († 1733) sind heute noch lebhaft im Andenken des Volkes. Die Kleiderpracht, die der durch starken Körperbau berühmte Fürst bei seinem Einzuge in Polen anlegte, schätzte man auf mehr als eine Million Thaler. Der von ihm mit dem

Digitized by Google

„Zwinger" begonnene Palastbau in Dresden wäre, nach diesem Plane fertiggestellt, ein Wunder der Großartigkeit geworden. Den Hauptgegenstand des Luxus jener Zeit bildete ein möglichst glänzendes Maitressenwesen. Hierin überbot August der Starke alle seine Zeitgenossen. Man rechnete nach, daß ihn die Gräfin Cosel in solcher Stellung allein an zwanzig Millionen gekostet habe; diese war aber so wenig die einzige, daß man ihm 352 Sprößlinge zuschrieb. Einige davon gelangten zu hohem Range, wie der Graf Moritz, der Chevalier Georg von Sachsen, der Graf Rutowski, Graf von Cosel u. a. Von seiner Gemahlin hatte er nur einen einzigen Sohn. Mit Sängern, Tänzern, Schauspielern und Goldmachern, durchwegs fremder Nationalität, füllte sich Dresden; aber die wirtschaftliche Lage des Landes, eine Herzenssorge früherer Herrscher, entsprach nicht diesem Aufwande. Ein solcher wirkt vorteilhaft, wenn er der Ausfluß angesammelter Reichtümer ist; hier aber entsprang er in einem noch wenig bemittelten Lande der Sucht der Nachahmung. Als August bei der Hochzeit seines Sohnes, August III., in Dresden vier Millionen verschleuderte, hatte sich die Theuerung im Lande zur Hungersnot in den Gebirgsgegenden gesteigert.

Der feine Anstand und die Kunst der Repräsentation, die man August II. nachrühmte, zeigten neben der empörenden Unsittlichkeit, welche die Töchter der Maitressen in die Stellen der Mütter einführte, wie wertlos die Nachahmung äußeren Sittenschliffes ist; jenes Streben aber, das damals das deutsche Volk von innen heraus erhob, fand an diesem Hofe keine Stätte. Unter August III. (1733—1763) blieben die Verhältnisse wesentlich dieselben; dann brach die polnische Herrschaft zusammen.

Die große Entsittlichung, welche im allgemeinen die höheren Kreise im 17. und 18. Jahrhunderte kennzeichnet, hat sichtlich mit der Entwicklung der Territorialgewalt zugenommen. Die Allmacht des patriarchalischen Absolutismus verleitete scheulos allen Gelüsten nachzujagen, und die gleichzeitig immer mehr aufblühende Geldwirtschaft, das Banken- und Hypothekensystem ge-

Digitized by Google

währten für den Moment wenigstens die reichsten Mittel, wie sie den geldarmen Vorfahren versagt geblieben waren. Gegenüber diesen Einflüssen blieben die Veranstaltungen des Religionswesens ohne durchgreifenden Belang; kirchliche Frömmigkeit war in den lasterhaftesten Gesellschaften von damals nicht ausgeschlossen.

Der Vortritt der verschiedenen Laster wechselte mit den Zeiten; das tolle Hazardspiel erhielt sich immer. Das Hauptlaster des 16. und 17. Jahrhunderts war die Trunksucht. Die Hoftrinkordnungen jener Zeit zeigen uns, wie sich ihm beide Geschlechter ergeben hatten. Auch der zarten Hofdame wurde schon frühmorgens, da heute auch die Männer Kaffee oder Thee zu trinken pflegen, Bier in ziemlichen Quantitäten gereicht. Eine Äbtissin von Quedlinburg aus der Grafenfamilie der Stolberge erwarb in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts den Ruhm einer bedeutenden Trinkerin, und es fehlte in sehr hohen Häusern nicht an Beispielen des Säuferwahns bei Frauen. Vielfach suchten die Damen den Genuß im gesüßten Wein. Das 18. Jahrhundert entsagte diesem Laster wohl nicht; aber in den Vordergrund trat die Galanterie und das Maitressentum. In ihm ließ sich zugleich die barbarische Sucht des Prahlens noch mehr befriedigen; es galt zugleich als eine raffinierte Schaustellung des Aufwandes, weshalb es ihm eigen war, sich schamlos der Öffentlichkeit darzustellen. Der völlige Mangel an Schamgefühl fand zugleich seine Stütze in der Geringschätzung, mit welcher der patriarchalische Absolutismus auf den Unterthan herabsehen durfte.

In Brandenburg lagen die Verhältnisse von Anfang an etwas anders. Die Vielseitigkeit der Hilfsquellen, über welche die Habsburger geboten, selbst die Fruchtbarkeit und Bevölkerungsdichte des sächsischen Bodens fehlte ihm. Als Paß der Schweden hatte es im großen Kriege sehr gelitten, die dauernde Einengung des deutschen Bodens durch die Schweden fühlte es als nächster Nachbar, selbst der Zuwachs durch das säkularisierte

Digitized by Google

Erzstift Magdeburg brachte ihm zunächst nur die entvölkertste und herabgekommenste der altberühmten deutschen Städte ein. Die siegreichen Kriege, die der große Kurfürst gegen Schweden und Franzosen führte, erschöpften die Staatskraft; aber die Diplomatie vereitelte die gehofften Erfolge.

Mehr als sonstwo drängte sich also hier die wirtschaftliche Sorge in den Vordergrund, und mit ganz geringen Ausnahmen kennzeichnete das Verständnis derselben alle folgenden Fürsten dieses Landes. Schon der große Kurfürst erkannte, eine uralte deutsche Tradition aufnehmend, in der fortgesetzten inneren Kolonisation das solideste Mittel zur Hebung seiner Einkünfte und seiner Macht. Was damals so viele Länder wirtschaftlich schädigte, die Entfernung der dem Fürsten religionsfremden Einwohner, das nützte Brandenburg als Mittel solcher Kolonisation. Arme Unterthanen trieb des Glaubens willen niemand aus dem Lande; die gutsherrliche Gewalt war stark genug, sie einfach zu zwingen. Aber freie Bauern, gewerbstüchtige Bürger, kurz Leute von einigem Vermögen und Können, traf die Verbannung. In Frankreich erfolgte die Aufhebung des Ediktes von Nantes, das den kalvinischen Hugenotten Duldung gewährt hatte, am 22. Oktober 1685, und schon am 29. Oktober desselben Jahres bewarb sich der große Kurfürst durch ein, allen Flüchtigen Schutz und Unterstützung versprechendes Edikt förmlich um die Auswanderer. Es war schon früher seine Sorge gewesen, die dezimierte Bevölkerung der Städte zu ergänzen; er hatte schon 1676 Zuzüglern drei bis sechs Jahre Freiheit von Schoß und Einquartierung angeboten, und mit dem alten Zunftsysteme darum gebrochen, um durch Aufhebung von Aufnahmstaxen, Meistereſſen und dergleichen Erschwerungen den Zuzug der Gewerbtreibenden zu erleichtern. Der Erfolg konnte nicht genügen, weil auch das Land völlig erschöpft war.

Nun leitete er einen Zug auswandernder Hugenotten nach dem immer noch verödeten Magdeburg. Er konnte den Abschluß dieser Zuwanderung nicht mehr erleben; aber auch seine

Digitized by Google

Nachfolger blieben bei dem Systeme. In den Jahren 1686 bis 1719 siedelten sich dort 1582 Personen an, errichteten daselbst Seidenstrumpffabriken und zeigten den Eingebornen einen Musterackerbau. Zwischen 1689 und 1708 wurden in gleicher Weise 2022 Pfälzer und Wallonen aufgenommen, welche die Wollen- und Tabakindustrie mit sich brachten. Noch bedeutenderen Anteil nahmen die Exulantenkolonien an der Erhebung Berlins zu den Anfängen einer Großstadt.

Die persönlichen Liebhabereien des großen Kurfürsten hatten einen fast bürgerlichen Anstrich; er übte fleißig das Ballspiel und hielt sich eine Menge Singvögel. Das änderte sich sehr unter Friedrich I. Sein Königtum in dem damals noch außerdeutschen Preußen übte auf den brandenburgischen Hof einen ähnlichen Einfluß, wie die polnische Trugherrlichkeit auf Sachsen. Französische Lebensformen und französisches Maitressenwesen wurden auch hier eingeführt, französischer Luxus entfaltet.

Aber das dauerte nicht lange. Mit Friedrich Wilhelm I. trat ein weit über die Grenzen des Angemessenen hinausgehender Rückschlag ein. Dieser zweite Preußenkönig war die kleinlichste Wirtschaftlichkeit selbst, ein knauseriger Philister und Haustyrann; nur in Einem allein verschwenderisch, in der Sorge für die Mehrung seiner stehenden Armee. Sein urdeutsches Wesen hatte etwas Biederes und Kerniges; aber es mußte den an etwas feinere Formen Gewöhnten erschrecken; es versetzte ihn in frühe Jahrhunderte zurück. Dabei war er doch wieder außer Stande, sich einer richtigen deutschen Sprache zu bedienen, denn außer dem eigentlichen Volkskreise und für deren Bedarf ausreichend gab es noch keine; es herrschte eben noch jenes Neuromanisch, das dem Leser am besten in jenem berühmten Ausspruche des Soldatenkönigs entgegentritt: „Ich stabiliere die Souveraenitaet wie einen Rocher von Bronce.“

Mit diesen Worten schlug er die Prätensionen des Patriarchaladels nieder, indem er im Jahre 1717 die Besteuerung des Adels einführte, welcher bisher alle vom Staate geforderten Ab-

Digitized by Google

gaben auf seine Arbeitsbienen, die Unterthanen, verteilt und gelegt hatte. Die Kolonisation setzte er fort und gewährte dazu allen Nationen und Bekenntnissen Aufnahme, die sich meldeten. Namentlich gewann die Landkultur durch die Heranziehung von Holländern. Auf diese Weise dehnte sich ein persönlich freier und selbständiger Bauernstand immer mehr aus.

Den Hofhalt seines Vaters hatte er sofort bei seinem Regierungsantritte aufgelöst, die Maitressen und französischen Schauspieler abgeschafft. Sein väterliches Hausregiment war ehrbar, aber hart bis zur Roheit. Sein Jähzorn konnte ihn sogar leicht zu Thätlichkeiten hinreißen. Seine Passionen beschränkten sich auf die Jagd und Militärschauspiele. Am Hofe ging es sehr bürgerlich zu, nach den Memoiren seiner Tochter sogar etwas knapp. Polstersessel, Tapeten und Teppiche litt er nicht. Nach dem Abendessen pflegte der König in die „Tabagie" zu gehen, wie Bürger ins Wirtshaus zu gehen pflegen, und nachts gegen 1 Uhr heimzukehren. Diese „Tabagien" waren auch nichts anderes als eine Art Wirts- und Rauchstuben, die der Soldatenkönig sehr im Gegensatze zu französischen Hofsitten in oder bei seinen Schlössern zu Berlin, Potsdam und Wusterhausen eingerichtet hatte, um hier mit seinen Generalen und Ministern bei Bier und Pfeife in Ernst und derben Scherz ungebunden zu verkehren.

Bei aller Roheit hatte die Eigenart dieses Fürsten einen guten Kern. Nur das Ungewohnte, daß ein König, von dessen Antlitz sonst die Welt jede Sorge um das Tägliche und Gemeine hinwegzufächeln bemüht ist, so ganz in solchen bürgerlichen Sorgen versinkt, gleichsam als Träger der Nahrungssorge seines Hauses erscheint, berührt uns so eigentümlich. Der König machte gar kein Hehl daraus, daß es diese hausbackene Sorge ist, die ihn bei Handlungen leitet, die ihn in den Ruf des Tyrannen brachten. Der König hatte einmal für eine Prinzessin von Holstein in einem Grafen Dohna einen Gemahl „destiniert", ohne Rücksicht auf die Ungleichheit der beiderseitigen „Hümeurs",

Digitized by Google

wie die widerstrebende Dame in ihrer ablehnenden Bitte sich ausdrückte. Der königliche Bescheid lautete (mit verneuerter Orthographie): „Hat sie nicht Lust, kann ich sie nicht helfen; wovon will sie leben, wenn die Frau Mutter stirbt; ich würde sie nichts zahlen."

Seine Ordnungsliebe, die sich auf den ganzen Staat erstreckte, war groß und rücksichtslos, aber eben so hausbacken. Als er sich vornahm, Magdeburg wieder zu Glanze zu bringen, befahl er unter anderem, es seien gleichzeitig alle Häuser gelb anzustreichen und weiß zu säumen. Es war aber darunter das Haus „zum 10. Mai" von oben bis unten mit Bildern bemalt, welche damals sehr bewundert wurden und für eine Zierde der Stadt galten. Man bat also in einer eigenen Eingabe für dieses Haus; es half aber gar nichts: weiß und gelb mußte der Pinsel darüber!

In Friedrich II. vereinigten sich manche Charakterzüge seiner Vorgänger zu einem in seiner Gesamtheit doch wieder originellen Bilde. Mit welchen großen Erfolgen er die Politik des großen Kurfürsten fortsetzte, ist bekannt; er machte Preußen zur zweiten Großmacht in Deutschland. Den Militarismus seines Vaters pflegte er als Mittel zu diesem Zwecke; er gab der von jenem gebauten Maschine den belebenden Geist. Der auf diesen Höhen seltenen Wirtschaftlichkeit seiner Ahnen blieb er treu; aber er zeigte ihre Früchte an rechter Stelle im königlichen Glanze. Das ungeschliffene deutsche Wesen seines Vaters und der Gesellschaft desselben, die Leiden, die es seiner Jugend, seinem höher auffliegenden Sinne bereitet, scheuchten ihn für seine ganze Lebenszeit dem Franzosentum des Großvaters in die Arme; aber so vergnügungslustig auch der Jüngling war, der Mann gewann eine andere Seite des französischen Wesens lieb. Das Maitressentum und der eitle Hofprunk, den der Korporalstock seines Vaters ausgetrieben, kehrten nicht mehr an den Hof zurück. Aber der freie, grübelnde, witzige Geist, der das Fran-

Digitized by Google

zosentum eines Voltaire beherrschte, die Feinheit, zu der sich die Sprache erhoben, das nahm ihn als Reaktion auf seine düsterdeutschen Jugendeindrücke gefangen.

Seit seiner Thronbesteigung lebte er, wiewohl vermählt, das Leben eines Junggesellen, zum Teil eines Sonderlings in seinem ebenerdigen Gartenschlosse Sanssouci bei Potsdam, und die Wirtschaft des zweitmächtigsten Fürsten Deutschlands glich noch sehr der fast bürgerlichen Einschränkung, in der sein Vater gelebt; nur zeigte sofort die Wahl seines einfachen Wohnsitzes, dessen Wert in der kunstvoll hereinbezogenen Naturumgebung lag, den genialen Blick und Geschmack. Auf sein Äußeres hielt er nach bürgerlichen Anschauungen etwas zu wenig. Er wußte das und klagte nach neuerlich veröffentlichten Memoiren, daß er seit dem Tode seiner sorgsamen Mutter die schöne Ordnung der Wäsche entbehren müsse. Die Kleider benützte er länger, als ihrem Ansehen gut war, und die einzige Verschwendung, deren er sich schuldig machte, die des Schnupftabaks, kam diesem auch nicht zu gute. Er wisse wohl, sagte er, daß er zur Repräsentation nicht geschaffen sei. Dabei verstand er dennoch, bei festlichen Gelegenheiten durch seinen Hof zu glänzen. Noble Passionen liebte er nicht, nicht einmal die Jagd, wohl aber die Oper, Musik, die er selbst übte, und Lektüre.

Die innere Kolonisation setzte auch Friedrich II. in großem Maße fort und er erhob sie, mit größeren Geldmitteln ausgestattet, auf die Höhe großartigster Meliorationsarbeiten, wofür die Trockenlegung und Besiedlung des Oderbruches ein dauerndes Denkmal bleibt. Bei allen Wirtschaftsunternehmungen und sonstigen Regierungsmaßregeln spannte er aber allmählich das fiskalische Absehen so sehr an, daß die Volksliebe, die er genoß, seiner Bewunderung nicht die Wage hielt.

Ein Staat, der in solcher Weise sein Wirtschaftsinteresse in den Vordergrund stellte, hatte mit der That schon den Grundsatz aufgegeben: „cujus regio ejus religio.“ Friedrich II. ver-

Digitized by Google

säumte es nicht, kurz nach seiner Thronbesteigung einem das Mittelalter verabschiedenden Gedanken Ausdruck zu geben: „Die Religionen müssen alle tolleriert werden und muß der Fiskal nur das Auge darauf haben, daß keine der andern Abbruch thue, denn hier muß jeder nach seiner Façon selig werden." Ebenso schaffte er den Zensurzwang ab. In der Abschaffung der Tortur ging er allen deutschen Staaten, auch Österreich voran. Während in Preußen diese große Reform des Gerichtswesens 1754 eintrat, folgten hierin Baden 1767, Mecklenburg 1769, Kursachsen 1771 und Österreich 1776; in Hannover fand eine gesetzliche Abschaffung erst 1840 statt. Auch die Abschaffung der Hörigkeit bahnte Friedrich II. durch ein Edikt von 1764 an; das meiste zu ihrer örtlichen Beschränkung hatte hier überhaupt schon die erwähnte Kolonisation gethan; sie erzeugte einen tüchtigen Bauernstand neben dem hörigen, der bald überwog. Noch weiß heute manches Dorf im Oderbruch, aus wie vielerlei fremdartigen Volkselementen es einst der alte Fritz zusammengeflickt hat, und man muß staunen, was die freie Arbeit als Erziehungsmittel des Verschiedenartigsten geleistet hat.

Nach Friedrich dem Großen folgte eine Reaktion; man „schlief auf seinen Lorbeeren ein"; Napoleon erinnerte sehr unsanft daran. Nun aber erfolgte eine Erhebung mit aller Energie. Auch sie erschöpfte sich wieder, aber nicht ohne dauernde Neugestaltungen zurückzulassen. Dahin gehörte die gesamte Gesetzgebung, welche den Namen des Freiherrn von Stein trägt, vorzugsweise das Edikt vom 9. Oktober 1807, welches die bäuerliche Hörigkeit und Erbunterthänigkeit ganz und die Standesprivilegion so weit abschaffte, daß die früher dem Ritterstande vorbehaltenen Landgüter fortan von jedermann, von Bauern und Bürgern erworben werden konnten. Dazu gehörte auch die ein Jahr darauf erlassene Städteordnung, welche den anderen in Unterthänigkeit gehaltenen Ständen ein Maß von Selbstverwaltung zurückgab.

Digitized by Google

Schluß.

Deutschland wie Frankreich verarbeiteten im 18. Jahrhunderte die Erbschaft des siebzehnten. Für Frankreich war jenes ein Jahrhundert des Glanzes, der von einem absoluten beutereichen Königtum über das Volk hinstrahlte, blendend aber nicht sättigend, nicht befriedigend. Für Deutschland war es ein Jahrhundert des Ringens, des Kampfes um die halb vernichtete nationale Existenz, dann eine Zeit der Erraffung, der Reformen. Wir thun sehr unrecht, unter dem Eindrucke der Umsturzepochen unseres Säkulums zu übersehen, was das vorangegangene an organischen Reformen geleistet hat. Wir müssen das Wesentlichste noch einmal kurz skizzieren. Als das Jahrhundert aufging, trug es noch die blutige Gloriole des Hexenprozesses. Männer, die vordem dagegen ankämpften, wie der Arzt Wierus (Weyer) im 16. und die Jesuiten Tanner und Spee im folgenden Jahrhunderte, versuchten damit vergeblich gegen den Strom zu schwimmen. Erst dem mutigen Patrioten Thomasius (1701 und 1712) gelang es, mit seinen Kampfschriften Eindruck zu machen. Aus der Gesetzgebung verschwand der Hexenprozeß; nur im Volke blieb der Hexenglaube im Kampfe mit der Aufklärung.

Ein anderes Zeugnis für das Herauswachsen der Kultur aus der Barbarei war die Geschichte der Folteranwendung im Strafprozesse. Ursprünglich die Methode, den Knecht zum Geständnisse zu bringen, war sie, gefördert durch das Inquisitions- und Hexenverfahren, in raffiniert grausamer Vervollkommnung in dem Maße zum allgemeinen Rechtsmittel emporgestiegen, in welchem die allgemeine Freiheit der Menschen gesunken war. Auch sie verschwand noch vor dem Abendrot des großen Jahrhunderts.

Mehr als das; es verschwand zum Teil die patriarchalische Züchtigungsgewalt aus den Rechtsordnungen der Staaten, und die feudale Patriarchalgewalt selbst wurde dermaßen untergraben,

Digitized by Google

daß sie bald zusammenstürzen mußte. In Österreich wie in Preußen begann, nur nicht beiderseits mit gleicher Konsequenz und Ausdauer, ein neues Steuersystem auch die patriarchalen Häupter gleich denen der Unterthanen zu erfaßen und zu beugen; endlich vernichtete die Gesetzgebung ein Recht der Herren über die Landbauern als Knechte; sie warf sie aus dem alten Besitze und machte sie zur Obrigkeit im Auftrage des Staates. Dem Bauernstande wurden die Ketten gelöst oder doch gelüftet. Die Staatshäupter selbst gaben einen Teil ihrer Patriarchalgewalt auf, indem sie den lang geübten Gewissenszwang aufließen, den Glauben freigaben. Dafür gewannen neue Erkenntnisse die Anerkennung als allgemeines Rüstzeug des Menschen: die Idee der Staatsschule begann Boden zu fassen.

All das entwickelte sich in vorwärtsschreitender Weise in einem nichts weniger als zufälligen Parallelismus mit unserer aufblühenden klassischen Litteratur; in all dem trat mit dem Erlöschen der beiden Leuchten Josef II. und Friedrich II. ein Stillstand, bald ein Rückgang ein wieder mit dem Aufblühen einer neuartigen, nach der sozialen Richtung hin inhaltlosen Litteratur; der Schlummer der Romantik wollte beginnen.

Es mußten Ereignisse, es mußten die Völker daran erinnern, daß nur ein halber, nur ein negativer Teil des sozialen Reformwerkes geschehen sei. Die „ständische Verfassung" hatte dabei notwendig Schiffbruch leiden müssen. Die ständischen Beratungskörper bestanden ausschließlich aus denjenigen Gutsherren, welche über sich selbst und über Unterthanen frei verfügten. An diese mußte sich naturgemäß der Landesfürst wenden, wenn er über Gut und Leute verfügen wollte. So lange insbesondere die Heere von diesen Feudalherren und ihren hörigen Mannschaften gebildet wurden, hing das Gelingen geplanter Unternehmungen nicht nur von ihrer Bewilligung, sondern auch von ihrer Willfährigkeit ab, und daraus entwickelte sich ihr Recht, zu raten.

Dieses Recht der „Stände" mußte aber notwendig immer

Digitized by Google

inhaltloser werden, je mehr die Söldner- und Geldwirtschaft um sich griff, je mehr endlich die Landesfürsten zu stehenden Heeren gelangten. Mit diesen erstarkte naturgemäß der Absolutismus, verfielen die ständischen Körperschaften. Wo es auf das persönliche Mitthaten nicht mehr ankam, da lag auch nichts an der saueren Miene beim Raten. Es spitzte sich alles nur noch auf eine Geldbewilligung zu und selbst der Gefahr einer Nichtbewilligung konnte mit allerlei Finanzkünsten entgegengetreten werden; der Landesfürst gewann eine Menge Mittel, seinen Willen durchzusetzen. Friedrich II. richtete allen Scharfsinn darauf, immer neue Finanzquellen zu erschließen, auf welche das historisch gewordene Bewilligungsrecht der Stände keinen Bezug haben konnte. Je mehr das gelang, desto weniger bedurfte man der letzteren; so wuchs der Absolutismus der Regierungen.

Allein das Prinzip der Beratung mit den Regierten verlor dadurch doch nicht seine Berechtigung. Man kann von der juristischen ganz absehen, so springt doch die soziale in die Augen. Der aufgeklärteste Absolutismus selbst bewies am schlagendsten, daß seine Maschine in dem Maße unwirksam oder verfehlt arbeitete, in welchem ihre Bedienung von der unmittelbarsten Berührung mit den Volksbedürfnissen und dem Volksleben in ihren Goldkragen sich zurückzog. Der Grund ist kein juristischer, sondern ein naturgesetzlicher.

Wurde nun aber die Gestattung einer Einflußnahme des Volkes auf die Gestaltung seiner sozialen Ordnungen immer unabweisbarer, je komplizierter und verfeinerter sich die letzteren entwickelten, so konnte die neue Form derselben auch vom Standpunkte des Rechtes nicht gerade zweifelhaft sein. Die alten Standesherren hatten für ihre Unterthanen deshalb ein Bewilligungsrecht gehabt, weil nach der Theorie der Hörigkeit alles Vermögen in den Händen der Hörigen nur ein ihnen zu ihrer Lebensfristung überlassenes Nutzungsgut war; ohne Bewilligung des Standesherrn konnte der Staat den Unterthan nicht schatzen,

Digitized by Google

weil er damit in den Sack des ersteren griff; mit der Aufhebung der Leibeigenschaft wurde aber das bisherige herrschaftliche Nutzungsgut ein Eigentum des Unterthanen; wenn es nun auf eine Bewilligung ankam, so konnte diese konsequenter Weise nur noch der Unterthan *selbst* erteilen; er also wäre fortan in irgend einer Form den bewilligenden Körperschaften beizugesellen und nach seinem Anteil mit ihren Rechten auszustatten gewesen.

Aber diese Konsequenz wurde zunächst in Deutschland nicht gezogen, weil die Fürsten, welche die große Sozialreform in die Hand nahmen, frühzeitig die alte Bewilligungsmaschine zum Stehen brachten. Den Befreiten genügte vorläufig ihre Befreiung. Dagegen nahm in Frankreich die Sache einen ganz anderen Verlauf. Das Glück seines Königtums im 17., sein Glanz im 18. Jahrhunderte hatte es an jene Reformen nicht denken lassen, durch die sich Deutschland allmählich den Weg zu seiner Wiedererhebung zu bahnen mühte. Ohne jede Beschränkung bestand in Frankreich das feudale und patriarchale System fort bis gegen Ende des Jahrhunderts, unbeschränkt das Herrschaftsprivilegium des Adels und der Kirche, das Schöpfen aller Steuern aus dem Schatze des Unterthanen durch die Herren. Reichsstädte wie in Deutschland gab es nicht; nahm der Bürgerstand auch eine Art Mitte zwischen Unterthan und Adel ein, so stand er doch jenem näher als diesem. Hier trat an die Stelle des sozialen Fortschrittes die große *Revolution*. Sie vollzog alles bis ins Extrem mit einem Schlage: sie kassierte den Adel und die Grundobrigkeit, befreite den Bürger und Bauer, gab diesem ohne Ablösung und Verpflichtung das Nutzungsgut zu eigen und baute ein neues Vertretungssystem auf Grund dieser neuen sozialen Ordnung auf. So trat an die Stelle der in ihrer Ausschließlichkeit nicht mehr berechtigten ständischen Verfassung ein vollendetes *Repräsentativsystem*. Es war nun unmöglich, alle diejenigen persönlich zur Beratung zu ziehen, die fortan über einen eigenen Geldbeutel verfügten; es mußte eine Vertretung von Gruppen durch Abgeordnete stattfinden,

Digitized by Google

nachdem die adeligen Grundherren aufgehört hatten, die geborenen Vertreter der unteren Volksschichten zu sein.

Das war es, was als letztes notwendiges Glied der Reformkette Deutschland und den aus seinem Zerfalle hervorgegangenen Staaten noch zu schaffen übrig blieb. Auf die Erlangung einer Verfassung im Sinne des Repräsentativ- oder doch eines mit diesem kombinierten Systemes richteten sich die politischen Bestrebungen unseres Jahrhunderts, und das Ziel schien vor Abschluß der ersten Hälfte desselben allerwärts erreicht. Aber auch damit kann die soziale Entwicklung nicht in Stillstand übergehen; neue Arbeitsmethoden haben mittlerweile zu einer Ungleichheit der Kapitalsbildung und -Ansammlung geführt, welche eine neue und verschiedenartige Fürsorge der Gesamtheit erfordern.

Neue Arbeits-, Erwerbs- und Ernährungsformen kennzeichnen die zweite Hälfte der Neuzeit. Die ersteren sind die Folge der realistischen Geistesrichtung, welche in der Maschine neue Arbeitsmotoren und Verkehrsmittel von ungeahnter Leistungsfähigkeit schuf; die letzteren stehen im Zusammenhang mit den Entdeckungen und der Aufschließung der Erde, welche den Beginn der Neuzeit signalisierten.

Erst drang die Menge der kostbarsten Gewürze in unsere Küchen und degradierte die alten heimischen Würzkräuter zu Hausmittelchen alter Frauen. Die Süßwürze des Honigs trat zurück gegen den Saft des Zuckerrohres, bis in unserem Jahrhunderte wieder die einheimische Zuckerrübe das Produkt des Rohres verdrängte, den ganzen landwirtschaftlichen Betrieb umgestaltend. Die schnellsten Fortschritte machte die Einführung des Tabaks, der in einem Grade berauscht, wie ihn der Kulturmensch gegen seine Sorgen bedarf und neben seiner Arbeit gerade noch ertragen kann. Leider gewann in derselben Zeit auch die Kunst, aus dem schon früher bekannten Weingeiste ein Berauschungsgetränk zu bereiten, immer weitere Verbreitung. Wie den Tabak schwärzte die Kultur auch Thee und Kaffee zunächst

Digitized by Google

als Medikamente ein. Der letztere kam durch die Türken zu uns und bürgerte sich erst seit dem Ende des 16. Jahrhunderts langsam ein. Franckens Kräuterbuch von 1716 weiß noch eine Menge Leiden aufzuzählen, die er zu heilen bestimmt ist; aber es verrät uns auch, daß es schon damals „Etliche" gab, die ihn früh zu Butter und Brot tranken. Aber nur sehr langsam wurde er ein Volksnahrungsmittel. Friedrich II. bezog ihn in sein Besteuerungssystem ein und stellte, das Aroma der gebrannten Frucht fiskalisch ausnützend, sogenannte „Kaffeeriecher" an. Aber so sehr man auch irgend einem Genußmittel engeren Sinnes durch Monopol des Handels, Zölle und direkte Verbote den Zutritt in die Kulturländer erschwerte; seinen Siegeslauf konnte niemand einhalten. Dagegen war es außerordentlich schwer, dem Volksnahrungsmittel der Kartoffel Eingang zu verschaffen. Noch zur Zeit der preußisch-österreichischen Kriege lehnten die armen Riesengebirgsbewohner die durch die Preußen zu ihnen gebrachten Knollen als eine ekelhafte Speise ab. Trotzdem ist in der verhältnismäßig kurzen Zeit eines Jahrhunderts unsere gesamte Volksküche gründlich umgestaltet worden.

Eine ähnliche Neugestaltung erfährt auf demselben Wege des Eintausches der Erzeugnisse fremder Erdteile unser Schmuckgarten. Erst brachte der türkische Volksstamm die Zwiebel- und Staudengewächse seiner Steppenheimat nach Europa, dann folgte die Flora aus allen Zonen. Chausseen, Posten, Eisenbahnen gaben den Verkehrsformen im Großen eine völlig neue Gestalt. Gut erhaltene Straßen waren bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts nur wenige vorhanden; erst seit 1787 ging Preußen in der Erweiterung des Straßennetzes voran. Als ein öffentliches Unternehmen richtete zuerst Franz von Taxis 1516 auf Veranlassung Kaiser Maximilians eine regelmäßige Beförderung zwischen Wien und Brüssel ein. Sie entwickelte sich allmählich zu einer Reichspost, doch bestanden ähnliche Unternehmungen der einzelnen Staaten daneben. Im Jahre 1649 errichtete der große Churfürst eine ähnliche Post zwischen Berlin und Cleve

Digitized by Google

über Magdeburg. Wie wenig Interesse aber das Volk diesen Einrichtungen entgegenbrachte, das bezeugte deutlich genug die letztgenannte Stadt. Von einer Freude über die neue Einrichtung war keine Rede, man ließ sich dieselbe nur eben gefallen; so oft aber der reitende Bote mit seinen Briefen nach Thorschluß ankam, hielt man es nicht für der Mühe wert, ihm das Thor zu öffnen; er mußte bis zum Morgen außer der Stadt bleiben. Erst im Jahre 1668 ließen sich die Herren Bürger auf eine besondere Weisung des Kurfürsten herbei, die Post glimpflicher zu behandeln — wie ist das heute in solchen Städten anders geworden!

Die erste Dampfeisenbahn wurde in Deutschland 1835 auf der kurzen Strecke zwischen Fürth und Nürnberg erbaut, 1837 verkehrte der Dampfwagen auf der ersten Strecke von Leipzig nach Dresden zu. Das Unternehmen war von Bürgern ausgegangen und von ihren Privatmitteln getragen. Die preußische Regierung verhielt sich beobachtend und zunächst — ablehnend; man fürchtete durch diese Neuerung den Postverkehr zu ruinen. Wie ist das seither anders geworden! Und von jener Zeit trennt uns nur ein halbes Jahrhundert.

Digitized by Google

Register.

Ablaß 26.
Armenpflege 37.
Armenschulen 153.
Aufzüge 100.
August der Starke 171.
Basedow 165.
Bauhütten 101.
Befestigungskunst 128.
Blumenorden 151.
Bodmer 154.
Böheim, Hans, 48.
Böhme, Jakob, 157.
Brauhäuser 90.
Breitinger 154.
Buchdruck 12, 56.
Bundschuh 49.
Calvin 42.
Dämonismus 5.
Dragoner 127.
Eisenbahn 186.
Entdeckungsfahrten 8.
Folter 120.
Francke 158.
Freimaurer 160.
Friedrich d. Gr. 144, 177.
Friedrich Wilhelm I. 175.
Geistlichkeit 21 u. f.
Gellert 155.
Gesellschaft, deutsche, 152.
Gesellschaft, deutschgesinnte, 151.
Gesellschaft, fruchtbringende, 150.
Gildehäuser 91.
Goethe 164.
Gottsched 151.
Hanswurst 153.
Heere, stehende, 141 u. f.
Herbergen 92.
Heßhusen 63.
Hexenverfolgung 59.
„Hof" 92.
Hofhaltungen 168.
Hofkriegsrat 145.
Hugenotten 174.
Illuminaten 161.
Jesuiten 72 u. f.
Josef II. 169 u. f.
Kaffee 184.
Kant 164.
Karabiniere 125.
Karthaunen 127.
Kirchenkasse 36.
Kleiderordnungen 85, 87 u. f.
Klopstock 155.
Kroaten 127.
Kurrende 66, 69.
Kürisser 125.
Landsknechte 78 u. f.
Leibnitz 151, 157.
Lessing 162.
Litteratenvereine 65.
Litteratur, schöne, 148.
Loyola 73.
Luther 30 u. f., 52.
Luxusgesetze 85 u. f.
Liederhandel 56.
Magdeburg 34, 131 u. f.
Meistersinger 102 u. f.
Merker 106.
Mesmer 160.
Minden, Grete, 110 u. f.
Mönchsorden 72.
Mordbrenner 130.
Münzer, Th., 53 u. f.
Musketiere 127.
Oper 152.
Opitz 150.
Pestalozzi 165.
Plünderung 132 u. f.
Pietismus 158.
Pegnitzschäferorden 151.
Pikeniere 127.
Reiterei 124 u. f.
Relationen, angsbg., 57.
Restauration, kathol., 70.
Romantiker 166.
Schiller 163.
„Schlangen" 127.
Schulwesen 64 u. f.
Schwanenorden a. d. Elbe 151.
Singschulen 107.
Soldtruppen 126.
Spener 158.
Thomasius 151.
Trinkstuben 91.
Trunksucht 173.
Volksschauspiel 153.
Weckherlin 150.
Wirtshäuser 89.
Zeitungswesen 56 u. f.
Zensur 57.
Zinzendorf 159.
Zunftwesen 94.
Zwingli 41.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Druck von Greßner & Schramm, Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS
WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH DAY AND TO $1.00 ON THE SEVENTH DAY OVERDUE.

NOV 26 1948

ICLF (N)

JAN 31 1968 3 4
IN STACKS
JAN 17 '68

RECD
JAN 18 '68 -9 AM
LOAN DEPT.

UCLA
INTERLIBRARY LOAN
THREE WEEKS AFTER RECEIPT
NON-RENEWABLE

5337
AUG 27 1971

LD 21-100m-12,'43 (8796s)

Digitized by Google

YB 29976

Digitized by Google

Digitized by Google